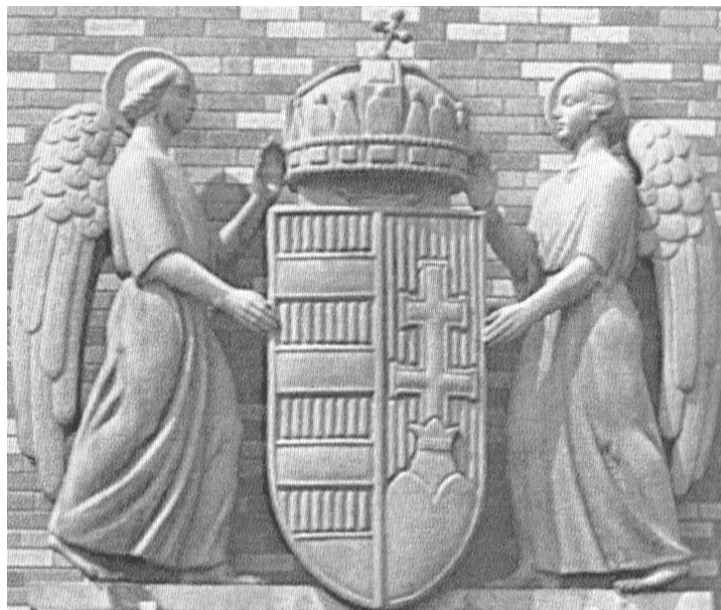


Michael de Ferdinandy (1912-93)

Ungarn: „Reich der Heiligen Krone“

Romantik als geschichtliche Form



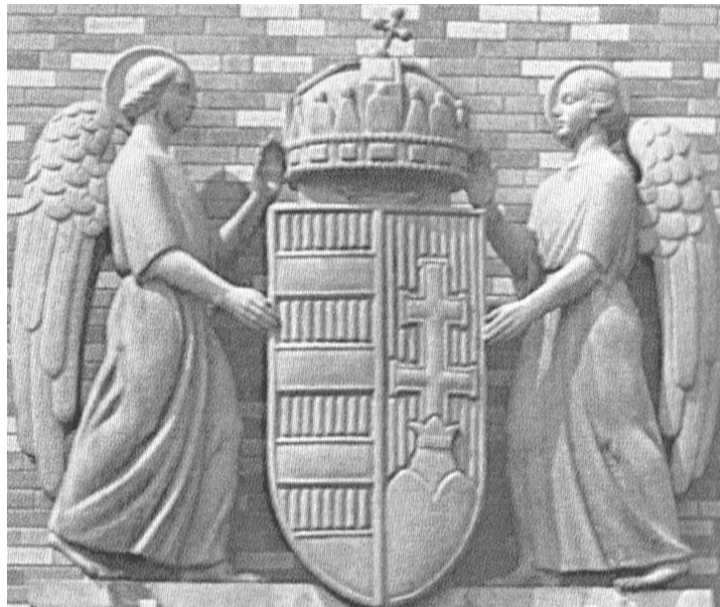
Edition 2012 Farkas

Sehr erweiterte Fassung der Madrider Ausgabe
„Historia de Hungría“, 1967

Michael de Ferdinandy (1912-93)

Ungarn als Reich der Heiligen Krone

Seine Psychografie,
von der Vorgeschichte bis 1956.
- Romantik als geschichtliche Form -



s. S. 179 & 185

Redigiert von Josef-Gerhard Farkas

Herausgeber:

© Gabriele und Josef-Gerhard Farkas

Fax +49(0)7273-94 11 73; E-Mail: gabyfarkas@web.de
Habsburger Allee 10 a; D-76767 Hagenbach

Druck: dbusiness 10409 Berlin
2012

I. Der Osten des Westens: Pannonien.

Landschaft und Geschichte, 5; - Pannonien, 6; - Die offen gelassene Grenze, 7; - Pannonisches Schicksal, 7; - Angreifender Osten, 7.

II. Die Hunnen.

Der Reiternomade und seine Welt, 8; - Hunnische Reichsbildung, 9; - Die Begründung der Alleinherrschaft, 9; - Das Attila-Reich: eine eurasische Sythese, 10.

III. Das nachhunnische Osteuropa.

Awaren, 11; - Onuguren, 12; - Die ugrischen Völker, 12; - Chasaren, 12; - Osteuropäische Zusammenhänge, 13.

IV. Das altungarische Weltbild.

Die ungarische Urreligion, 14; - Die türkische Urreligion, 14; - Das duale Weltbild, 14; - Iranisch-turanische Parallele und Gegensätze, 14; - Iranisch-ungarische Zusammenhänge, 15; - „Horror vacui“, 15; - Die „Geißel Gottes“ und ihr Gott, 16; - Der ungarische Dualismus, 16; - Das Thema des Kampfes, 16; - Die „kämpfenden Schamanen“, 16; - Kampf mit dem Kumanen, 17; - Der Kampf ums Reich, 17; - Das Doppelkönigtum, 18; - Die „Hunnenschlacht“, 18; - Der „ungarische“ Attila, 19; - Der „stultus populus“ des abziehenden Csaba, 19; - Die ungarische „Reconquista“, 20; - Von Zweiheit zur Einheit, 20; - „metus orbis, flagellum dei“, 21; - „Der Mann des Blutes“, 21; - Die Kehrseite, 22.

V. Das ungarische Königtum.

Hunnisch-ungarische Parallele, 22; - Wendung nach Westen, 24; - Schicksalslage zwischen Ost und West, 24; - Einordnung des ungarischen Königtums in das Abendland, 25; - Die Avitizität, 26; - „Defensor Christianitatis“, 27.

VI. Der „christlich-osteuropäische Kulturkreis“ und sein Untergang.

Sippengemeinschaft gekrönter Häupter, 28; - Ungarisch-slawische Zusammenhänge, 28; - Tendenz zur Großmachtpolitik, 29; - Der Mongolensturm, 29; - Der große Angriff auf Osteuropa, 30; - Der Osteuropa-Plan des ungarischen Königs, 30; - Die Verwüstung Ungarns, 31; - Die Mongolen räumen Ungarn, 31; - Kumanisch-ungarische Gegensätze, 32; - Eine neue Kulturscheide, 33.

VII. Das „Archiregnum“

Ungarn und der ostmitteleuropäisch-osteuropäische Raum, 34; - „Propagator fidei“, 34; - Ludwig der Große, 34; - Der Kongreß von Visegrád, 35; - Auftrag und Erbe, 35; - Balkanpolitik, 36; - Bilanz, 37; - Das Erbe und die Erben, 37; - Das Titelblatt der Wiener Bilderchronik, 38; - Der Auftritt der Türken, 39; - Der Verteidigungsgürtel des Reiches, 40; - Johannes Hunyadi, 40; - Matthias Corvinus, 41; - „Secundus Athila“, 42; - Attila, Ladislaus der IV., Matthias, 43; - Matthias: die ungarische Renaissance, 44; - Vom „imperium“ des Matthias zur inneren Spaltung der Jagiellonenzeit, 45; - Das „arpadische“ Reichsgebilde, 46; - Das „luxemburgisch-habsburgische“ Reichsgebilde, 46.

VIII. Die heilige Krone.

Geheiligte Gegenstände des gottgesandten Herrschers, 47; - „Attilas Schwert“, 48; - Die „sancta corona“ der Arpaden, 48; - Von Karl Robert bis Matthias Corvinus, 49; - Der Ursprung der „Doktrin der hl. Krone“, 49; - Die Frage nach dem Ursprung des Gegenstandes, 50; - Signaculum, mysterium et robur, 51; - Der mystische Körper der hl. Krone, 51; - Der mystische Körper der hl. Krone wird „sichtbar“, 52; - Vom „totum corpus“ zu den „dissecta membra“, 52; - Von den „dissecta membra“ zum „totum corpus“, 53.

IX. „Scherme und Vorstand der Kristenheit“.

Schwache Nachfolger zerstören das Werk Matthias Corvinus, 53; - Der Bauernaufstand von 1514, 54; - Demographische Verschiebungen, 55; - Die Spaltung des Landes bereitet sich vor, 55; - Mohács, 55; - Die Spaltung des Landes wird zum Ereignis, 56; - „Wie der Finger zwischen Schwelle und Tür“, 57; - Hunnen, Mongolen, Türken, 57; - „scherme und vorstand“ - ?, 58; - Kriegsschauplatz Ungarn, 58; - Die Wacht an der Grenze, 58.

X. Das dreigeteilte Land. I. — Das „königliche“ Ungarn.

Frater Georg, 59; - Östliche Spielregel, 59; - Habsburg und Ungarn, 60; - Die Liebe des Feindes, 61; - Der fremde König, 61; - „Die ungarische Mark“, 62; - Die „Kaiserlichen“,

62; - Landsknecht und vitéz, 63; - „Einrichtungswerke“ und andere „kaiserliche“ Maßnahmen, 64; - Kardinal Pázmány zwischen König und Land, 64; - Die Wahl Ferdinands II. 1618 und sein Testament 1621, 65; - Ungarns Stellung im habsburgischen System, 66.

XI. Das dreigeteilte Land. II. — Das „Hódoltság“: Türkisch-Ungarn.

Türkische Verwaltung, 66; - Türken und Ungarn, 67; - Das Komitat im Hódoltság, 67; - Entwicklung des Komitats, 67; - „Das geflüchtete Komitat“, 68; - Die Krise von Religion und Denken, 69; - Die Reformation in Debreczin, 70; - Glaubenswahl im Hódoltság, in Transsilvanien und im „königlichen“ Ungarn, 71; - Katholische Restauration: Petrus Pázmány, 71; - Volkstümlicher Katholizismus, 71; - Die „kleine Flucht“ und die „große Flucht“, 72; - Bauernkomitat und Städtebund, 73; - Debreczin, 73.

XII. Das dreigeteilte Land. III. — Das Fürstentum Transsilvanien.

Ein politisches Notgebilde, 74; - Die Báthory-Macht, 74; - Frühe absolutistische Tendenzen, 75; - Stephan Báthory im östlichen und im westlichen Zusammenhang, 75; - Absolutismus und Widerstandsrecht, 76; - Der Bocskay-Aufstand, 77; - Bocskays status quo, 78; - Widersprüche, 80; - Bethlens Prinzipat, 80; - Bethlens Absolutismus, 81; - Ein Theoretiker des transsilvanischen Absolutismus, 81; - Bethlens Kämpfe gegen Habsburg, 82; - Transsilvanien und der Türke, 82; - Der „alte“ Rákóczi: Siebenbürgen auf dem Höhepunkt, 82; - Transsilvaniens Untergang, 83.

XIII. Die Wiederherstellung: Wirklichkeit und Vorstellung.

Thököly, 83; - Irreale Kombinationen, 83; - Graf Nikolaus Zrinyi, 83; - Die „mécontents“, 84; - Was wollten die Verschwörer?, 84; - Einführung des Absolutismus, 85; - Ungarn und das absolutistische Experiment, 85; - Die „Bujdosó“, 86; - Der „Kuruzzenkönig“, 87; - Macht und Überlieferung der Rákóczi, 87; - Beginnende Mythenbildung, 87; - Das Fürstentum Oberungarn, 88; - Kurswechsel in Wien, 88; - Der Reichstag von 1681, 89; - Der „Befreiungskrieg“, 89; - Für und gegen das Recht des Widerstandes, 89; - Thökölys Sturz, 90; - Der Reichstag von 1687, 90; - Allgemeine Unzufriedenheit, 90; - Thökölys letzter Versuch und das Ende, 91.

XIV. Der erste Versuch einer Restitutio Regni und sein Scheitern.

Verlust des Feindes, 91; - Der romantische Mensch, 93; - Die Überlieferung und ihre Widersacher, 93; - Das „Einrichtungswerk“, 94; - Zerfall der Lebensformen, 94; - Fürst Franz Rákóczi II., 95; - Das Rákóczi-Schicksal, 96; - Ergebnisse und Forderungen, 97; - Umschwung und Sturz, 98; - Rákóczis Vermächtnis, 98.

XV. Der Sonderfall „Ungarn“ im habsburgischen Mitteleuropa.

Habsburgs neuer Kurs, 99; - Verminderung der Seelenzahl, 100; - Veränderung der Landschaft, 101; - Spannungen und Widersprüche, 101; - Adel und Herrscher, 102; - Kaiser Joseph II., 104; - Angriff gegen die Sprache, 104; - Die Sprachen des Reiches, 105; - Das Sprachenproblem und die Komitate, 105; - Zur Nachgeschichte der Rákóczi-Emigration, 106; - Der Transsilvanismus, 107; - Baron Nikolaus Wesselényi der Ältere, 108; - Der Reichstag von 1790/1, 109; - „Divide et impera“, 110.

XVI. Die ungarische Romantik.

Der Konflikt von Nationen und Nationalitäten, 111; - Erneuerungsdrang und Reaktion, 112; - Graf Franz Széchenyi, 112; - Die Széchenyi und die ungarische Hauptstadt, 113; - Der Letzte Ungar, 114; - „Extra Hungariam non est vita“, 114; - Romantik und Melancholie, 115; - Von den Lehrlingen zu den Meistern, 115; - Das religiöse Moment, 116; - Graf Stephan Széchenyi, 116; - Dämonen, Frauen und Reisen, 117; - Auf der Spur der Ahnen, 117; - Das Vorspiel zur Wiedereinberufung des Reichstags, 118; - Metternich und Széchenyi, 118; - Széchenyi und die ungarische Romantik, 119; - Das ungarische „tiers état“, 120; - Einheit von Adel und Volk, 121.

XVII. Der zweite Versuch einer „Restitutio Regni“.

Dualismus in Geschichte und Sage, 122; - Széchenyis Buch „Über den Kredit“, 122; - Thronwechsel 1835, 123; - Franz Deáks Auftritt, 123; - Ausdrücke des Dualismus bei den Dichtern Katona und Kölcsey, 123; - Dualismus und Wiener Kamarilla, 125; - Schließung der nationalen Fronten gegen die Reaktion, 125; - Die „Hungarisierung Österreichs“, 126; - Kossuth,

127; - Kossuth und das liberale Programm, 127; - Széchenyi in den Kämpfen der 40er Jahre, 128; - „Höhere Mächte“, 129; - Bedrohtes Gleichgewicht, 129.

XVIII. Zusammenbruch und Wiederaufrichtung der dualen Ordnung der Dinge.

Das Revolutionsjahr 1848, 130; - Abkehr von der dualistischen Grundlage, 130; - Der Kaiser von Österreich gegen den König von Ungarn, 131; - Ungarn auf dem Weg der Revolution, 131; - Der Unabhängigkeitskampf von 1849, 132; - Sieg und Rache der Reaktion, 133; - Széchenyis geistige Umnachtung, 133; - Széchenyis Tagebuch von 1848, 133; - „Eumeniden“, 134; - Ahriman-Kossuth, 134; - „Die schöne Brücke, ein Wunder der Welt“, 135; - Széchenyis Zusammenbruch, 136; - In „den Stricken des Teufels“, 136; - Kossuth und Thököly, 137; - Kossuth und Csaba, 138; - Der „Vater“ des Petöfi, 138; - Auf dem Weg der Genesung, 139; - „Die große ungarische Satire“, 140; - Széchenyis Ende, 140; - „Die Tragödie des Menschen“, 141; - Der Schwanengesang des adeligen Weltbildes, 142; - Abrechnung mit dem Trugbild der Revolution, 143; - Satire über Individualismus und Kollektivismus, 144; - Göttin Vita, 145; - Dualismus als Götterduell, 146; - Eva, 147; - Ausgleich, 148; - Restitutio Regni, 149.

XIX. Der letzte Versuch einer „Restitutio Regni“.

Die Frage der „nationalen Minderheiten“: Illusion und Wirklichkeit, 149; - Die soziale Lage: Illusion und Wirklichkeit, 150; - Proletarisierung des ungarländischen Bauern, 151; - Auswanderung, 151; - Der Mittelstand, 151; - „Ahnenwahl“, 152; - „Mythische Wiederkehr“, 153; - Entartung des ungarischen Romantismus, 153; - Die Hauptstadt, 154; - Sozialistische Bewegungen in Land und Hauptstadt, 155; - Spaltung in der ungarischen Gesellschaft, 155; - Die „obere“ Strömung: Tisza, 156; - Bündnis mit Deutschland, 156; - Barocker Gemeinwohl-fahrtsstaat versus Nationalitätenprinzip, 157; - Die „archetypische Verblendung“ der „67er“, 158; - „Archetypische Verblendung der „48er“, 159.

XX. Die Katastrophe.

Zur Genealogie des Verfalls, 159; - Graf Stephan Tisza, 161; - Tisza und das Scheitern der Bankunternehmung, 161; - Tisza und der Untergang der liberalen Partei, 162; - Die „untere“ Strömung: Ady, 163; - Adys „Dreifaltigkeit“, 164; - Hunnenschlacht und Sozialismus, 165; - „Sollst beben Erde!“, 166; - Im Weltkrieg, 166; - Tisza und die Auflösung des Reiches der heiligen Krone, 167; - „An der Spitze der Toten“, 168; - Alt-Ungarns Ende, 169; - „Gruß dem Sieger“, 170.

Appendix: Analogien

1490 Matthias–1526 Mohács ./1889–1918 österr.-ung. Monarchie, 171; - 1526-52 Zápolya-Zeit ./1919-45 Horthy-Zeit, 171; - Grenzen der Analogie, 172; - (1) Trianon-Ungarn, 172; - (2) Zweiter Weltkrieg, 173; - (3) Gewaltsame Verformungen, 175; - (4) 1953-56, 176.

Literaturangaben, 178

Herausgeber-Nachtrag: zur Zeitgeschichte 1944–90 der hl. Krone, 178

Widmung des Autors:

In memoriam avunculi mei Ákos Neÿ de Pilis, 1881–1967.

Ursprünglicher Titel des deutschsprachigen Manuskripts: *Geschichte Ungarns, Menschen-schicksal zwischen Ost und West*. Ins Spanische übersetzt von Maria Magdalena de Ferdinandy, der Tochter des Autors: *Historia de Hungría. Un pueblo entre Oriente y Occidente*. Madrid 1967; Alianza, Taschenbuch.

Zur Befassung des Autors seit den 1930er Jahren mit Teilaspekten des 1964-66 entstandenen, 1971 abgeschlossenen Buches siehe Bibliographie in: Überlieferung und Auftrag; Festschrift für Michael de Ferdinandy zum sechzigsten Geburtstag 5. Oktober 1972. Hrsg: Josef-Gerhard Farkas. Wiesbaden 1972, Pressler

I. Der Osten des Westens: Pannonien.

Landschaft und Geschichte. Landschaft ist Geist. Sie offenbart Kräfte, die durch eine geistige Macht ausgestrahlt zu werden scheinen: durch die Macht eines Geistes, der in der Landschaft wohnt, durch sie wirkt und sich ausdrückt. Diese Macht, die aus der Landschaft heraus den in der Landschaft lebenden und durch sie ergriffenen Menschen anspricht, wird und wurde von ihm als sein Schicksal anerkannt. Denn solche Kraft einer Landschaft ist nur dort vorhanden, wo auch der Mensch vorhanden ist, wo menschliche Geschichte gestaltet und erlebt wird: aus einer ständigen Wechselwirkung von Mensch und Land, die durch ihre Geschichte sichtbar und greifbar wird, entsteht der *genius loci*.

„Neigungen haben die Götter“ – nach Schillers schönem Wort. So auch der *genius loci*. Im Lauf der Geschichte scheinen Landschaften von ähnlichem Genius untereinander nicht selten sympathische Annäherungen aufzuweisen, Annäherungen, die nur zu oft von großer zeitlicher Dauer und erkennbarer Gesetzmäßigkeit sind. Dadurch werden sie erst einer geschichtlichen Wertung zugänglich. Als Grundlage für eine solche Wertung mag die geographische Einheit einer in der Geschichte sich auch als historische Einheit beweisenden Landschaft dienen.

So im Falle Italiens:

il bel paese,

Ch' Appennin parte, e' l mar circonda e l'Alpe. (Petrarca)

Diese Einheit wurde früh erkannt, politisch ausgewertet und als die Zeiten überlebendes Gebilde mächtig in die Zeiten hineingestellt. Was also entstanden ist, war mehr als geographisches Milieu einer organisierten Menschheit, es war Landschaft: Geist und Land in einem; Landschaft, die vom Blickpunkt der menschlichen Handlungen und Entschlüsse aus betrachtet Schicksal in sich barg. Ihrer geographischen Struktur und Lage nach aber schien sie, gegenüber den abwechslungsreichen Wandlungen des menschlichen Geschehens, für eine relativ langandauernde Unveränderlichkeit des Schicksalplans der in ihr lebenden Menschheit zu bürgen.

Was zustande kam, war eine politische Landschaft: ein geographisches Milieu, in dem begrenzt von geographischen Gegebenheiten und volklichen Eigenschaften eine bestimmte, organisierte menschliche Gemeinschaft an die Verwirklichung gewisser Ziele heranschreitet. Durch diese Betätigung gewinnt das geographische Milieu den Charakter einer historischen Landschaft, weil jede Betätigung des Menschen ein in Raum und Zeit ablaufendes dynamisches Geschehen ist, d.h. Geschichte.

Um dieses dynamische Geschehen mit Bezug auf die Landschaft begreifen zu können, prüfe man – um bei dem gewählten Beispiel zu verbleiben – die ursprüngliche Haltung des italienischen Menschen. Diese Haltung ist klar die des Ackerbauern. Er pflügt. Seine Ochsen führend wandert er bis ans Ende des ihm zugeteilten Feldstückes. Dort kehrt er, nur der Furche folgend, um. Die Frage, ob auf der anderen Seite der noch sichtbaren fernen Hügel sich Menschliches bewegt oder nicht, bewegt ihn kaum. Was ihn jedoch angeht, ist das Feldstück seines Nachbarn. Ist es größer und bringt mehr ein, verliert er es nie mehr aus seinen Augen, bis sich ihm eine Möglichkeit eröffnet, das Gut des andern durch List oder Gewalt an sich zu bringen und seinem Erbstück einzuverleiben. Sein Reichtum wächst, seine Kraft verdoppelt sich, seine Macht dehnt sich aus. Nun bleibt er nicht mehr stehen. Sein Interesse gilt jedem brauchbaren Land und seine Begeisterung speist sich aus den Kräften, die aus der Erde strömen.

Nie aber wird er zum leichtsinnigen Eroberer, denn nur nach Grund und Boden zieht es ihn. Was ihn besessen hält, ist die Magie der Scholle. Er dringt von *finis zu finis* vor: dem Wesen nach bleibt er stets „Finitist“, weil sein Expansionsstreben selbst noch in der Spätphase – in der einer Weltreichsgestaltung – nichts anderes ist als die kluge Verteidigung, die verständige Ergänzung des ererbten Besitzes. Am großartigsten äußert sich diese Haltung in der Eroberung Galliens durch Cäsar: er erwarb das zwischen den beiden „Großgrundbesitzen“ Roms, Italien und Hispanien, noch fehlende verbindende „Grundstück“ durch Einverleibung des gallischen Raumes. Aus derselben Haltung folgt der charakteristisch sorgfältige Ausbau des *limes* um das Römische Imperium.

Das Wirken jener Kraft, deren Ziel und Zweck die Scholle, der Boden und dann erst der eventuell darauf lebende Mensch sind, ruft nie den Eindruck schneller und leichter Einnahme hervor. Der Vorgang gleicht weder einer Flut noch einem Reiterangriff. Es ist keine Besetzung, es ist ein In-Besitz-Nehmen. Der Römer faßt Fuß im eigentlichen Sinne des Ausdrucks. Demzufolge ist jede römische Eroberung ein gründliches und wohldurchdachtes Unternehmen. Demzufolge gehörte auch den Römern

das einzige festgefügte europäische Imperium der Jahrhunderte vor dem neuzeitlichen Imperialismus, ein Imperium, dessen Existenz nicht an die Geschicke eines einzigen Mannes oder einer einzigen Dynastie gebunden war. Nur in dieser Existenz verbanden sich Vorstellung und Wirklichkeit zu einem organischen Ganzen. Denn nie hat es sich zur bloßen Vorstellung reduziert – wie nur allzu oft während jenes Volkes Geschichte, die im vorliegenden Buche zur Darstellung gelangt. Trotzdem verklärte sich auch seine rauhe Wirklichkeit durch eine immanente, Ewigkeitsanspruch erhebende Idee.

Wer sich in den Dienst dieser Idee stellte, war einer Berufung gefolgt, die sich allmählich mit den Inhalten einer heroisch-männlichen Haltung auffüllte. Bald war der Kampf keine bloße Folge ackerbauerischer Unersättlichkeit mehr: nun wurde für eine Gemeinschaft, für den Ruhm und das Wohl dieser Gemeinschaft gefochten, d.h. *pro patria*, und die Kampfwut des Kriegers gewann ihre ethische Verklärung in der Idee des Opfers. Der durch solchen Preis gewonnene Boden sollte geschützt und erhalten bleiben, um wirklichen Nutzen bringen zu können. Der Besitznahme folgte die Arbeit der Organisation; das Einordnen des neuen Bodens und seiner Bewohner in ein juristisches, politisches und administratives Ganzes. Diese Arbeit war aber von einer Ausbreitung der Zivilisation begleitet, von seiten des Eroberten erst wurde sie durch die Aufnahme der Kultur des Eroberers vollendet. So dehnt sich die *latinitas* über das ganze Mediterranaeum aus; gleichzeitig aber verarbeitet sie überall die lokalen Inhalte in sich. Die Romanisierung der westlichen Welt entfaltet sich wie ein organischer Vorgang, sie wird zum Ereignis und endlich auch bewußt: sie entwickelt sich als das gemeinsame kulturelle und politische Bewußtsein von ursprünglich urfremden Völkern, Ländern und Zonen.

Pannonien. Als „Endergebnisse“ dieses zivilisatorisch-kulturellen Vorrangs sind im südlicheren Europa große lateinische Landschaftseinheiten zustande gekommen: auf den Ruinen des Imperiums fristeten nun kleinere lateinische Individualitäten ihr Dasein weiter. Sie haben sich – trotz der Gefahren, die ihrer lauerten – fast alle behauptet. Selbst im „afrikanischen“ Hispanien hat sich am Ende die latinisierte Grundsicht siegreich bewährt. In Italien konnte die Latinität nie ernstlich in Frage gestellt werden. Auch Gallien ist während seiner abwechslungsreichen Geschichte dem lateinischen Genius nie untreu geworden. Und selbst in Pannonien beweisen die in dem geistigen Bild dieses Landes bis auf heute aufleuchtenden lateinischen Farben, daß seine einstige Latinität – wiewohl nach dem 5. Jahrhundert allmählich und größtenteils latent geworden — nie ganz verschwunden ist: sich auf geheimen Wegen bis zum 10. Jahrhundert aufrechterhalten konnte, um sich schließlich noch für die Ungarn, ein aus dem fernen Osteuropa eingewandertes Reitervolk, als Schicksal zu gestalten.

Im ersten vorchristlichen Jahrtausend war Pannonien von den keltischen Pannonen bewohnt. Ihnen ziemt und ihrer Eigenart entspricht die hügelreiche, heiter-anmutige Gegend dieses Landes. Das Volk, das sie ursprünglich bewohnte, wurde durch sie zum eisernen Zusammenfassen seiner Kräfte noch nicht genötigt. Der organisatorische Wille ist im alten Pannonien eine Erscheinung sekundärer Art: Immer hat ein von außen her eingedringender Machtfaktor dieser Landschaft ihre politische Organisation aufgezwungen: zuerst die Römer (1. Jh.), dann die Hunnen (5. Jh.) und Awaren (6. Jh.), zum Teil auch die Franken (8. Jh.), endlich die Ungarn (9. Jh.). Das erste Kapitel dieser Landschaft wird durch die komplizierte Wechselwirkung der in sich statischen volklichen Kräfte des pannonischen Raumes und der über ihnen sich einrichtenden Repräsentanten verschiedenen Machtwillens ausgefüllt.

Dieses Kapitel beginnt ungefähr zur Zeit der ersten kommerziellen Unternehmungen der Römer in diesem Raum (1. vorchristl. Jh.) – obwohl man schon in den griechisch-pannonischen Berührungen und den nach Nord ausholenden Versuchen Alexanders des Großen einen Auftakt vermuten darf. Doch all das bleibt Vorspiel. Nur die Römer, nur die Latinität vermochten es, sich auf pannonischem Boden politisch wie kulturell auf Dauer einzurichten. So kam (im 1. nachchristl. Jh.) – entfernt an das Schicksal des gallischen Raumes erinnernd – die mystische Verbindung von pannonischer Landschaft und lateinischem Genius zustande. Sie sollte auch nie mehr ganz aufgehoben werden. Die organisatorische und kulturschaffende Einwirkung der siegreichen fremden Kräfte auf das sich ergebende, sich ausliefernde, zum Aufnehmen bereite pannonische Volkstum ist der Inhalt der Römerzeit in Pannonien, bis dann zuerst der römische und später der auch hier mit Heimatgründungen experimentierende germanische Westen Pannonien zu räumen gezwungen sind. Dieser Zwang widerfährt ihnen von den Vertretern der gewaltsamen Landnahmen des reiternomadischen Ostens: von Hunnen, Awaren, Ungarn. Jedesmal erliegt Pannonien. Trotzdem müssen sich selbst die Reitervölker zweimal nacheinander aus Pannonien zurückziehen (nach 454 und nach 800 n.Chr.). Erst durch Eingliederung des ungarischen Königturns in das christliche Abendland kommt das Ringen von Ost und West in diesen

Landschaften zu einem sehr langfristigen Kompromiß. Damit beginnt ihrer Schicksale zweites Kapitel, das sich fortsetzen läßt bis zum heutigen Tag.

Die offen gelassene Grenze. Gallien wie Pannonien waren wichtig für Rom, um seine hispanischen, italienischen und balkanischen Besitztümer durch mächtige Hinterländer organisch miteinander verbinden zu können. Cäsar, wie erwähnt, erkannte das Zusammenhängen dessen, woraus später Frankreich wurde, ganz bis in die germanische Waldzone hinauf. Die erobernden Römer haben folglich den gallischen Raum nicht verstümmelt, sondern ihn in seiner Ganzheit ihrem Reich und dessen Kultur angegliedert. Solcherart dehnte sich die Romanisierung über die Gesamtheit der Gallier aus, indes ihr Land sich zu einer der wichtigsten Provinzen der lateinischen Kultur in Mittelalter und Neuzeit entwickeln konnte. Im Osten, in Pannonien, haben Augustus († 14) und Tiberius († 37) nicht mit derselben Klarheit den Zusammenhang des Donaupraumes erkannt. Sie drangen nicht vor bis an die geographischen Grenzen des ganzen Raumes (die Karpaten), sondern nur bis zur volklichen Grenze der pannonischen Kelten (die Donau). Die Idee von Marcus Aurelius († 180), die Reichsgrenze bis zum Karpatengürtel vorzuverlegen, war infolge des Erstarkens der Randvölker vor den Nordgrenzen des Reiches nicht mehr zu verwirklichen. So ist sie Donaulinie zum *limes* geworden, die Grenze in diesen Gegenden gleichsam offen geblieben. Zwischen Pannonien und Dazien drang die jazygische Steppe wie ein Keil in den römischen Körper ein. Die Pazifizierung dieses Raumes zwischen Donau und Siebenbürgischem Mittelgebirge ist den Römern nie gelungen.

Selbst die vollbrachte Eroberung des Dakischen Reiches hat sich als ein enormer Fehler der römischen Politik erwiesen: durch sie zertrümmerte Rom mit eigener Hand das schon teilweise romanisierte Bollwerk, den großen Pufferstaat, der das Reich von der östlichen Welt der Barbaren trennte. Folglich konnten die ohne natürliche Grenzen wie große Fremdkörper in die barbarische Welt hineinhängenden nördlichen Donauprovinzen – Pannonien und Dazien – dem Druck der Barbarenvölker auf die Dauer nicht widerstehen. Dennoch gelang den Römern die Latinisierung der keltischen Bevölkerung Pannoniens, und zwar mit solchem Erfolg, daß noch im 4. Jahrhundert diese Provinz zeitweilig sogar als Hauptschauplatz religiösen sowie politischen Lebens des ganzen Reiches hervortreten konnte.

Pannonisches Schicksal. Pannonien trat aber auf solch entscheidende Weise – und das soll stark hervorgehoben werden – erst zu jenen Zeiten in den Vordergrund, da die endgültige Spaltung des Reichskörpers in eine östliche und eine westliche Hälfte sich immer mehr als unumgängliche Forderung der Umstände abzuzeichnen begann (in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts, endgültig nach 395). Dem Westen angehörend, aber an der Grenze des Ostens gelegen, füllt sich Pannonien dieser neuen Weltlage gemäß zum ersten Mal mit eigenem politischen Willen auf. Es wird – wie vorher nie – zum weltpolitischen Faktor. Und diese Lage – die Vertretung des Westens im Tor des Ostens — ist hinfort das geschichtliche Los Pannoniens und des Menschen, der seine Landschaft als Heimat anspricht oder ansprechen wird.

Angreifender Osten. Auf die Dauer aber ist Pannonien selbst im 4. Jahrhundert, trotz seiner eminenten Rolle, kaum mehr als ein vorgelagertes, in wachsender Gefahr befindliches Randgebiet des Römerreiches. Vom Reichskörper löst es sich infolge Vordringens der Hunnen ab. Damit beginnt ein neuer Abschnitt: eine Entwicklung entgegengesetzter Art, die den pannonischen Raum mit solchen Landschaften – vor allem mit der jazygischen Steppe – in eine politische, dann demographische und endlich auch kulturelle Einheit zusammenschließt, die von der Latinität und ihren zivilisatorischen Kräften bis dahin unberührt geblieben sind.

Ein vollkommen anderer *genius loci* empfing den Reisenden, als er beim Verlassen Pannoniens seine Wanderung auf dem östlichen Ufer der Donau in der jazygischen Steppe fortsetzte. Selbst der geographische Charakter des Geländes hatte sich verändert, und erst recht sein visueller Eindruck. Eine mit großen Waldflecken durchsetzte endlose Ebene öffnete sich dem Auge: größtenteils grüne Grassteppe für das weidende Vieh, aber hier und da durch das tödlich-weiße Gleißeln des Flugsandes oder durch salzig-naß glänzende Flächen unterbrochen. An solchen Stellen ähnelte das Land fast einer Wüstenei. Das spärliche Gewässer war von riesigem Sumpfland umgeben; die fast unsichtbare Kotlache drohte Reiter und Tier zu verschlingen. Eine karge Gegend, streng, zurückweisend. Von der lieblichen, einladenden Anmut der pannonischen Landschaft besaß sie nichts. Es ist für die Römer ebenso charakteristisch, dass sie in diesem Raum nie Fuß fassen konnten, wie für die dort während der Römerzeit herumnomadisierenden Reitervölker, daß sie jede Romanisierung schon vornherein ablehnten.

An der mittleren Donau starteten sich einst zwei verschiedene Welten mit unauslöschlicher Feindseligkeit an. Dann holte der Osten zum Angriff aus: er ging über den Strom, überflutete das pannonische Land und nahm es in seinen Besitz. Der Westen wich zurück.

II. Die Hunnen

Der Reiternomade und seine Welt. Auf den weiten Weideflächen der Grassteppe, die sich wie ein gewaltiger Gürtel durch Osteuropa und Innerasien hinzieht und das nahöstliche Europa mit Ostasien verknüpft, bildet die Viehzucht und nicht der besiedelte, besessene Boden die Nahrungs- und Lebensgrundlage. Bei den Bewohnern dieses Steppengürtels, den sogenannten Reiternomaden, steht bezeichnenderweise der Boden im Gemeinbesitz; und als Maßstab des Reichtums dient die Größe des Bestandes an Vieh, das jemand sein eigen nennt. Folgerichtig ist die ursprüngliche Lebensform der Steppenbewohner die des Hirten. Nur hat man sich diesen Hirten von Anbeginn an als beritten vorzustellen. Sein Leben auf den unermeßlich weiten Ebenen unterliegt starken Bindungen und bietet nur magerer Möglichkeiten. Dafür stellt es eine ungemein bewegliche und elastische Lebensform dar. Die riesigen Herden weiden den spärlichen Graswuchs in kurzer Zeit ab. So muß der Hirte immer wieder weiterwandern und ungeheure Gebiete reitend durchmessen, nach Osten oder nach Westen, bis ans Ende der endlosen Weiten. Naturgemäß herrschen hier ganz andere Zeit- und Raumbegriffe als in der Welt Roms oder selbst Chinas. In der Steppe gibt es keine Stadt mit Ewigkeitsanspruch. Hier werden nur Wagenlager, Zeltstädte und, wenn es hoch kommt, fürstliche Pfalzen aus Holz errichtet, — und „werden vom wehenden Wind weitergetragen“, so wie die Menschen, die in ihnen wohnen, und die Herden, die um sie weiden, weiterwandern.

Die Grundhaltung des Steppenmenschen ist daher die des Nomaden. Und der Horizont seiner Wanderungen – so scheint es, von der Steppe aus gesehen – umfaßt die ganze Welt, — eine Welt, auf deren wechselnd bewegtes Antlitz sich der unendliche Himmel mit seinem bald strahlenden, bald dunkel drohenden Gewölbe herabneigt. Und dieser gleichgültig erhabene Himmel mit der ewigen Wiederkunft seiner Sternbilder ist Gott selbst: eine ruhende, unheimliche, dämonische Wesenheit, das einzige ewige Sein in dieser Welt der Steppe.

Der dieser rauhen Landschaft vertrauteste Geist ist der Tod. Seine schauerliche Magie liegt über allem und läßt den Menschen der Steppe hart und heldisch werden. Denn in diesem unerbittlichen Kosmos, Auge in Auge mit den Gewalten einer stiefmütterlich harten Natur wie mit der Habgier der benachbarten Stämme und der Unersättlichkeit der Wolfsrudel, ist das Leben ein unausgesetzter Kampf. Was in dieser Welt zustandezukommen vermag, kann nur eine Kultur des Krieges sein. Und so entsteht – urtümlichen matriarchalischen Spuren zum Trotz – eine ausgesprochen männliche Lebensordnung, in deren Mittelpunkt der *pater familias* steht.

Der Gegensatz zwischen den Nomaden und den sesshaften Völkern wird am schärfsten greifbar in der Grundhaltung, die sie dem Boden gegenüber einnehmen. Der Ackerbauer wollte Grund und Boden erwerben. Die Nomaden dagegen wollen sich die Menschen, die Völker unterwerfen und aneignen. Ihre Besitzergreifung hat immer etwas vom Reiterangriff; die Abhängigkeit, die sie begründet, ist rein politischer Natur; in ihren Reichen ist die Elastizität des Aufbaus, die relative Unabhängigkeit der Teile viel größer als in der sesshaften Welt. Ein Stamm kann sich jederzeit aus dem Verbands der Stämme auslösen, was man sich etwa bei einer römischen Provinz viel schwerer vorstellen kann. In den Imperien der Nomaden können die Teile, neben dem Bewußtsein, zum Ganzen zu gehören, ihre Eigenständigkeit in Sprache, Überlieferung, Nationalcharakter beibehalten.

Die Ausdehnung der Reitervölker erweckt den Eindruck der Leichtigkeit und Spontaneität. Der nord-urasische Steppengürtel hat von den Marken Polens bis ans Gelbe Meer einen verwandten landschaftlichen Charakter und wurde in seiner ganzen Ausdehnung von Reiterhirtenvölkern mit ähnlicher Kultur und gleichartiger Lebensauffassung bewohnt. So stellt im Grunde genommen in diesen Breiten ganz Nordeurasien eine einzige geschichtliche Landschaft dar. Es geschah also aus innerer Notwendigkeit, gleichsam zwangsläufig, daß dieser Riesenraum sich zu einem Reich zusammenschloß, sooft ein wahrhaft bedeutendes organisatorisches Genie nach Herrschaft griff. Im Altertum erwachsen ebenso wie im Mittelalter immer wieder Weltreiche reiterhirtlichen Charakters, gleich ob sie nun wie das hunnische, awarische und alttürkische Reich das ungeheure Gebiet der Steppenzone nur zu einem namhaften Teil, oder – wie die Mongolen – in seiner ganzen Ausdehnung zusammenfassen.

Fassen wir Eurasien aus dem Gesichtswinkel der politischen Geschichte ins Auge, sehen wir sein Schicksal von zwei großen politischen Gestaltungen beherrscht. Die eine entspricht jener Gruppe, deren Haupt- und Grundlebensform der Ackerbau war, und für deren politisches Leben als Keim und Kern die Polis zu gelten hat. Die andere erwächst aus den überwiegend nichtagrarischen, viehzüchterischen Kulturen, deren politisches Leben in der nomadischen Großfamilie wurzelt. Im Dasein Europas stellt ihre höchste Verwirklichung das Reich Attilas dar.

Hunnische Reichsbildung. Das politisch, gesellschaftlich und kulturell vielfältig zusammengesetzte Gebilde, das man als das europäische Hunnenreich des 5. Jahrhunderts zu bezeichnen pflegt, scheint bei seinem Aufkommen im europäischen Osten noch der starken Zentralgewalt entbehren zu haben. Der erste namentlich bekannte Hunnenfürst in Europa, Balamber (um 375), ist nicht mehr als irgendein germanischer Heerkönig. Auch der zweite, von dem wir in der schriftlichen Überlieferung eine Spur besitzen, Karaton (Ende 4. Jh.), ist nur einer unter vielen Kriegshäuptlingen. Der dritte bekannte hunnische Fürst, Uldin (Beginn 5. Jh.), tritt dem Westen bereits mit einem gewissen individuellen Rang gegenüber, wird aber dort immer noch bloß als regulus bezeichnet. Erst die Führer der nächsten Generation, Oktar und Rua (vor 436), zwei Oheime Attilas, stellen bereits Fürsten im strengen Wortsinn dar. Aber noch regieren sie gemeinsam, wenn auch Oktar hinter dem viel bedeutenderen Rua ganz im Hintergrund steht. Unter dem Zeichen eines solchen Doppelkönigtums, das bei den Nomaden so häufig aufscheint und für ihre politische Ordnung sehr charakteristisch ist – es soll uns später noch beschäftigen, — stehen auch noch Attilas eigene Anfänge. Erst um den Preis der Beseitigung seines Bruders Bleda wird er zum Mon-archen, zum Großkönig der europäischen Steppe und der germanischen Waldzone.

Als solcher befindet er sich im letzten Lustrum seines Lebens als Verkörperung der Überlieferungen, der mythischen Hoffnungen der Steppenvölker. Nichts ist bezeichnender, als daß das in alter Zeit angeblich verlorengegangene Gottesschwert – es versprach seinem Besitzer die Weltherrschaft – wieder aufgefunden wird und in Attilas Hand gerät. Nun erst fühlt sich der Hunnenkönig berufen, außerhalb seines Reiches die Weltherrschaft, im inneren aber seine unbeschränkte Alleinherrschaft zu verwirklichen. █

Wir können die Spur dieser Entwicklung genau verfolgen. Innerhalb des Verbandes der Hunnenstämme lebt schrittweise die Überlieferung von einem ehemaligen Herrschertum wieder auf, wobei es gleichgültig bleibt, ob es so eine Weltherrschaft in der Vergangenheit des Hunnenvolkes tatsächlich schon einmal gegeben hatte oder nicht. Die Tradition wird vornehmlich für diejenigen zum Schicksal, die sie als eine „Erinnerung“ an die eigenen Ahnen erleben dürfen: d.h. die als Herrschergeschlecht des führenden Stammes ein Urbild von der Macht der Ahnen als den großen Imperativ ihres eigenen Wesens in sich tragen. Aus diesem Geschlecht mußte der „Erste der Könige“, von dem die Byzantiner zu Beginn des 5. Jahrhunderts sprechen, hervorgehen. Die vier Söhne dieses „Ersten der Könige“ stellen schon die Dynastie dar, und einer der vier, Rua, begreift schließlich den Sinn der in Gang geratenen Entwicklung und stellt sich an ihre Spitze, um die Bewegung und Wirkung der entfesselten Riesenkräfte, die zur Reichsgründung hindrängen, zu lenken.

Die Begründung der Alleinherrschaft. Es fällt auf, daß Attila nicht Ruas Sohn, sondern sein Neffe ist. Tatsächlich war die traditionelle Thronfolge – nicht nur bei den Hunnen, sondern auch bei vielen anderen Reitervölkern – die Vererbung der Fürstenwürde nicht auf die Söhne, sondern die Neffen. Offensichtlich wollte Attila – der seinen Bruder beseitigte; der sich anschickte, seine eigene Sippe auszurotten — mit dieser Einrichtung aufräumen. Die Söhne des Mama und des Atakam, Mitglieder eines anderen Zweiges der Dynastie, — so berichtet der Zeitgenosse Priskos – flohen nach Byzanz. Aber sie mußten Attila ausgeliefert werden, der sie hinrichten ließ. In seinen Augen hätte ihre Thronfolge eine Rückkehr zum Doppelkönigtum bedeutet, jener der eigenen Alleinherrschaft vorangegangenen Phase der gemeinsamen Herrschaft Attilas und Bledas. Attila wollte aber eben die Alleinherrschaft zur künftigen Form des Königtums machen; deshalb ließ er alle umbringen, die sich seinem Willen in den Weg stellten oder ihm für seinen Plan gefährlich schienen.

Dieses blutige Vorgehen ist der reguläre Weg zur Durchsetzung einer Alleinherrschaft und der Begründung eines Weltreichs unter den Reitervölkern. So hatte es sich schon ein anderes Mal verwirklicht, 700 Jahre vor Attila, als der Großkhan der ostasiatischen Hiung-nu, Maodun-tanhu (209-

¹ Vgl. Autor: Attila, das Thema seiner Biographie, in „Mélanges Szabolcs de Vajay“, Paris und Braga (1971)

174), seine Mon-archie schuf und – wie er sich ausdrückte – „alle bogenspannenden Völker“ in seinem Reich vereinigte. D.h., in diesen Reiternomadreichen ist weder die Sprache noch die Gemeinsamkeit von Rasse und Herkunft das Entscheidende, sondern die gemeinsame Lebensform, die hier durch die Kunst des Gebrauchs von Pfeil und Bogen ausgedrückt wird.

Allein das Reich Attilas – sieben Jahrhunderte später und inmitten des europäischen Raumes entstanden – umfaßte neben den germanisch-sarmatischen Volksgebilden, die sich mit der Lebensform des Reiterhirtentums schon befreundet hatten, auch zahlreiche indogermanische Völkerschaften (so, neben verschiedenen Germanenstämmen, auch die romanisierten Kelten Pannoniens,¹ die durch die Anpassung an die Lebensformen der Steppe noch nicht der nur in geringem Umfang hindurchgegangen waren. Diese Völker wurden jedoch nicht zu rechtlosen Sklavenvölkern, obwohl ihre Einverleibung in das Hunnenreich zumeist das Ergebnis blutiger Kämpfe war. Im Gegenteil: sie wurden Glieder einer machtvollen Einheit bei voller Gleichberechtigung mit den Oststämmen, ja in gewissen Fällen diesen vom Herrscher vorgezogen. Ist die Alleinherrschaft errungen, wird der König einziger Träger der Reichseinheit an Stelle des einen oder anderen Stammes. Demzufolge kann jeder einfache Krieger, sogar der in der Schlacht gefangengenommene Fremdstämmige, wenn er sich auszeichnet, leicht zum bagatur, zum Adligen aufsteigen. Der Führer aber eines besiegten oder sich freiwillig unterwerfenden Volkes wird in den Rat des Großkönigs berufen. Der Ostgotenkönig Walamer wird zu Attilas vertrautestem Freund, der Gepidenkönig Ardarich darüber hinaus – wie Vernadsky² annimmt – zu Attilas designiertem Nachfolger. Attila jedoch starb plötzlich, ohne für eine Verfügung über den Thron noch Zeit zu haben. Sofort entsteht eine Spannung zwischen Ardarich und den Attilasöhnen.

Die Söhne scheinen die Lage nach Art großer Feudalherren aufgefaßt zu haben: sie wollten die Völker des Reichs unter sich aufteilen, als wären die ihre Hörigen und ihr privater Besitz, ohne daran zu denken, daß diese, wenigstens zum Teil, unter der Herrschaft eigener Könige standen, die zumeist persönliche Freunde Attilas waren. Eine Reichsteilung mochte im Zeitalter vor Attila angebracht gewesen sein, nicht aber nach ihm. Trotzdem versuchten die Söhne ihre Völker mitsamt deren Herrschern auf die Stufe ihrer Sklaven und Herden herabzudrücken, was diese demütigte und mit Erbitterung erfüllte. Der Aufstand, an dessen Spitze sich Ardarich stellte, fegte dann die Attilasöhne hinweg. Aber das Gleichgewicht war endgültig dahin und das Hunnenreich brach zusammen.

Das Attila-Reich: eine eurasische Synthese. Attila starb (453) in der Fülle der Macht, inmitten seiner Weltherrschaftspläne. Es scheint, als ob die Seinen schon unmittelbar nach seinem Tode sich klar darüber waren, was Attila wollte und bedeutete. Darauf weist jenes „Carmen“ hin, das bei seiner Bestattung gesungen wurde und das durch Altheims³ Deutung in ein neues Licht gerückt ist.

In diesem Carmen erscheint Attila als der Herrscher schlechthin; als der einzige große König, dessen Gebot beide Reiche untertan waren: das der Skythen, also der Osten, die Steppe, „Asien“ wie auch die germanischen und lateinischen Länder, also der Westen oder „Europa“. Damit war Attila der Alleinherrscher über beide Welten, über die Doppelwelt, die in den Augen der Reiternomaden immer das Ganze, eben das „Reich“ bildete. Diese kosmische Doppelheit hat Attila überwunden, und wie es im Himmel nur einen Gebieter gibt, so war er zum Gebieter auf dieser Erde geworden. Symbolisch genommen, erfüllte sich in ihm und seinem Reich die kosmische Ganzheit, jenes Gleichgewicht, durch welches das wahre „Reich“ für seine Angehörigen seinen Sinn und seine Rechtfertigung findet. Weltgeschichtlich genommen, stellen er und sein Reich die „eurasische Synthese“ dar.

Zu der um Attila geschaffenen oder doch geplanten Ganzheit hatten aber auch die beiden Reiche der römischen Welt gehört. In dieser Vorstellung, diesem Anspruch erkennt man das Idealbild des nach vier Himmelsgegenden gegliederten Kosmos wieder. Das Carmen sieht in Attila den Herrn der Welt, der die Völker nach den 4 Himmelsrichtungen ordnet. Der ungarische Chronist, Meister Simon, weiß noch im 13. Jahrhundert über Attila, er sei Herr der vier Himmelsgegenden, d.h. des Weltalls gewesen.

In dem zweiten Teil des Carmen wird Attila als der Auserwählte der felicitas, des guten Glückes, gefeiert. Mitten in Glanz und Macht, der Fülle des Lebens sei der König dahingegangen: „sine sensu doloris occubuit“, heißt es in der Dichtung. Da haben wir das alttürkische qut, das göttliche „Heil“ des

¹ Ein solcher war Orestes, „Minister“ und Sekretär des Hunnenkönigs, Vater des letzten weströmischen Kaisers, Romulus Augustulus.

² G. Vernadsky: Der sarmatische Hintergrund der germanischen Völkerwanderung; „Saeculum“, Bd.11, Heft 3, 376.

³ F. Altheim: Attila und die Hunnen, Baden-Baden 1951. – Derselbe: Geschichte der Hunnen, Bd.1, Berlin 1959, 240-253

Fürsten der alten Zeiten. Auch die Ungarn des 9. Jahrhundert wählten sich das Blut des Álmos zum Fürsten, „quamdiu vita durarat“, solcherart das Schicksal ihrer ganzen Nation mit dem Heil der Nachkommenschaft des Álmos, des Arpadenhauses gleichsetzend.

Diese Parallele zwischen der staatlichen Entwicklung zweier Reiterhirtenvölker, der Hunnen und der Ungarn, lassen sich vertiefen.

Mehr als fünfhundert Jahre nach Attilas Tod einigte der Begründer der Alleinherrschaft der Arpaden, der Ungarnfürst Geysa (970-997) all die „bogenspannenden Völker“ innerhalb des ungarischen Bereiches, ungeachtet dessen, ob sie ungarischer Zunge waren oder nicht. Nur daß es im Fall Attilas sowie auch Geysas um mehr geht als bei Mao-dun tanhu. Mao-dun saß in den hochasiatischen Steppen; Attila und Geysa jedoch befanden sich dort, wo der letzte Ausläufer der eurasischen Steppen, die Ungarische Tiefebene, den pannonischen Raum berührt und mit ihm die westeuropäischen Landschaftseinheiten, die Heimaten der lateinischen und der germanischen Völker. So entstand im attilaischen Reich eine Symbiose fast aller Völker des Riesengebiets vom Rhein bis zum Aralsee; und auch der Ungarnfürst nahm die innerhalb des Karpatenbogens lebenden oder sich dem neuen Gebilde anschließenden Völker, Völkerspitter oder Einzelne, selbst wenn sie lateinischer oder germanischer Herkunft waren, als gleichberechtigte Mitglieder in seine Reichsgründung auf.

III. Das nachhunnische Osteuropa

Awaren. Ungefähr gleichzeitig mit dem Tode Attilas geraten die innerasiatischen Türkstämme durch die Expansion des osthochasiatischen Awarenreiches in Bewegung. Damals wurden Sabiren, Saraguren, Oguren und Onoguren westwärts gedrängt, und einige ihrer Stämme erscheinen um 463 in der Umgebung des Schwarzen Meeres. Aber auch dort vermögen sie ihre Unabhängigkeit nicht zu haupten. Sie geraten unter die Oberhoheit der Hunnen, die nach dem Untergang ihres Reiches von den Attilasöhnen Dengizik und Irnek zurückgeführt worden waren in die südrussische Steppe und dort ein Reich gründeten, das einmal als hunnisch, andermal als bulgarisch bezeichnet wird. „Bulgar“ bedeutet etwa: „gemischt“; diese Bezeichnung entspricht wohl dem Zusammenschluß der osttürkisch sprechenden Hunnen mit den eine westtürkische Mundart gebrauchenden Oguren. Urheber dieser Vereinigung war Attilas jüngster Sohn Irnek, der nach dem Tod seines Bruders Dengizik alleiniger König der Hunnen geworden war und wenigstens so die in seiner Kindheit an ihn geknüpfte Weissagung erfüllte, Attilas Geschlecht werde dem Niedergang verfallen, aber dieser jüngste Sohn den alten Glanz erneuern. Sein Name eröffnet die Herrscherliste der späteren Donaublicharen und nichts spricht ernstlich dagegen, in ihm auch einen möglichen Ahnen der ungarischen Arpaden zu sehen.

Ein Jahrhundert später sieht sich dieses junge pontische Mischvolk von einer großen Gefahr aus dem Osten bedroht. 552 zerstört ein Aufstand der unterworfenen Türkstämme das ostasiatische Reich der Awaren, deren größter Teil im Chinesischen Reich Zuflucht findet. Ein anderer Bruchteil jedoch stößt westwärts in wenigen Jahren durch ganz Nordasien hindurch auf dem von den Hunnen vorgezeichneten Weg westwärts und wandert – weiterhin auf hunnischer Spur – bis in die Theissebene, wo ihr Kagan, Bajan, seinen Sitz nimmt wie einst Attila.

Infolge dieser Volksbewegung gerät auch das von Hunnen und Germanen geräumte und nur noch vom dahinschmelzenden Römertum bewohnte Pannonien zum zweitenmal in die Hand eines innerasiatischen Reitervolkes. Obwohl mancherlei Fäden das Awarenreich mit den Hunnen verbinden, ist dies dennoch ein neues Kapitel in der Entwicklung. Wir begegnen im Donaauraum den ersten Anzeichen einer awarisch-slawisch-pannonischen Symbiose. Die Funde der sogenannten Keszthely-Kultur sind Denkmäler einer Mischkultur, in welcher awarische und bulgarisch-türkische Elemente mit slawischen und pannonischen allmählich zusammenfließen (6. – 8. Jh.). Im Laufe der Jahrhunderte hätte sich eine eigenständig geprägte Donaukultur herausbilden können, in der dem zahlenmäßig starken Awarentum die führende Rolle zugefallen wäre, hätte nicht der Weltherrschaftsdrang einer neuen westeuropäischen Macht der Entwicklungslinie eine andere Richtung gegeben.

Der Vorstoß der Franken am Ausgang des 8. Jhs. ließ den Bau des Awarenstaates zusammenstürzen und bewirkte eine politische Atomisierung des Awarentums. Von den Franken christianisiert, geht nun das pannonische Awarentum größtenteils unter in der Masse der slawischen und der dort wieder er-

schienenen germanischen Bewohner des Landes, denn weder seine politische Machtstellung noch sein Glauben unterscheidet sich mehr von diesen.

Die ungarischen Quellen des Mittelalters kennen den Namen der Awaren überhaupt nicht. Dafür verknüpft eine Gruppe des archäologischen Fundmaterials das awarische Zeitalter unmittelbar mit dem ungarischen, so daß wir zwischen dem Sturz des Awarereiches und der Ausbildung Ungarns eine ununterbrochene Kontinuität voraussetzen dürfen.

Bei der ungarischen Landnahme wurde das Gebiet, das ausweislich der Funde am dichtesten von den Awaren besiedelt war, ausgespart, so daß im Siedlungsbild sich dieses Gebiet und das der ungarischen Landnahme ergänzen. ¹

Neuestens nimmt die Forschung an, dass ein großer Teil der Awaren – insbesondere die Fürsten und Vornehmen – aus Hunnen bestand. Nach Auskunft der Funde kleidete sich der Adel „hunnisch“. Und diese Schicht wird es gewesen sein, welche die hunnischen Traditionen, ja den alten Volksnamen der Hunnen bewahrt hat. Der Awarer-Name scheint nämlich nur eine internationale Sammelbezeichnung für alle zum Reich gehörenden Völker gewesen zu sein. Es liegt eine Analogie vor zum „internationalen“ Namen der Magyar als „Ungarn“. Árpád, der Führer der ungarischen Landnahme, herrschte gleichfalls über Völkerschaften, welche niemals zum eponymen onogurisch-bulgarischen Reich (onogur = hungarus) gehört hatten; in der mittelalterlichen Latinität – also im internationalen Sprachgebrauch — wurde dennoch dieser Name allgemein, wogegen es unvorstellbar ist, daß ein Ungar auf ungarisch sich selbst als „hungarus“ bezeichnete. Im sozusagen „inländischen“ Sprachgebrauch nannte sich entsprechenderweise der Aware nicht Aware, sondern nach den Hauptstämmen des Stammesverbandes Var (ouar) oder Hunn (chunni). Diesen Sachverhalt kannten die Byzantiner und bewahrten ihn in der Benennung „Varchonita“. Die ungarischen Chronisten hingegen meinen, wenn sie von „Hunnen“ reden, meistens doch wohl die Awaren, d.h. ein zweites „hunnisches“ Reich im Donaukessel.

Onoguren. Parallel zur Glanzzeit dieses Reiches verläuft der politische Aufstieg des schon erwähnten onogurischen Reiches, das sich zuerst als hunnisch, dann als bulgarisch bezeichnete. In ihm bildet das türkisch-bulgarische Element nicht eine kompakte völkische Substanz, sondern nur eine relativ dünne Führungsschicht. Sein mächtigster Herrscher im 7. Jahrhundert, Kuvrat, der direkte Nachkomme des Attilasohnes Irnek, baute – im Westen von Awaren und im Osten von Türken hart bedrängt – seine ganze Politik auf das Bündnis mit Byzanz. So vermochte er die gesamten „bogenspannenden“ Völker der ostsüdeuropäischen Steppe – genauer ausgedrückt: alle die vom Awarereich östlich und vom westtürkischen Reich (oder dessen Rechtsnachfolgern) westlich hausenden Stämme organisatorisch zusammenfassen.

Die ugrischen Völker. Hier nun stoßen wir auf die ugrischen Völker, die heute der östlichen, damals aber den südlichen Zweig des Finno-Ugriertumes bildeten und zu Beginn unserer Zeitrechnung viel weiter südlich und westlich im Uralgebiet lebten, so daß ihre südlichsten Völkerschaften in den Anziehungsbereich der politisch gereifteren, zur Staatsbildung befähigteren westtürkischen Stämme gerieten. So wie es oft geschieht, daß der Herr die Sprache seiner Untergebenen erlernt, so erging es auch den die Südugrier organisierenden türkischen Oguren: sie zwangen den Unterworfenen die eigenen militärischen und sozialen Lebensformen auf, verloren aber ihr ursprüngliches Idiom und begannen die Sprache ihrer nun gleichfalls zu Reiterhirten gewordenen ugrischen Untertanen zu sprechen. Die so entstandenen neuen Stämme gerieten dann unter das Joch Kuvrats († 679) oder vielleicht schon seines Ahnen Irnek (5. Jh.). Das Bulgarentum gab ihnen eine neue Führungsschicht, und da ihre politische Organisationsform ohnehin türkisch geworden war, trat die neue Volkspersönlichkeit, das *Ungartum*, als ein Volk finno-ugrischer Sprache, aber türkischer Lebensform in die Geschichte ein.

Chasaren. Nach Kuvrats Tod zerstören die ebenfalls türkischen Chasaren das onogurisch-bulgarische Reich. Die Oberhoheit dieser neuen Gebiete der osteuropäischen Steppen breitet sich auch über die ungarischen Stämme aus.

Im Lauf der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts aber lockern sich die Fäden, die die Ungarn an das Chasarenreich banden. Der vom fernerer mittelasiatischen Osten aufsteigende Sturm neuer türkischer

¹ Gy. László: A honfoglaló magyar nép élete (Das Leben der Ungarn des Landnahmezeitalters), Budapest 1944; - Derselbe: Kérdések és feltevések a magyar honfoglalásról (Fragen und Vermutungen über die ungarische Landnahme), in „Valóság“, Budapest 1970, XIII, 1., 48-64

Reiterstämme treibt den Keil des petschenegischen Volkstums zwischen Chasaren und Ungarn; letztere übersiedeln bald auf die südlichen Steppen. Dort entsteht ein festgefügtter Stammesverband der 7 ungarischen Stämme: Hetumoger, Hétmagyar, „Sieben-Ungarn“. Doch die Petschenegen bleiben ihnen auf den Fersen. Die Ungarn ziehen südwestwärts weiter. Noch im heutigen moldauisch-bessarabischen Raum trifft sie ein letzter Angriff der Petschenegen. Also überqueren sie unter Führung des Sohnes ihres ersten Fürsten Álmos, dem „nach Sitte und Gesetz der Chasaren“ zu ihrem Großfürsten erwählten Árpád¹, die Karpaten; vermutlich zwischen den Jahren 896 und 907 erobern und organisieren sie das heutige Ungarn. Damit geraten sie aber in eine Umgebung von überwiegend seßhaften Völkern. Bald stellt sich ihnen in diesem Raum das Problem der Lebensform – und mit ihm das der Daseinsbehauptung – in aller Schärfe.

Dieses Problem stellt sich auch den Chasaren, wenngleich diese zwar östlicher, aber im wesentlichen in derselben geschichtlichen Landschaft wie früher die Onoguren in ihren alten Siedlungen geblieben sind, dort wo sich ihr Reich – kulturgeschichtlich wie politisch gesehen – immer mehr als Weiterbildung der türkisch-bulgarischen Kultur entfaltete. In ihrer Hauptstadt – in der Gegend des heutigen Astrachan – huldigten die Gesandtschaften Nordpersiens, der Krimgoten, der Burtassen, der Ungarn, sogar die Kiews und der Donaubulgaren dem Khagan.

Diese Herrlichkeit war nicht von Dauer. Schon 912 befahren die Waräger, die Gründer des russischen Staates, das Kaspische Meer und bedrängen die Hauptstadt der Chasaren. Zur tödlichen Gefahr aber wird das Russentum erst ab 965, als Igors Sohn Swjatoslaw (957-972) die westliche Grenzfestung des Chasarenreiches, Sarkel an der Donnmündung, erstürmte. Seitdem war das Herz des Reiches, das Gebiet der Wolgamündung, den Russen schutzlos preisgegeben. 969 nahm Swjatoslaw die Hauptstadt ein. Es war das Ende der chasarischen Großmacht.

Der Zusammenbruch des Chasarenreiches ist von weltgeschichtlicher Bedeutung. Denn mit dem Chasarentum verschwindet aus dem Süden Osteuropas jener steppennomadische Kulturkreis, dessen Überlieferungen ununterbrochen zurückreichen über Bulgaren und Hunnen bis in das weit vor Beginn unserer Zeitrechnung liegende Zeitalter der Skyten. Bis zum letzten Jahr seines Bestehens gehörte diesem Kulturkreis auch das nach Pannonien vorgedrungene Ungarntum an.

Osteuropäische Kulturzusammenhänge. Bis ins späte 10. Jh. bestand in Osteuropa das große Netz von Handelsrouten, deren Endpunkte einerseits Grenzorte am westlichen Rand des ungarischen Landnahmegebietes, andererseits die muslimischen Städte der Turanischen Ebene bildeten: Balkh, Bukhara, Samarkand.

Haupt-Umschlagplatz und gleichsam das Schaufenster dieses Handelsverkehrs war die chasarische Hauptstadt. Hierhin floß die Gold- und Silbereinfuhr der minenreichen Uralgegenden, um dann zum Teil in Form nachsassinidisch muslimisch-nomadischer Beschlüge auf dem chasarisch-ungarischen Handelsweg über den Paß von Vereczke nach Ungarn zu gelangen. Dieser Handel wurde vornehmlich durch mohammedanische chasarische Händler abgewickelt.

Ähnlich verband die Ungarn mit den Völkern des chasarisch-türkischen Kulturkreises die Verwandtschaft des kulturellen und geistigen Zustandes – und das war vielleicht das stärkste Band. Am deutlichsten äußert sich das in den Angaben über die religiöse Lage, wie denn in dieser vom 6. bis 10. Jh. reichenden Epoche für die Völkerwelt nördlich des Schwarzen Meeres nichts so charakteristisch ist wie das Offenlassen religiöser Probleme. Schon 525 wird ein Hunnenfürst Christ, hundert Jahre später folgt ihm Kuvrat, der große König der Onogur-Bulgaren. Nach abermals hundert Jahren bekehrt sich der Chasarenkhagan zum Judentum; wieder ein Jahrhundert später (um 921) treten die Wolga-Bulgaren zum Islam über.

Nirgends in diesem ganzen Gebiet darf man aber die Verbreitung irgendeiner Religion als endgültig und durchgreifend ansehen. Überall lebten die urtümlichen schamanistischen Steppenreligionen fort: der Chasarenkhagan ist jüdischer Proselyt, wird aber nach einem in uralten steppennomadischen Vorstellungen wurzelnden Ritual hingerichtet; seine ganze Rolle und die ihn umgebende Etikette entspringen nicht jüdischer, sondern nomadischer Denkweise.

¹ G. Vernadsky – M. de Ferdinandy: Studien zur ungarischen Frühgeschichte, II. Álmos. Südosteurop. Arb. 47, München 1957, 101-102

So verstehen wir, warum schon eine oberflächliche politische Machtverschiebung genügte, um die eine oder die andere Weltreligion kurzerhand aus der Steppenregion zu verdrängen. Da aber andererseits die Steppe keine religiöse Intoleranz kennt, kann ein namhafter Teil der Chasaren – unter seinem jüdischen König – dem Christentum treu bleiben. Hingegen war die handeltreibende städtische Schicht der Chasaren weitgehend mohammedanisch. Die Masse der Bevölkerung jedoch – und damit auch die damals mit den Chasaren noch sehr enge Beziehungen pflegenden Ungarn – bekannte sich laut Bericht der zeitgenössischen arabischen Geographen zu einem Glauben, der dem Glauben der Türken am nächsten stand – mit anderen Worten, zu ihrer alten heidnischen Religion.

IV. Das altungarische Weltbild

Die ungarische Urreligion. Über die alte heidnische Religion der Ungarn wußte man vor Erschließung des ugrofinnischen und turkobulgarischen Vergleichsmaterials leidlich wenig. Die ältere Geschichtsschreibung – bis zur zweiten Hälfte des 18. Jhs. – begnügte sich im großen-ganzen mit der Behauptung, die Altungarn seien Heiden gewesen, und war ziemlich unbeholfen gegenüber dem Spezifischen ihrer ursprünglichen Religion. Erst Daniel Cornides (1732-1787) nahm in seinem Vortrag „Commentatio“ (de religione Veterum Hungarorum), den er 1785 in der Sitzung der Gelehrten Gesellschaft zu Göttingen hielt ¹, einen Kultus der Elemente bei den Altungarn an, indem er den berühmten Satz des im 6. Jh. schreibenden Byzantiners Theophylaktos Simokatta über die Religion der alten Türken auf die ungarische Urreligion bezog und gleichzeitig den ung. Isten=Gott mit dem persischen İşdan in Zusammenhang brachte. So waren einerseits die Grundlagen zu einer Theorie über den Kultus der Elemente geschaffen, andererseits wurde dieser Kultus über die Anbetung eines unsichtbaren Gottes mit den späten Formen des Zoroastrismus verknüpft. So lag die Annahme nahe, daß auch die alten Ungarn, wie die alten Perser, einen dualistischen Glauben hatten.

Die türkische Urreligion. Von einer dualistischen Lehre als Grundidee der alttürkischen Religion steht allerdings nichts in dem erwähnten Satz des Theophylaktos Simokatta. Er lautet – in der Übersetzung von E. Chavannes — : „Les Turcs tiennent le feu en honneur d’une manière très extraordinaire; ils vénèrent aussi l’air et l’eau; ils célèbrent la terre; mais ils n’adorent et n’appellent dieu que l’auteur seul du ciel et de la terre; ils lui sacrifient des chevaux, des boeufs et des moutons, et ils ont des prêtres qui leur paraissent prédire l’avenir.“ Trotzdem ist die dualistische Idee in den alttürkischen Religionen vorhanden, samt dem Einfluß des späten Zoroastrismus. Cornides, seine Nachfolger und Ergänzter waren also auf der richtigen Spur; diese Tatsache muß betont werden, haben doch in Ungarn weder die Positivisten des vorigen Jahrhunderts noch die Vertreter der sie ablösenden „geistesgeschichtlichen“ Methode diese Spur verfolgt.

Das duale Weltbild. W. Radloff bezeugte im II. Bande seiner 1884 erschienenen „Lösen Blätter aus dem Tagebuch eines reisenden Linguisten“ das Vorhandensein einer dualen Grundidee im alttürkischen Weltbild. Da bilden „17 obere Schichten den Himmel, das Reich des Lichtes, und 7 oder 9 Schichten bilden die Unterwelt, das Reich der Finsternis. Alle guten Geister, Genien und Gottheiten, die das schwache Menschengeschlecht schaffen, schützen und erhalten, leben in den oberen Schichten des Lichts. . . In den unteren Schichten der Finsternis aber lauern die Unholde, die bösen Geister und Gottheiten, die ihn [den Menschen] zu vernichten suchen, und trotz aller Kämpfe ihn endlich doch herabziehen in die ewige Finsternis.“ Solange der türkische Teufelsgott, Erlik, in seinem Reich auf seinem Ross sitzt, bleibt noch das Gleichgewicht der Sphären bewahrt, — eines Tages wird er aber hervorgehen. Dann kommt das Ende der Welt. Die Erde wird den Gewalten der Finsternis preisgegeben.

In diesem Zustand ihrer Entwicklung zeigt die türkische Urreligion einen klar erkennbaren Einfluß des iranischen Südens auf ihr Weltbild, — jedoch mit einer entscheidenden Abweichung, die von größter Bedeutung für den ganzen reiternomadischen Norden ist.

Iranisch-turanische Parallelen und Gegensätze. — Dieser reiternomadischen Welt stellte sich seit uralter Zeit der seßhafte Süden entgegen. Wir würden heute von Iran und Turan sprechen, „von einem Gegensatz zwischen fruchtbarem Land und Steppe, zwischen Ackerbau und Jägerdasein, zwischen

¹ Als weitere Lektüre über das Thema dieses Kapitels verweise ich den interessierten Leser auf meine Zusammenfassung: Die Mythologie der Ungarn – in: Wörterbuch der Mythologie (Hrsg.: W. Haussig), 6. Lieferung, E. Klett-Verlag, Stuttgart, s.d., 211-259, — bes. auf den Artikel „Urreligion, ungarische“, 253-258. Ebendort Quellenverzeichnis u. Literaturangaben

Seßhaftigkeit und nomadischem Leben“, wo der persische Großkönig „Iran und Nicht-Iran“ sagte und mit dem Begründer seiner Religion, Zarathustra, auf die „spitzmützigen Haoma-Trinker“ der Steppe mit Verachtung herunterblickte.

Zarathustra, ein adeliger Iranier, sah die Gesellschaft in Hohes und Niederes streng geschieden, sah die Welt sich in den Extremen von Licht und Finsternis, Gutem und Bösem, Leben und Nicht-Leben verwirklichen. Da das Bestreben des Bösen die Verwirrung des Menschen ist, wird durch Zarathustra jeder Rausch, jede Ekstase abgelehnt. Aus edlem Verständnis entsteht der Glaube. Der große reine Geist, Ahura Mazda, wird als einziger Gott anerkannt.

In ihrer ursprünglichen Reinheit konnte sich jedoch die Lehre Zarathustras selbst im Iran nicht erhalten. Im Jüngerem Awesta wird Ahura Mazda zum unmittelbaren Widersacher des Bösen Geistes, Angra Manyu. Der Dualismus prägt sich, indem der Begriff des „Bösen Schöpfers“ gebildet, die Tätigkeit des Angra Manyu als die Hervorrufung allen Bösen gedeutet wird. Nun erst tritt er als selbständiger Dämon in den Vordergrund. Da werden die zwei Heerlager oder Reiche vorgestellt: ein himmlischer und ein irdisch-unterirdischer Bereich. Damit ist Ahura Mazda „zum Führer des himmlischen Heeres gegen die Finsternis geworden“. Analog zu den himmlischen Sphären werden entsprechende Höllenkreise gebildet.

Die iranische Lösung des Konfliktes bedeutet aber eine jederzeitige Entscheidung für „Leben“ im Sinne der letzten Steigerung dieses Wortes. Sie ist der „persönliche Entscheid des Einzelnen“, dem als „apokalyptisches Gegenbild“, das eben diesen Entscheid motiviert und bedingt, der Tag des Gerichts gegenübersteht.

Eben hier bemerken wir – allen Einflüssen zum Trotz – einen grundsätzlichen Unterschied zwischen Iran und Turan: bei den alten Türken ist das Weltende entgegen Zarathustras Lehre der Sieg des dunklen Prinzips, des Nicht-Lebens.

Iranisch-ungarische Zusammenhänge. Der Einfluß, den Iran Jahrtausende hindurch auf die reiternomadische Welt ausübte, ist allgemein bekannt. Wie sehr diesem Einfluß in den ersten Jahrhunderten seiner geschichtlichen Existenz auch das Ungarntum ausgesetzt war (bis Ende des 10. Jhs., also auch noch in seiner heutigen Heimat), haben vergleichende Anthropologie und Spatenforschung festgestellt. Die vornehmere Schicht der Ungarn des Landnahmezeitalters sondert sich durch höheren Wuchs, länglicheren Schädelbau, weniger hervorspringende Backenknochen, hervorragende Nasenbildung von der somatischen Erscheinung der unteren Volksschichten ab. Erstere sind weder Mongolen noch Angehörige der ost-baltischen Rasse, sondern zumeist caucaso-mongolide, sogar caucaso-iranide Menschen, verwandt dem Iranier und mit Iranischem durchtränkten türkischen Aristokraten der Steppe.

Ähnlich weist auch der vornehmere, künstlerisch perfektere Teil des altungarischen Kunstgewerbes einen entschieden persisch-postsassanidischen Charakter auf. Die „persisch-hellenistische Palmette“ in ihrer Verwendung als „endloser Rapport“ kehrt als Hauptmotiv auf den Metallobjekten dieses Kunstgewerbes wieder. Jener Árpád, der 896 mit seinen Ungarn durch die Karpaten ritt, war in seiner äußeren Erscheinung einem König des ausgehenden sassanidischen Zeitalters nicht unähnlich.

„**Horror vacui.**“ Bei so weitgehender Übereinstimmung der Motive und ihrer Verwendung fällt ein Zug „barbarischen“, einheimisch-reiternomadischen Charakters in der ungarischen Metallkunst und überhaupt im Kunstempfinden des Reiterhirten um so eher auf.

Die Kunst dieser alten Reiter kennzeichnet nämlich ein Zug von horror vacui. Die künstlerisch verwendbare Oberfläche der Riemenenden, Taschenbleche und anderer Metallobjekte wird mit den auf ihr dargestellten Figuren oder Ornamenten bis zur letzten Möglichkeit ausgefüllt.

Für den Reiterhirten ist Kunst noch Magie, Kunstwerk noch zaubermächtiges Objekt: folglich muß es so gefertigt sein, daß es seinem Inhaber als gutes Emblem diene, ihn nicht als böses Omen schädige. Leere ist gespenstisch: was nicht vom Menschen, vom Menschlichen erobert, gegliedert, ausgefüllt werden kann, ist den Gespenstern preisgegeben. Vor allem die mittags leer gähnende oder die nächtliche Steppe – wie es noch in Marco Polos berühmter Wüstenbeschreibung fühlbar wird – wimmelt

von Unholden. Diese unheimlich laute Stille, diese geheimnisvoll belebte Leere ängstigt den Wanderer.

Es ist keine Angst vor etwas Bestimmtem. Tapfer, ja heldenmütig, ist der Steppenkrieger die fortwährende, des Mannes würdige Gefahr gewohnt. Allein es graust ihn vor dem, was keine Erklärung hat; dem gegenüber er nicht mehr handeln kann; das ihm die Ahnung von einem unerkennbaren Etwas vermittelt. Bezeichnend ist jener mächtige Pavor [Schrecken], der Attila im einzigen Moment seines Lebens ergreift, in dem er an seinem Glück zu zweifeln Anlaß hatte. Wie sehr sich der junge Temudschin fürchten konnte – so sehr, daß sein Benehmen der Feigheit nahe kam, wurde des öfteren hervorgehoben. Der erste Teil seines Lebens ist kühngewagte Flucht, um dem großen, gestaltlosen Phantom seines Schicksals, dem rauhen Wüstenod zu entkommen. Im Tatendrang, im Kampfgetümmel, im Rausch des Tötens wird der Tod vergessen. Es ist ein Fliehen, ein Sichflüchten hinein in den Kampf, ins Töten, auch in kreative Tätigkeit. Um nicht in der Wüste elend zugrunde zu gehen, hat Tschingis khan sein Wagnis unternommen. Das Ergebnis war ein Weltreich.

Die „Geißel Gottes“ und ihr Gott. Jene Botschaft, die er als Welteroiberer bringt, ist keine frohe. „Fragt ihr, wer ich bin? Ich bin die Geißel Gottes, ich bin die Rache des Ewigen Himmels, und ich bin gekommen, euch zu zerstören“ – ruft er, der Steppenkaifer, der besiegten Menge einer großen, hochzivilisierten Stadt zu.

Der Ewige Blaue Himmel, in dessen Namen er spricht, ist ein wahrer deus otiosus, ein unbeweglicher, in-sich-ruhender, unsichtbarer und ewiger Weltengott, nicht nur verwandt, sondern identisch mit dem Numi Tarem, dem Himmelsvater der alten ugrischen Völker, dem türk tenggrisi, dem Gott der alten Türken, und dem magyarok istene, dem Gott der Ungarn.

Der ungarische Dualismus. Der Gott der Ungarn ist ein unsichtbarer, allmächtiger und ewiger Herr; eben wegen dieser Charakterzüge konnte er nach der Bekehrung ohne Schwierigkeit mit dem christlichen Gottvater identifiziert werden. Ähnlich Ahura Mazda wurde auch er grundsätzlich monotheistisch erschaut, duldet aber neben sich – wie jener den Angra Manyu – die Vertreter des ihm entgegengesetzten Weltaspekts, die Vertreter des dunklen Weltpols.

Diese Gottheiten – besser noch: diese verschiedenen Aspekte eines ehemaligen dunklen Gegengottes waren aber dem Christentum zuwider. Sie wurden verdrängt oder mit dem christlichen Teufel identifiziert, wie Ördög (heute: Teufel), dem – wie wir noch wissen – einst geopfert wurde. Außerdem existierten fene (ein aktiver böser Dämon), guta und szél (beide können töttschlagen) und endlich auch manó, der mit „malus genius, daemon“, also wieder einmal mit dem Repräsentanten des dunklen Weltaspektes gleichgesetzt wurde. Was diese heute fast gänzlich verschollenen göttlichen Wesenheiten einst bedeuten mochten, kann noch z.B. durch dies Sprichwort errahnt werden: „Dem guta kann selbst Gott nicht schaden“. So erweist sich im allgemeinen die Idee einer dualen Spannung als Generalnenner, auf welchen zahlreiche Manifestationen des Glaubens der alten Ungarn zu bringen sind.

Das Thema des Kampfes. Durch das Thema des Kampfes erst werden wir zum Wesensgehalt der Spannung im reiternomadischen Weltbild herangeführt. Der Mann als Krieger, der Krieger als Ideal des Menschen, der Krieg als Inhalt des Lebens, die überwiegend militärische Organisation des Staates und der Gesellschaft, das als Kampf erschaute Weltgeschehen und die Offenbarung dieses Kampfes im kosmisch-mythischen Bereich sind die innerlich zusammenhängenden Grundausdrücke der ganzen reiternomadischen Kultur, die dann, wie wir sahen – nicht selten mit „Iran“, mit dem „Westen“, mit dem „Seßhaften“ in Korrelation erschaut und erlebt werden.

Die „kämpfenden Schamanen“. Auf der untersten, volkstümlichsten Ebene nimmt das duale Thema im ungarischen Weltbild Gestalt an im weiterverbreiteten und bis auf unsere Tage lebendigen Motiv der „kämpfenden Schamanen“ (küzdó táltosok, táltospárbaj; táltos, ung. Schamane). Entsprechend dem dunklen Pol des dualistischen Weltbildes treten dem weißen Schamanen im Kampf böse Schamanen entgegen, in Gestalt von schwarzen Stieren oder Hengsten. Der Schamane weiß im voraus, daß ihm ein Kampf bevorsteht, er kennt auch Zeit und Ort des Kampfes, weiß, welche Farbe er und welche sein Gegner haben wird und in welcher Gestalt sie kämpfen müssen. Er fürchtet diesen Kampf, erbittet die Hilfe seiner Mitmenschen. Die helfenden Freunde durchschneiden dann auch manchmal

aus dem Hinterhalt die Sehnen des dunklen Stieres oder Hengstes, wie in der Sage Ladislaus' des Heiligen seinem Gegner, dem dunklen Kumanen, geschehen.

Der Kampf mit dem Kumanen. Damit öffnet sich eine höhere Schicht.

Ladislaus der Hl. (König 1077-1095) ist der Mittelpunkt der ungarischen Königssage. Ein großer Teil des heidnischen Sagengutes der Altungarn paßte sich seiner Gestalt an. Von Licht überflutet erscheint er vor uns:

„Wie Morgenstern durch Nebelschauer
schimmerte er;
geflohen sind vor ihm des Dunkels Ekel;
wie der Vollmond zu seiner Zeit
und eher noch der strahlenden Sonne ähnlich,
so glänzte er;
wie weißes Fett vom Fleisch getrennt,
leuchtete er vor seinem Volke“ —

so besingen ihn die alten Gesta. Als er „in der Stille des Mittags“ in der Rüstung eines einfachen Kriegers zum Treffen mit seinem Gegner und Vetter König Salomon (1063-1074) ausreitet, wagt ihn dieser nicht anzugreifen, denn als er Ladislaus in das Gesicht schaut, erblickt er leuchtende Gestalten über dessen Haupt; sie zwingen den Gegner mit glühenden Schwertern zum Abzug.

Einmal kam es trotzdem zum Kampf zwischen ihm und dem Vertreter des dunklen Gegenpols. Dieses Duell ist an die glänzendste Heldentat seiner Jugend geknüpft – die Schlacht von Kerlés – und entwickelt sich aus der Verfolgung eines kumanischen Mädchenräubers. Mit Darstellungen dieser Verfolgung, dann des Kampfes des Helden Ladislaus mit dem Kumanen, des gleichzeitigen Kampfes ihrer Streitmacht, schließlich der Darstellung des dem Helden zu Hilfe eilenden Mädchens, der sich nach dem Kampf im Schoß des geretteten Mädchens ausruht, sind die Wände der mittelalterlichen Kirchen des Széklerlandes bemalt. 1913 fand Géza Nagy die östlichen Analogien dieser Darstellungen auf den bekannten sibirischen Goldplatten der Eremitage; seine Ergebnisse hat Gy. László 1944 ergänzt. So erst stellte sich die mythische Bedeutung dieses Kampfes heraus. Entschieden wird der Kampf erst dadurch, daß das Mädchen endlich für eine der Parteien eintritt. Zunächst verhält sich das Mädchen ambivalent. Vom dunklen Kumanen geraubt, gehorcht es dem Wort des lichten Verfolgers: es reißt den Räuber mit sich aus dem Sattel; dann bittet das Mädchen jedoch, er möge den Entführer nicht töten. Dem langen Ringkampf, der sich daraufhin ohne Verwendung einer Waffe entwickelt, sieht die Maid abwartend zu; auf einer Abbildung betreut sie sogar den Entführer, der in ihrem Schoß liegt. Letztlich aber hilft sie doch dem lichten Kämpfer, indem sie dem dunklen Recken hinterrücks die Sehnen durchschneidet, — genau wie es im Schamanenduell geschieht.

Der Kampf ums Reich. Noch ein Berührungspunkt ergibt sich.

Der lichte Ladislaus ist nicht nur der Erretter des Mädchens; wie ja auch der Kumane mehr darstellt als einen bloßen Mädchenräuber: sein Volk – heidnisch gebliebene Kumanen – verkörpert noch „die Rache des Ewigen Himmels“; es ist gekommen, den christlich gewordenen, sich zu einem lichten Gotte bekennenden Ungarn ihr Reich wegzunehmen. Ladislaus, auch geschichtlich, ist also jener ungarische König, dessen Verdienst es war, daß „der Herr – wie die alten Gesta sich ausdrücken – die Kumanen vor dem Antlitz der Ungarn gefällt hat.“

Nicht nur Kumanen und Ungarn, auch die beiden Schamanen kämpfen „um das Reich“. Noch 1725 gab in einem Hexenprozeß die Angeklagte als Sinn des Schamanenduells diese überraschende Erklärung: „Sie kämpfen im Himmel um das Reich“. (*Viaskodnak az égben a birodalomért; birodalom*, ung. Reich). Häufig wird berichtet, daß der lichte Schamane mit den Schamanen „anderer Länder“ kämpft.

Oft kommt der Schamane müde, gebrochen, krank aus dem Kampf zurück. Die Niederlage kann sogar den Tod des besiegten Schamanen zur Folge haben. Dann hatte der Vertreter des dunklen Poles gesiegt: man ist des Reiches verlustig.

Das Doppelkönigtum. Zugleich ist der Kampf ums Reich der höchste Moment des alten Doppelkönigtums, — der Moment nämlich, in dem es durch die folgende Handlung überwunden wird: ein

dunkler und ein lichter Herrscher messen sich um den Besitz des Ganzen. Den Kampf entscheidet Tod, Verstümmelung oder Flucht des einen Rivalen. So ist das Doppelkönigtum jene politische Einrichtung der Reitervölker, in der sich – nun auf höchster Ebene: in der Sphäre der Macht – die Idee der polaren Gegensätze des Weltbildes realisiert. Sie mußte Tiefstes zum Ausdruck bringen, hat sie doch die Bekehrung um Jahrhunderte überlebt, so daß wir ihr Vorhandensein in der ungarischen Geschichte von der Mitte des 9. bis an das ausgehende 13. Jh. verfolgen können. Sie bedeutet eine Teilung des gesamten Volkes in zwei polar gedachte Hälften. Beiden Hälften stehen ihre Könige vor; die Existenz der Hälften und ihrer Könige hebt aber die höhere Einheit des ganzen Reiches nicht auf, wie ja auch die Existenz von Tag und Nacht die Einheit des Kosmos nicht in Frage stellt. Klar spiegelt dieses politische Gebilde die ihm zur Grundlage dienenden kosmisch-weltanschaulichen Inhalte noch Mitte des 11. Jhs., zu einer Zeit also, wo die Ungarn schon seit Jahrzehnten Christen sind. Da wird der König der westlichen Reichshälfte, Andreas I. (1046-1061) einmal als der „Weiße“, d.h. der Lichte angesprochen, während sein Bruder Béla als Herr der östlichen Reichshälfte über die Ungria Nigra regiert. Im Kampf der Brüder unterliegt der „Weiße“: nach seinem Tod wird der Fürst von „Schwarzungarn“, Béla I. (1061-63) Herrscher des ganzen Reiches.

Das Thema des Kampfes um das Reich beherrscht auch die Sage. ¹

Die „Hunnenschlacht“. Vor einem Jahrtausend etwa reiste der arabische Geograph, Ibn Fadhlān, als Sekretär einer Gesandtschaft zu den Wolgabulgaren, deren Reich hoch im heutigen russischen Nordosten lag. Gleich am ersten Abend seines dortigen Aufenthaltes erlebte er ein Phänomen, vermutlich ein Nordlicht, das seine Gastgeber als die Vision eines in den Wolken sich abspielenden Geisterkampfes deuteten.

Glutrot wurde die Nacht. Mächtiges Dröhnen ertönte aus der Ferne. In rötlichen Wolken erschienen Leute und Tiere in stürmischer Bewegung. Die Leute trugen funkelnde Waffen. Plötzlich erschien eine andere Wolke. In ihr wurde ein ganzes Reiterheer sichtbar. Die beiden Wolken schoben sich ineinander und die Geisterscharen wurden handgemein. Lange wogte die phantastische Schlacht, bis endlich mit der langsamen und späten Verdunklung der nordischen Sommernacht das Gesicht erlosch.

Der Khan der Wolgabulgaren gab dem erschrockenen Araber folgende Erklärung: Seine Ahnen hätten in dem Glauben gelebt, daß die geschauten Gestalten die Anbeter des Unterwelt-Fürsten – die heidnischen Scharen früherer Zeit – waren, die seit grauer Urzeit allnächtlich miteinander kämpften.

Julius Grexa ² erkannte schon 1921 die hinter dieser Information stehende Mythe als Bruchstück der altbulgarischen Hunnentradition, die man aus der ungarischen Überlieferung folgendermaßen ergänzen kann:

Csaba, Attilas jüngster Sohn, wird nach seines Vaters Tod König der Hunnen. Durch die List des von Attilas Vater nur halb besiegt und während Attilas Regierung als hunnischer Vasallenfürst weiterlebenden Erzfeindes der Hunnen, Detre, aufeinandergehetzt, rotten sich in der sog. „Krimhildenschlacht“ die Hunnen gegenseitig aus.

Dieser Detre aber ist längst nicht mehr nur ein Dietrich von Bern, sondern die Personifikation des bösen Prinzips, das dem Teilkönig Aladarius – den älteren Sohn Attilas – ganz in seiner Macht hat und ihn in den Kampf treibt, in dem dieser seinen Untergang findet. Dabei hat er aber noch die Kraft, den anderen Teilkönig, Csaba, zu vernichten. Wirklicher Sieger bleibt er.

Nur ein Fragment der Hunnen überlebt die Katastrophe. Mit einem Teil davon flieht Csaba durch ein märchenhaftes „Griechenland“ in die Urheimat seines Volkes, in ein ebenfalls märchenhaftes „Skythien“ zurück. Nach spät aufgezeichneter Überlieferung kam er durch die „Heerstraße“ des Himmels (Hadi vth, heute Hadak útja, die Milchstraße, aufgez. 1420) zurück, um den Kampf fortzusetzen gegen die Schergen der finsternen Mächte, die einst das Hunnenreich stürzten.

¹ Zum Folgenden: Autor: The World-Concept of Ancient Hungarians, in “The Hungarian Quarterly”, Vol. 4 Nr. 1-2, New-York 1963, 11-26; – Derselbe: Das Nibelungenlied und die Ungarn, in “Neue Deutsche Hefte” Nr. 124, Berlin 1969, 38-56; – Derselbe: Mythos und Schicksal in Vörösmartys Weltbild, im „Ungarn-Jahrbuch“ Bd II, München 1970, 67-107.

² Gy. Grexa: Csaba és a székely hunhagyomány (Csaba und die seklerische Hunnenüberlieferung). Dissertation, Budapest 1922.

An dieser Stelle ist die altbulgarische Hunnentradition einzuschalten. Der Kampf zwischen den alten heidnischen Recken und den Phantasmagorien des Unterweltfürsten wird weitergeführt: ein Weltgeschehen nach der Weltgeschichte.

Das ist die "Hunnenschlacht".

Nach den Worten des Bulgarenkhans geht dieser Krieg jeden Abend weiter. Die Ahnen geben nicht nach. Sie sind längst gestorben und ihre Nachkommen gehören einer neuen Kultur und anderen Religion an; trotzdem bleiben sie in ihnen wach. So sorgen die Altvorderen für Unruhe und Spannung bei ihren Urenkeln durch das Schüren eines nie ganz ausgetragenen Kampfes.

Der „ungarische Attila“. Merkwürdig, wie das Ungarntum sich – seit 1063 schriftlich bezeugt, aber vermutlich seit den frühesten Zeiten seiner geschichtlichen Existenz – bis auf den heutigen Tag mit der „hunnischen“ Überlieferung immer wieder auseinandersetzt.

1063 schenkt Anastasia, die Witwe König Andreas I., einen Säbel einem deutschen Herzog, und schon bei den Zeitgenossen heißt es von dieser Waffe, sie sei Attilas Schwert gewesen.¹ Um 1200 betrachtete die ungarische Dynastie den großen Hunnen als den Vornehmsten ihrer Ahnen und in faßbarer Gestalt erscheint Attila in der ungarischen Überlieferung in den Gesta des Ungarischen Anonymus, des ehemaligen Hofnotars König Bélas III. (1173-1196), um – neben und gegen Stephan den Heiligen – zum *anderen* Gestalter des ungarischen Schicksals zu werden.

„... in Ungarn – sagt Sándor Eckhardt² — besitzt die Attila-Überlieferung einen positiven geschichtlichen Wert. An seine Figur knüpft sich ein heroisch-historisches Bewußtsein; sie erlangt dynastische Bedeutung. . . und befindet sich endlich im Mittelpunkt einer sagenhaften Geschichte, die immer treu den Geist des Zeitalters widerspiegelt: zur Zeit der frühen Könige ist er der mächtige Ahnherr, Rechtsquelle der ungarischen Landnahme; zur Zeit des eine heidnische Renaissance versuchenden König Ladislaus IV., des Kumanen (* 1262 ? König, 1272-1290), ein großer ungarischer Heidenkönig, vor dem der christliche Westen erzittert; für Matthias Corvinus (*1443, König 1458-1490) der kluge Tyrann, das Ideal des persönlichen Erfolges.“

Der „stultus populus“ des abziehenden Csaba. Aus der sagenhaften Geschichte vom jüngsten Sohne dieses „ungarischen Attila“, Csaba, hat sich in den Gesta des sogen. Ungarischen Anonymus (P. Magister, um 1200) eine sehr eigenartige Variante erhalten, die den mythischen Kern der ung. Hunnensage auch von einer ganz anderen Seite her, als soeben besprochen, zugänglich macht.

Beim Anonymus heißen jene abtrünnigen Ungarn, die unter ihren Fürsten Zuard und Cadusa nach Griechenland zogen und nie wiederkehrten, *Sobamogera*. *Mogera* ist „magyar“, Ungar. In den anderen drei Vokabeln Zuard, Cadusa und Soba hat die Forschung den Namen Csabas gesucht. Die linguistische Spekulation hängt diesmal nicht in der Luft; sie kann geschichtlich unterbaut werden. Nach einer Variante der Mythe wurde Csaba aus Griechenland vergebens zurückerwartet (Simon de Kéza, cap. 21). Nach dieser Variante kam der *héros revenant* nicht zurück. Sein Unternehmen scheiterte. Darum heißen sie ja Sobamogera „id es stultus populus“ sagt der Anonymus (cap. 45) – „weil sie . . . es versäumten, in ihre Heimat zurückzukehren.“

Auch in der Version des Simon de Kéza, Hofchronist des Königs Ladislaus IV. (1272-1290) (cap. 20) schimmert der vom Anonymus festgehaltene seltsame Zug der Csaba-Sage durch. Der letzte Attila-Sohn wird in „Skythien“ vom ungarischen Brudervolk schlecht aufgenommen; er bekommt unter ihnen keine Frau. Er muß weiterwandern, zu den „Chorosminern“, um sich von dort eine Frau zu holen. Er stirbt dann bei den Ungarn „Skythiens“; aber sein und der Chorosminerin Sohn muß jenes Land verlassen. Daß Csaba, dieser so viel herumirrende, so viele Lebensformen probierende, aber letzten Endes immer nur eines: die Wiederherstellung des väterlichen Reiches suchende Held ein *Quester Hero* ist (vgl. die *Princeton-Lecture* Thomas Manns über seinen „Zauberberg“), leuchtet auf den ersten Blick ein. Dem „Suchenden Helden“ ist jedoch ein merkwürdiges Kennzeichen der Einfältigkeit eigen, den die Mehrzahl seiner Gattung in der Weltliteratur aufweist. Der suchende und irrende Csaba, der von einer großen, vor dem Vulgus als unreal erscheinenden Frage besessene Mensch,

¹ MGH SS Bd. V., 185

² In Gy. Némethy: Attila és húnjai (Attila und seine Hunnen), Budapest 1940, 254-5

muß eben ihr zufolge auf den sein normales Tagewerk erledigenden Durchschnittsmenschen den Eindruck eines Simplen oder Einfältigen machen – eines stultus, wie ihn der Anonymus nennt.

Zu Csaba gehören und mit ihm sein unruhig schweifendes Dasein teilen war – wie uns die angeführten Varianten seiner Mythe zeigten – nicht nur Erwählung zu höherem Geschick. Wer sich mit Csaba identifiziert – gleich ob er das Land seines Ahnen tatsächlich verläßt oder nicht – nimmt auch das Verdammungsurteil immerwährenden Exils auf sich. Laut dieser Variante war Csabas Weg ein Scheitern. So gelten die „Magyaren des Csaba“ als stultus populus, ihr außerhalb des Menschlich-Möglichen unternommener Versuch einer restitutio Regni als irrealer Albernheit.

Und trotzdem: eben in dieser Variante leuchtet im ungarischen Weltbild erstmals die Idee einer restitutio Regni auf, die von da an ebenfalls ein Schicksalsfaktor in Ungarns Geschichte ist, wie es auch die Gestalt Attilas geworden ist.

Die ungarische „Reconquista“. Die Csaba-Figur ist eine ureigene Schöpfung des ungarischen Genius. Freilich will dies nicht besagen, daß die ungarische Hunnensage frei von fremden Einflüssen sei. Ganz im Gegenteil: sie ist mit solchen geradezu durchtränkt. Noch weniger dürfen wir in ihr nach realen Daten der Hunnen-Geschichte oder der Vorgeschichte der Ungarn suchen. Wir müssen davon ausgehen, daß die Sage in ihrer Ganzheit nicht „Geschichte“, sondern „Dichtung“ ist.

Als dichterische Schöpfung des ungarischen Mittelalters besitzt sie allerdings hohen geschichtlichen Wert. Aus dem Glauben an eine attilanische Abstammung und aus der Erinnerung an Csabas Auftrag zog das Ungarntum gewichtige und weitzielende geschichtliche Konsequenzen. In ihnen erst stellt sich das nur für Ungarn Gültige dieser Hunnentradition heraus.

Beim Anonymus spricht der landnehmende Árpád von Attila als seinem Ahnen, dessen Land er zurückerobert. Was sich daraus ergibt, ist keineswegs die Frage, über welche dann das 19. Jahrhundert stritt. Es ist nämlich für die ganze tausendjährige ungarische Geschichte völlig belanglos, ob der landnehmende Árpád tatsächlich ein Nachkomme Attilas war oder nicht. Es ist aber von unschätzbare Wichtigkeit für das gesamte ungarische Weltbild, daß spätestens von 1200 an die Landnahme nicht als eine Eroberung, sondern als eine Wiederherstellung aufgefaßt wurde. Durch diese Auffassung erst nahm die Reichsgründung Árpáds in dem geschichtlichen Bewußtsein und der ethischen Wertordnung der Ungarn ihren gebührenden Platz ein.

Dadurch wurde sie zu einer Reconquista, zur restitutio Regni. Und dies eben ist der zentrale, sinngebende und nur in Ungarn und für Ungarn gültige Inhalt der Hunnensage.

Die Sage erzählt: Urkönig Ménród, der Hengst, zeugte mit Urkönigin Ünő, der Hindin, das Bruderpaar Hunor und Magor. Sie sind die Ahnen der hunnischen bzw. der ungarischen Nation. Als sie dann zu einem zahlreichen Volk wurden, entstand unter ihnen ein Verband von sieben Stämmen, der sich zuerst einen Haupttrichter: rector, dann aber aus dem Geschlecht Érd einen Herrscher wählte. Dieser, Etela – Attilas Name in ungarischer Form -, war berufen, das hunnische Weltreich oder – um auch hier die Terminologie der ung. Sage zu verwenden – das erste ungarische Reich in Pannonien zu gründen. Nach seinem Tod erlag sein Reich den feindlichen Kräften einer mythisch als finster aufgefaßten Sphäre; doch die Idee dieses Reiches wurde von dem verbannten Fürsten, dem letzten Sohn, gerettet. So gibt hunnische Überlieferung dem ungarischen Auftrag Gehalt. Die Restitutio des attilanischen Reiches wird von den Ungarn vollzogen. Die düsteren Mächte des dunklen Prinzips werden verdrängt: Geschichte nimmt das außergeschichtlich gewordene Land wieder in ihren Besitz, d.h. Leben erblüht von Neuem in ihm.

Von Zweiheit zur Einheit. Damit erlangen jene Gesetze wieder Gültigkeit, die später auch das Sagenhaft-Hunnische der Überlieferung bestimmten, d.h. die in den Tiefen der ungarischen Psyche urbildlich vorhanden waren.

Nach dem Hinscheiden des landnehmenden Fürsten (Árpád, † 907 ?) ist das Doppelkönigtum wieder da. Wir sehen einen kaum noch regierenden Großfürsten im Mittelpunkt des Landes, während im Osten der gyula, im Westen der horka amtieren.

Auch in der sagenhaften Hunnengeschichte gab es einen rector, der über dem gesamten Volk steht, während die beiden Flügel des Volkes von je drei Fürsten befehligt werden. Erst nach dem Ausscheiden aller anderen wird dort der Bruderkampf zwischen Attila und Buda – dem Bleda der Geschichte – ausgefochten, Buda von Attila umgebracht. Der Sieger wird alleiniger Besitzer des irdischen Reichs – ähnlich Gott, der das Himmelreich regiert. „Im Himmel: Gott. Auf Erden: der Khakan, die Macht Gottes“ – verkündete noch das Siegel des Tschingis khan.

Dem mythischen pattern folgend, das durch Attila und Budas Bruderkampf wirklich mustergültig für die Nachfahren wurde, rottete Fürst Geyza (gest. 997) seinen Klan aus; machten Stephan der HI. († 1038) oder Koloman der Weise († 1116) ihre den anderen Pol vertretenden Verwandten regierungsunfähig; jagte Peter den König Aba († 1044), Andreas den König Peter († 1046) in den Tod; schlug Béla I. seinen Bruder Andreas I. in die Flucht und brachte ihm den Tod († 1060); trieb Béla der Blinde († 1141) seinen Vetter Boris, Geyza II. († 1162) seine Brüder außer Landes; kämpften die Brüder König Emmerich († 1204) und Andreas II. († 1235) auf Tod und Leben miteinander, wie dann auch Béla IV. († 1270) mit seinem Sohne Stephan V. († 1272); ebenso ließ Ladislaus der Kumane († 1290) seinen einzigen Bruder – nachdem dieser aus der Haft entkommen war – in einem Fluß ertränken. █

So wird der erbarmungslose Kampf „ums Reich“ immer von Neuem ausgefochten. Am Ende ist zwar der Sieger über die Zweiheit des Kosmos wie Gott: „en ego malleus orbis“, — aber schreckliche Auseinandersetzungen, ein Weg durch Hader und Mord führten zu dieser Anhöhe empor.

„**Metus orbis, flagellum dei.**“ Noch einmal wenden wir uns dem zentralen Thema des Kampfes zu. Nachdem die Ungarn in ihrer heutigen Heimat Fuß faßten, traten sie – insofern wahre Nachfolger von Hunnen und Awaren – vor dem Okzident als Geißel Gottes auf; ein halbes Jahrhundert lang suchten sie die christlichen Länder mit Eisen und Feuer heim.

Selbstverständlich sah der Westen in ihnen Teufelssöhne, Ausgeburten der Hölle: Vertreter des finsternen Weltaspektes.

Die so Apostrophierten bejahten diese Benennungen: sie sahen darin den angemessenen Ausdruck für ihren Auftrag, den zu erfüllen sie – nach ihrem eigenen Glauben – von Gott auf die Erde gesandt worden waren. So wird z.B. im Munde eines mythischen Attila ein Ausdruck wie „stella cadit, tellus tremit, en ego malleus orbis“ zum großen Bekenntnis seiner Berufung, ebenso wie auch die im Westen bekannte Wendung „metus orbis, flagellum dei“ in der Wertordnung der altungarischen Welt ein epitheton ornans dunklen, aber einzigartigen Glanzes ist.

„**Der Mann des Blutes**“. Auch der erwähnte horka – Fürst des westungarischen Reichsteils – Wérbulcs, der „Mann des Blutes“ (vir sanguinis) und sein Freund, der Fürst Lél, mit dem er jenes Aufgebot nach dem Westen führte, das 955 auf dem Lechfeld von Otto dem Großen vernichtet wurde, bekennen sich entschieden und spontan zu ihrer finsternen Berufung, die bei Wérbulcs der Auftrag zu einer großen, sein ganzes Wesen erfüllenden Rache ist.

Die Rache fußt auf düsterem Ahnenkult.

Die Sage erzählt: Sein Ahnherr wurde in der Krimhildenschlacht von den Mannen König Detres umgebracht, daher wütet er so unbarmherzig gegen die Westländer, ihr Blut schlürfend sicut vinum.

Als nach der Niederlage am Lechfeld Wérbulcs und Lél vor den Bayernherzog – in den Gesta ist es der „Kaiser“ – geführt werden, fragt er sie, warum sie gegen den Westen gezogen seien. Er erhält eine den oben zitierten Worten Tschingis khans ähnelnde Antwort:

„Wir sind die Rache des höchsten Gottes, von ihm über euch zur Geißel erkoren; und durch euch werden uns Haft und Tod zuteil, wenn wir aufhören, euch zu verfolgen.“

Der „Kaiser“ entgegnet: „So wählt euch den Tod aus, der euch entspricht.“ Nun sind keine Taten mehr möglich, der Kampf ist endgültig verloren. Dennoch wird ein letztes gewagt. „Gebt mir mein Horn“ – sagt Lél. „Nachdem ich es noch einmal geblasen, werde ich Antwort geben.“ Das magisch-heilige Instrument wird ihm hingereicht. Damit schlägt er den „Kaiser“ tot und ruft mit ungestüme Freude aus: „Du wirst mir vorangehen und im Jenseits gehorchen!“ Denn es ist „Glaube der Skythen“ – so

¹ Autor: Az Istenkeresök (Die Gottsucher, Geschichte der Arpaden), Budapest 1942, 232

erklärt diese Stelle der uralte Text selbst — , daß ihnen der getötete Feind in der anderen Welt zu dienen hat. Bezungen ist die gestaltlose Leere des anderen Saeculum: eine Gestalt, die des getöteten Feindes, schreitet noch dort dem toten Krieger voran. Die alte Ordnung der Welt – selbst in und nach der Niederlage und vor dem schmachvollen Tod – bleibt erhalten: wer Fürst und Herr war, ist es im Tode noch. Nur wer ruhm- und tatenlos dahinsiecht, endet im Nichts.

Diese Erzählung der alten Gesta ist keine Geschichte, sondern epische Schöpfung, die den Sinn des altungarischen Weltbildes vielleicht an seinem wesentlichsten Punkt beleuchtet. ¹

Die Kehrseite. Allein sie beleuchtet zugleich sein Zerbrechen. Vor einer besiegten Menge als Rache Gottes aufzutreten – wie es Tschingis khan tat, ist eine grundverschiedene Geste zum dumpfen, tragischen Trotz zweier Besiegter, auf die der schmachvollste Tod von Gefangenen wartet. Hatte der alte Gestaschreiber die Tiefe der Worte überhaupt begriffen, die er uns überliefert hat? „Haft und Tod“ sind ja den besiegten Fürsten schon zuteil geworden, da sie durch ihre Niederlage aufgehört hatten, des Westens Geißel zu sein. Sie vertreten nicht mehr „die Rache des höchsten Gottes“, denn ein solcher Gottesbote hat zwangsläufig zu siegen. Ihr Gott hat sie verlassen.

Die Überlieferung – die einerseits mit solcher Wucht dem alten Weltbild und seiner Wertordnung ein Denkmal zu setzen versuchte, wie es die angeführte Horn-Szene des Fürsten Lél zeigt – wußte auch dem Zusammenbruch der alten Wertordnung ein Denkmal zu setzen. Sie hat die Zahl der die Endschlacht überlebenden Mannen auf 7 zusammengedrängt. Denen – so wird erzählt – ließ der „Herzog von Sachsen“ die Ohren abschneiden und schickte sie nach Ungarn. Schmach und Hohn empfing sie daheim. „Da sie lebend zurückkamen und nicht den Tod auf der Seite ihrer Kameraden vorgezogen hatten“, trennte man sie von ihren Gütern, Frauen und Kindern; sie mußten „von Zelt zu Zelt“ barfuß weiterpilgernd ihr Dasein durch Betteln fristen. Das Volk sah in ihnen eine Karikatur der 7 Stammeshäuptlinge von einst und nannte sie „ob offensam“ *het Mogor*, d.s. die „Sieben-Ungarn“ [S. 13 o]. Sie versuchten das Schmachwort zu ihrem Vorteil zu verändern. Sie erzählten die Taten der wirklichen 7-Ungarn – durch deren Fürstenwahl die Dynastie und der ewige Bund der Stämme zustande kam – als ihre eigenen. Mehr noch: in ihrer „arrogantia“ verzerrten sie den Inhalt der Überlieferung ins Tragikomische, indem sie – den großen Wahllakt der Väter nachäffend – nun aus sich selbst heraus einen neuen „Fürsten“ für die Ungarn kürten, so Spott mit Spott, Beleidigung mit Beleidigung heimzahlend. ²

Ihre Sage in den Gesta bezeugt den Tiefpunkt jener Krise, der das Ungarntum nach der Landnahme: im Umkreise seßhafter, christlicher Völker ausgesetzt war. Die Gefahr einer endgültigen Dekomposition des Volkes – die, immer nach großen, verlorenen Schlachten, schon anderen Reiternomaden vor den Ungarn wie Hunnen und Awaren, nach der ungarischen Staatsgründung wiederum anderen wie Petschenegen und Kumanen widerfuhr – mochte auch das Ungarntum unmittelbar bedroht haben.

Vor dieser Gefahr haben Fürst Geysa und sein ruhmreicher Sohn, Stephan der Heilige, die Ungarn gerettet. Sie haben sie aus der Macht des rachedürstenden Steppengotts erlöst, jenes dunklen Dämons, der sie zu seiner Welt-Geißel erkoren zu haben schien, in Wirklichkeit jedoch sie zu zermalmen sich anschickte.

V. Das ungarische Königtum.

Hunnisch-ungarische Parallele. Für die Reiterhirtenvölker, die „Weltgeschichte gemacht“ haben, bedeutet der Versuch, ihre geistige, wirtschaftliche und soziale Struktur sowie Lebensform zu ändern, d.h. sich der Lebensweise seßhafter Völker anzugleichen, die große Schicksalswende. Der Versuch endet entweder mit einer totalen Katastrophe, der Zerbröckelung und Einschmelzung des Reitervolkes, oder mit der totalen Preisgabe des angestammten Charakters, des ursprünglichen Lebensgefühls, häufig sogar der Sprache. Diesen Vorgängen steht als einzige Ausnahme das Schicksal des Ungarntums gegenüber. Ihm sollte das Experiment gelingen, einen Verband von Reiterhirtentämmen in die Gemeinschaft der westlichen, seßhaften Völker einzugliedern, ohne der Angleichung an die wirtschaftlichen, gesellschaftlichen, geistigen und – was am wichtigsten ist – ethischen Werte des Westens die

¹ SS rer. Hung., Bd.I, 308


² SS rer. Hung., Bd I, 293-4 (Chron.Budense, cap. 36); auch Albericus ad. a. 957, M.G.H. SS, XXIII., 767

wesentlichen Merkmale seines althergebrachten Charakters zu opfern. Solche Merkmale waren Sprache, Weltgefühl und Weltanschauung, die Elemente der politischen Gedankenwelt, aber auch gewisse Wirtschaftsformen, soweit sie mit der neuen Lebensform vereinbar waren, oder soziale Strukturen wie die ungarische „Großfamilie“ – nem, nemzetség – oder die Sippenordnung der siebenbürgischen Székler.

In den Gefilden am Schwarzen Meer und dann in Pannonien, im Kreuzfeuer neuartiger Einflüsse, setzt bei den Ungarn ein Prozeß der Wandlung ein, ähnlich wie seinerzeit bei den Hunnen. Nach Árpáds Tod (907) blieb zwar die Vererbung der fürstlichen Würde innerhalb seines Geschlechts bestehen, aber die wirkliche Macht zersplitterte sich. Das ist jenes Zeitalter, wo die Byzantiner ihre Botschaften an „die Archonten der Türken“ (an die ungarischen Fürsten) richten, wo die Stämme ihren „Archonten“ nicht gehorchen, sondern nur einen lockeren Bund bilden und ihre Herden nebeneinander weiden.

Erst in der zweiten Hälfte des 10. Jhs. beginnt der lange und riskante Kampf der Arpaden um Wiedererlangung der obersten Macht. Die entscheidenden Kämpfe, die Herbeiführung der eigentlichen Schicksalswende sind das Verdienst Geysas; die siegreiche Vollendung des Werkes knüpft sich an den Namen seines Sohnes, des ersten christlichen Königs von Ungarn, des Heiligen Stephan (997-1038).

Die Regierung Geysas (970-997) stellt in der ungarischen Geschichte den gleichen Moment dar wie die Ruas in der hunnischen. Die Entwicklungsstufen zeichnen sich in beiden Fällen klar ab. Am Anfang die Herrschaft eines gewählten Fürsten, deren Sinn und Gehalt im Erwerben einer neuen Heimat besteht: dort Balamber, hier Árpád. Dann „die Republik“ der vielen Stammeshäuptlinge: dort „die Könige der Hunnen“, hier „die Archonten der Türken“. Unter diesen übt „der erste der Könige“ eine mehr symbolische als reale Herrschaft aus: dort Karaton und Uldin, hier der eine Sohn und die zwei Enkel Árpáds. Später entwickelt sich das Doppelkönigtum: dort Oktar und Rua, die Oheime Attilas; hier auf der einen Seite der Grobherren der westlichen Stämme, der horka, von Kaiser Konstantin kar-chas genannt, auf der anderen Seite der Fürst der östlichen Teile, der gyula, griechisch gylas. Endlich die Alleinherrschaft eines wahren Monarchen: Ruas über die Hunnen, Geysas über die Ungarn. Geysa ist der erste ungarische Fürst, den die Quellen auch schon rex nennen.

Um seine Alleinherrschaft zu begründen, hat Geysa, „dessen Hände“ – wie die uralte Quelle berichtet – „blutbefleckt waren“, seine eigene Sippe fast ganz ausgerottet, wie ehemals Attila. Die Fürsten der westlichen Stämme waren zwar nach der Lechfeldschlacht (955) umgekommen, und mit ihnen – wie wir sahen – der horka selbst. Aber um die Jahrhundertmitte blühten von Árpáds eigener Familie noch fünf Zweige, beim Tode Geysas (997) hingegen nur noch einer, nämlich die Nachkommenschaft seines Vaters Taksony. Und eben damals war in ganz Westungarn nur mehr ein Stammesfürst an der Macht: Koppány, ein naher Verwandter von Geysas Witwe.  Im gleichen Jahre 997 noch wurde sein Heer von Geysas jungem Sohn Stephan und dessen Heerführer Wezelin von Wasserburg bei Wesprim geschlagen, die Leiche des Gefallenen gevierteilt.

So wird das Land, das Árpád einst gewonnen, unter dem Zepter seines Urenkels Stephan erneut eine Einheit. Der Herrscher ist sich der gewaltigen Bedeutung dieses Wandels bewußt: in einer seiner Urkunden nennt er sich „König von ganz Ungarn“. Wie Wezelin von Wasserburg neben dem Jüngling Stephan, so steht neben dem gereiften Mann der (nachmals heiliggesprochene) Bischof Gerhard: Ein Deutscher also und ein Italiener, so wie einst neben Attila die zwei Germanenkönige. Auf diese Rolle der Fremdstämmigen zielt schon eine sehr alte Quelle, wenn sie meldet, Geysa habe die Macht der eigenen Sippe im Bunde mit den Nachbarvölkern (vicinarium gentium confederatione) gebrochen; mit deren Rat und Hilfe sei er König geworden (rex est Geyche constitutus).

Nach dem Hunnen- und Awarenreich vollzog sich nun zum drittenmal auf dem Boden Pannoniens die eigenartige, vielleicht einzigartige Symbiose reiternomadischer und germanisch-lateinisch-slavischer Elemente. Wie Attila oder Tschingis khan in der Vielsprachigkeit und rassischen Gemischtheit ihrer Reiche einen Vorteil sahen und nicht eine Achillesferse, so sah es auch Stephan. Der richtigen Behandlung ins Land kommender Gäste und Ankömmlinge ist ein ganzes Kapitel der für seinen Sohn ge-

¹ So Zoltán Tóth (Szent István legrégebbi életirata nyomán = Auf den Spuren der ältesten Lebensbeschreibung des hl. Stephan, in: Századok, LXXXI., 1947, 35.); anders Sz. de Vajay (Grobfürst Geysa v. Ungarn, Familie u. Verwandtschaft, in: Südost-Forschungen, XXI, 1962, 51 und Note 45), der in K. einen Neffen Geysas, d.h. einen Arpaden sieht.

schriebenen „Ermahnungen“ ¹ gewidmet. Den daraus so oft zitierten Satz: „Schwach und brüchig ist ein Land von einerlei Sprache und Sitte“ könnte als Motto für die gesamte Politik des mittelalterlichen Ungarns gelten.

Die Wendung nach Westen. Das christliche Königtum des hl. Stephan ist auch weltgeschichtlich der Abschluß eines langen Prozesses, der in der alten Heimat begonnen hatte und in der neuen — an Ausmaß gewachsen — seine Fortsetzung fand. Die alten Ungarn wurden schon früh im 9. Jahrhundert — wie es sich zeigte — von den verschiedenen geistigen, meist religiösen Strömungen Osteuropas ergriffen. Diese Strömungen wirkten im Donauraum weiter auf sie ein; sehr stark und ganz neu waren gleichzeitig die Einflüsse des römischen Christentums und die des germanischen und slawischen Westens. Der westungarische Teilfürst Wérbulcs, der horka, der noch 955 als „Geißel Gottes“ gegen den Westen zog und nach der Schlacht am Lechfelde den Tod fand, hatte sich schon 948 in Byzanz taufen lassen. Seit den 50er Jahren ist auch der ostungarische Teilfürst, der gyula, Christ. Nicht nur die Führerschaft, auch die breiten Massen des Volkes kann man sich zu dieser Zeit nicht mehr religiös homogen vorstellen. Trotzdem hätte die endgültige Bekehrung lange auf sich warten lassen, wenn nicht 969 die warägischen Russen — wie erwähnt [S.13 /2] — der chasarischen Großmacht ein Ende gemacht und dadurch das politische und wirtschaftliche Gleichgewicht Osteuropas von Grund auf umgestürzt hätten. Bruchteile der Chasaren flüchteten zu Geysa und brachten ihm Nachricht vom Zusammenbruch ihres Staates. Sie bedeutete völlige wirtschaftliche wie geistige Isolierung Ungarns und ließ schon die bloße Daseinsbehauptung als fraglich erscheinen, weil durch die chasarische Katastrophe jenes Osteuropa zerfallen war, dem auch die pannonischen Ungarn organisch angehört hatten. Es gab keine andere Wahl, als an Stelle der verlorenen östlichen neue, westliche Bindungen zu suchen, sich mit dem Römischen Reich der sächsischen Kaiser auszugleichen und das Christentum als offizielle Einrichtung einführen.

Schicksalslage zwischen Ost und West. Zu diesem Zeitpunkt wohnten die Ungarn seit etwa 75 Jahren in der neuen Heimat. Nach zeitgenössischen Quellen war vor ihrer Landnahme das Große Alfeld, die Solitudines Avarorum, zum größten Teil unbewohnt. In Pannonien dagegen wohnten noch Awaren-Reste, verschiedene slawische Völkerschaften, auch Überbleibsel westlicher Siedler aus der Zeit der fränkischen Herrschaft und Nachkommen der älteren, lateinischen und latinisiert-pannonischen Bevölkerung. Sie alle wurden von den landnehmenden Ungarn überschichtet. Die Vermischung vollzog sich rasch und intensiv und ward zum Charakteristikum der westlichen Landesteile. In den östlichen dagegen waren die awarischen, bulgarisch-türkischen und slawisch-bulgarischen Elemente und die späteren petschenegischen und kumanischen Zuwanderer weniger geeignet, die mitgebrachte ursprüngliche Eigenart der Ungarn zu verwischen; eher unterstrichen sie diese noch. Hinzu kam, daß die östlich der Donau gelegenen Teile nicht in die westliche, römisch-fränkisch-deutsche Kultursphäre fielen, sondern als Ausläufer der osteuropäischen Steppe gemäß der politischen und wirtschaftlichen Orientierung der Steppenvölker eher zum Austrahlungsbereich von Byzanz gehörten. So übernahm das Ungarntum im Augenblick der Landnahme die Spannungen eines zwischen Ost und Ost schwebenden Schicksals als Erbe des pannonisch-jazygisch-dakischen Raumes; Spannungen, die alsbald hervortraten. Jedenfalls entschieden zwei folgenschwere Vorgänge das zukünftige Schicksal des Landes:

Erstens: Während Attila und Bajan die große ungarische Tiefebene und insbesondere deren südliche Teile zum Mittelpunkt ihrer Reiche gemacht hatten, also in der von keiner lateinischen Tradition berührten Steppenzone verblieben waren, wählte Árpád bei der Landnahme die Mitte des im Schoße der Karpaten liegenden Landes; dabei lag aber der Schwerpunkt von Anbeginn nicht auf dem Steppengebiet, sondern westlich der Donau im eigentlichen Pannonien, wodurch zwangsläufig früher oder später eine Übernahme der pannonisch-lateinischen Tradition erfolgen mußte.

Zum zweiten: das Ungarntum hat zwar an Volkszahl weder die Awaren noch die Hunnen an Macht erreicht, das Land jedoch in seiner gesamten Ausdehnung nach ihrem Muster besetzt; nicht nur Pannonien oder die Awarische Puszta, sondern das gesamte Gebiet des Karpatenkessels wurde in Besitz genommen. Es hat auf diese Weise endgültig verwirklicht, was die Römer seinerzeit versäumt hatten. Der Titel Stephans, král pasés Ouggrias: König des ganzen ungarischen Landes, der — eingeführt nach vollbrachter Vereinigung des gesamten Reiches unter seinem Zepter — einen besonderen Nachdruck erlangt, trägt auch dieser Tatsache Rechnung.

¹ S. Stephani regis Libellus De Institutione morum ad S.Emericum ducem, Ss. rer. Hung., Budapest 1937, Bd.II, 619-627

Einordnung des ungarischen Königtums in das Abendland. Die politische Schöpfung Geysas und Stephans wurde brüchig, als Stephans einziger Sohn, der hl. Emmerich, 1031 zu Lebzeiten des Vaters starb. Da der Anspruch auf die fürstliche Macht dem Sippenrecht unterworfen war, lebte das althergebrachte Recht der Brudersöhne auf die Thronfolge auf. Die Abkömmlinge von Geysas Bruder Michael neigten indessen zum Heidentum und dessen politischer Tradition. Stephan mußte von ihnen für sein Werk Schlimmes befürchten und griff daher zu einem jener Gewaltmittel, die wir vom Doppelkönigtum her schon kennen. Er ließ seinen Vetter blenden und ihm Blei in die Ohren gießen. Daraufhin flohen dessen Söhne nach Rußland und Polen, so wie einst die Söhne des Mäta und des Atakam vor Attila an den Hof von Byzanz. Zu seinem Nachfolger bestimmte Stephan — wie es einst Attila mit dem Germanen Ardarich vorhatte — Peter Orseolo, den Sohn des vertriebenen Dogen Venedigs, der schon länger am ungarischen Hof weilte, einen Verwandten aus der weiblichen Linie, aber eben doch einen Fremden, womit die Erbfolge im Mannesstamm der Arpaden unterbrochen war. Bei Stephans Tod (1038) bestieg Peter scheinbar ohne jede Schwierigkeit den Thron; die in der Tiefe wirksamen Widerstände kamen erst später zur Geltung.

Die Christianisierung des Ungartums in den 70 Jahren von Geysas und Stephans Regierung vollzog sich sicherlich nur darum relativ reibungslos, weil diese Nachkommen Árpáds als rechtmäßige, mit starker Hand waltende und aus dem Blute des Volkes hervorgegangene Herrscher eine unerschütterliche Autorität besaßen. Gegen eine von ihnen betriebene Neuerung wollte, konnte oder wagte die große Mehrheit der Nation sich nicht aufzulehnen. Den Inhabern solcher Macht und dieses Ansehens gelang es auch, die Anerkennung des christlichen Westens zu gewinnen. Symbol dafür ist die heilige Krone, die Stephan wahrscheinlich im Jahre 1000 aus Rom erhielt, wo damals Kaiser und Papst als Oberhäupter der Christenheit einträchtig walteten. Stephan ließ sich dann im Jahr 1000, wie einst Karl der Große, am Weihnachtstag vom Haupt der jungen ungarischen Kirche, dem Erzbischof von Gran, zum König von Ungarn krönen. Die natürliche Folge dieses Aktes war der Ausbau der selbständigen ungarischen Kirchenprovinz mit ihren zehn Bistümern und zwei Erzbistümern. Durch die kirchliche Krönung wurde Stephan ebenso oberster Herr und Lenker seiner eigenen Kirche, wie es bis zum Investiturstreit die übrigen christlichen Herrscher Europas waren.

Dieser Akt aber hatte noch eine weitere Folge. Zoltán Tóth, den wir nachfolgend mehrfach zitieren ¹, sagte zu Recht, daß allein schon aus der Tatsache des kirchlich-religiös wie auch politisch-völkerrechtlich bedeutsamen Krönungsakts sich für den ungarischen König eine Verschiebung der zwischenstaatlichen Stellung ergab, eine Einordnung in das Staatensystem des christlichen Europas. Die Krone selbst „war ursprünglich Eigentum des Königs; daß sich in ihr mit der Zeit alle Hoheit des ungarischen Reiches verkörperte, entspringt einer spezifischen Besonderheit der ungarischen Seele, einem höchst charakteristischen Entwicklungsvorgang“, der jenem zu entsprechen scheint, welcher im Kreis der Reitervölker heiligen Gegenständen zuteil geworden ist.

Die sich dadurch eröffnenden geistesgeschichtlichen Perspektiven wollen wir in einem späteren Kapitel prüfen. Jetzt soll uns die Einordnung Ungarns in den Westen interessieren.

In diesem Zusammenhang stellt sich zunächst die teilweise noch umstrittene Frage, welche Aufgabe der damals herrschende Kaiser Otto III. dem jungen ungarischen Königtum zugeordnet hatte. Sie ist, nach unserer Ansicht, heute als geklärt zu betrachten. Wir wissen, daß Stephan *imperatoris . . . gratia et hortatu* Krone und Weihe empfing, daß seine Herrschaftsabzeichen *lancea coronaque* aus Rom stammten, ihre Übersendung aber kraft kaiserlichen Willens erfolgte. Sie geschah zu einer Zeit, als Stephan nach dem Aufstand des letzten noch regierenden Stammesfürsten, des oben erwähnten Koppány, hinsichtlich seiner eigenen internationalen Stellung wie der Autonomie seiner Kirche im Kreis der anderen Landeskirchen mit Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Daher war „er auf die von Otto III. zugesicherte Unterstützung ausgesprochenermaßen angewiesen; für den Kaiser wiederum war bei der Durchführung seiner großen christlichen Reichskonzeption die Mitwirkung Stephans geradezu eine Notwendigkeit. Mit der Krönung hörte die absolute Isolierung Stephans auf. Er hat mit ihr seinem Lande das Bürgerrecht in Europa und damit seine Zukunft erkaufte, ohne doch darüber zum Vasallen zu werden.“

¹ Z. Tóth: A Hartwik-legenda Kritikájához: A Szt. Korona eredetkérdése. Budapest 1942. (Zur Kritik der Hartwik-Legende: das Ursprungsproblem der hl. Krone).

Wir haben die Probe auf dies Exempel. Als nach dem Tod von Stephans Schwager, Kaiser Heinrich II., sein Nachfolger Konrad II. das ungarisch-deutsche Verhältnis etwas strenger auslegen will, kommt es nach fast 60 Jahren ungestörter Freundschaft beider Reiche zum Bruch und zu einem Krieg, in dem Stephan Sieger blieb. Fortan ist von einem deutschen Machtanspruch keine Rede mehr, bis Peter Orseolo vor dem Aufstand seiner Untertanen zu Heinrich III. flüchtete und sein Land dem deutschen König darbot. Heinrich führte Peter auf seinen Thron zurück, dieser huldigte ihm Pfingsten 1045 als seinem Lehnsherrn. Schon nach einem Jahr fegte aber ein gewaltiger Volksaufstand den König hinweg, der sein Land verraten hatte, und damit war es vorbei mit allen wie immer gearteten Lehensansprüchen gegenüber Ungarn.

Dieser Aufstand unterscheidet sich grundsätzlich von jener aristokratischen Verschwörung, die Peter das erste Mal vom Throne verjagt hatte; er ist ausgesprochen fremden- und christenfeindlich. Es ist die Empörung der großen Massen gegen den fremden Herrscher, an dem sie, als er ihnen in die Hände fällt, die Verstümmelung des Vaters ihres nunmehrigen Herrn – des aus der Verbannung eben zurückkehrenden Arpaden Andreas I. – schrecklich vergelten, ihn gleichfalls blenden und in ewige Verbannung jagen.

Das Ziel der aufständischen Massen war die kompromißlose Wiederherstellung der vor Geysa gewesenen Zustände; auf sozialem Gebiet übertraf es sie sogar weit und beinhaltete die vollkommene Ausrottung des Adels und der Priester. Der Volkswut fiel u.a. der bedeutendste Mitarbeiter Stephans, Bischof Gerhard [Gellért], zum Opfer (1046), wie denn auch der letzte heidnische Aufstand unter Béla I. (1061-63) einen ausgesprochenen sozial-revolutionären Charakter hatte. Im Jahre 1046 war dies noch nicht ausschließlich so. Denn ein Teil der Aufständischen sandte Boten nach Rußland, um die dort weilenden Arpadensprosse heimzurufen in das verwaiste Land. Sobald der Älteste unter ihnen, der oben erwähnte Andrea, Schwiegersohn Jaroslaws des Großen von Kiew, im Inland Herr der Lage war, ließ er sich von den drei überlebenden Bischöfen krönen und verbot bei Todesstrafe die Ausübung der heidnischen Religion. Auf diese Weise hat er das Werk seines Oheims gerettet und fortgesetzt: im Augenblick, da wieder ein Arpade auf Ungarns Thron sitzt, ist das Gleichgewicht zwischen den westeuropäisch-seßhaften und den osteuropäisch-reiterhirtlichen Elementen wiederhergestellt. Ganz ist es nie mehr umgestürzt worden.

Die Avitizität. Das Vorhandensein und konsequente Befolgen dieses Grundsatzes berührte natürlich in keiner Weise den ungarischen Charakter des Landes und seiner Fürsten. Er ging nicht verloren dadurch, daß man in der Umgebung der Herrscher – auch der betont ungarischen – jederzeit „Ankömmlinge“ findet, die gleich den germanischen Gefolgsleuten Attilas die Freundschaft und das volle Vertrauen ihres Gebieters besitzen. Sie waren seine Geschöpfe und von ihm abhängig. Dagegen besaßen die Nachkommen der Führer und Krieger der Landnahme das Ihre nach Schwertrecht und sie waren hinsichtlich ihres Besitzes unabhängig vom König, konnten sich daher gegebenenfalls auch gegen ihn wenden. Diese Verschiedenheit zwischen dem auf königlicher Vergabe und dem auf die Landnahme zurückgehenden Grundbesitz bildet die Grundlage des bis zuletzt zwiefältigen Besitz- und Erbrechtes des ungarischen Adels. Die Stammesorganisation ging zwar in der großen Umbildung des 10. Jhs. unter, aber die Geschlechter – nem, nemzetség – blieben landauf-landab bestehen und damit auch das Gewohnheitsrecht der Geschlechter, das selbst Stephan nicht änderte.

Obwohl die königliche Gerichtsbarkeit ausgebaut wurde, beließ der König den Geschlechtern ihre alte, auf die Gewalt des pater familias zurückgehende interne Gerichtsbarkeit. Auch an die erbrechtlichen Normen der Geschlechter rührte er nicht. Der Grundbesitz ist Eigentum des ganzen Geschlechts, weil dessen Ahne ihn um den Preis seines Blutes erworben hat. Die den landnehmenden Geschlechtern entstammenden Adeligen besitzen ihren Boden kraft eigenen Rechts; sie schuldeten dafür niemand irgendwelche Dienste, im krassen Gegensatz zum westlichen Lehenswesen. Auch nach der Begründung des Königtums konnten sie zu keinerlei persönlichen Dienstleistungen verpflichtet werden.

Die Organisation und eigene Gerichtsbarkeit der Geschlechter verfiel zwar schrittweise mit der Herausbildung der königlichen Gewalt. Aber ihre besitzrechtliche Stellung behauptete sich gegenüber den Bestrebungen der Herrscher; durch das sogenannte Avititium, dem Gesetz von 1351, siegte es über das den westlichen Vorstellungen entsprechende ius regium. „Die Avitizität, d.h. das gesetzliche Erbrecht aller Nachkommen der Ahnen, die das Geschlecht begründet haben, an dem von diesen gemeinsamen Ahnen übernommenen Vermögen, ist keine lehnsrechtliche, sondern eine blutrechtliche

Einrichtung und war schon zur Zeit der Begründung des Königtums lebendes Gewohnheitsrecht". (V. Hóman) ¹

Aus dem Fortbestehen alter Geschlechter-Rechte ergab sich für das Königtum keine Schwächung, sondern eine Stärkung. Die Adeligen anerkannten die Gewalt des Königs, dessen Ahnen ihre Vorfahren einst zum Fürsten gewählt hatten, naturgemäß an, aber nur als die persönliche Jurisdiktion des gekrönten Königs. Ihre Rechtsanschauungen – noch in den Vorstellungen der nomadischen Gesellschaft wurzelnd, die innerhalb der Schicht der Freien keine Unterschiede der Rechtsstellung kannte – verhinderte die Ausbildung einer bevorrechtigten hochadeligen Klasse und eines Feudalsystems westlicher Prägung, wenngleich einzelne feudale Erscheinungen auch in Ungarn nicht fehlen (Goldene Bulle Andreas' II., 1222).

Auch gegenüber den großen Grundherren traten die adeligen Gemeinfreien in kein Vasallenverhältnis. Sofern man den erst für die Neuzeit sinnvollen Unterschied zwischen öffentlichem und privatem Recht auf mittelalterliche Verhältnisse übertragen darf, könnte man sagen: Indem der Gemeinadel seine unmittelbare, öffentlichrechtliche Verbindung zum König bewahrte und weder mit ihm noch anderen Mächten ein privatrechtliches Verhältnis einging, erhielt er zugleich dem Königtum dessen öffentlichen Charakter, der in Westeuropa längst der Vergangenheit angehörte.

Das ungarische Königreich wurde nie – von einer kurzen Periode (1301-1308) abgesehen – zum Spielball mächtiger Großer. Denn seine Macht fußte – wie einst der nomadische Staat – auf der Gesamtheit der freien Krieger, auf der breiten Basis des gesamten Adels, statt wie die vor der Ära des Absolutismus recht fragwürdige Autorität westeuropäischer Herrscher auf der Spitze einer sozialen Pyramide zu balancieren. Der ungarische Staat ist so seinen bis in die Zeit der Stammesverfassung zurückreichenden Anfängen treu geblieben, indem er ein Bund freier Krieger blieb und seine Existenz – von den Arpaden bis hin zum ständischen Zeitalter – auf die politische Zusammengehörigkeit und das daraus fließende Geschichtsbewußtsein gründete.

Defensor christianitatis. Abgesehen von den individuellen Faktoren, dem Einfluß der historischen Persönlichkeiten, der hinsichtlich der Begründung des christlichen ungarischen Staates sehr ernstzunehmen ist, taucht hier eine Frage auf: sowohl Attila wie das Awarentum hatten versucht, die ganze geistige und materielle Kultur ihrer Reiche umzugestalten außerhalb – Geysa und sein großer Sohn aber innerhalb – der Christenheit. Verdankt Stephan der Heilige den Fortbestand seines Werkes letzten Endes womöglich dem Umstand, daß durch ihn das Ungartum Mitglied und aktiver Teilhaber jenes religiösen und ethischen Wertsystems wurde, das damals in Europa herrschte?

Diese Frage ist wahrscheinlich zu bejahen. Denn das Ungartum wurde nicht nur Mitglied der Christenheit, sondern auch Mitarbeiter im Dienste der christlichen Wertordnung. Otto III. wandte sich dem Osten von Mitteleuropa zu, aus einem Gedankengang heraus, der zwar friedlich, aber zugleich von höchster politischer Aktivität getragen war, wie das Beispiel Polens deutlich zeigt. Indem er den polnischen Herrscher zum cooperator imperii machte und seinem ungarischen Schwager zur Königskrone verhalf, hat eigentlich er Europas östliche Bastion aufgebaut und zum Schutz des Christentums jene Berufung an sie weitergegeben, ² welcher seit Karl dem Großen die Kaiser und Fürsten, die karolingischen Blutes oder Träger karolingischer Überlieferung waren, gedient hatten – nicht selten auch gegen die noch heidnischen Ungarn.

Wie einst Karl der Große den letzten awarischen Khagan, oder Otto der Große den letzten ungarischen horka, so hatte nun Stephan, der christliche Abkömmling turkblütiger Ahnen, Koppány vernichtet, den letzten Vertreter der angestammten Lebensform. Wie einst die beiden westlichen Herrscher der Kaiserkrone, so machte diese Rolle des defensor christianitatis jetzt Stephan in den Augen Ottos III. der Königskrone würdig. Verteidigung des Christentums: diese Aufgabe verschmolz von Anbeginn mit der Idee des ungarischen Königtums, und das einstmals steppennomadische Ungartum gerät in die merkwürdige Lage, gegenüber den sich Jahrhunderte wiederholenden Einbrüchen ihm verwandter Ostvölker den Schutzwall der Christenheit zu bilden (*propugnaculum ac antemurale christianitatis*).

¹ B. Hóman – Gy. Szekfű: Magyar Történet (Geschichte Ungarns) Bd III, 458.

² Autor: Der heilige Kaiser, Otto III. und seine Ahnen. Tübingen 1969, 443-447

VI. Der „christlich-osteuropäische Kulturkreis“ und sein Untergang

Eine Sippengemeinschaft gekrönter Häupter. Neben der Verteidigung der Christenheit tauchte schon zur Zeit Andreas' I. (1046-1061) eine andere Aufgabe auf und wurde immer wichtiger. Sie ergab sich aus dem dynastischen Wesen mittelalterlicher Staaten und aus der von blutmäßigen Bindungen beherrschten Gefühlseinstellung der Dynastien. Andreas I. wurde von den Truppen seines Schwiegervaters Jaroslaw von Kiew nach Ungarn zurückgeführt. Aber diese verwandschaftliche Hilfe löste keine realpolitischen Folgen aus. Waren seit Andreas I. und seinem Bruder und Nachfolger Béla I., der eine polnische Frau hatte, die ungarischen Könige Glieder eines osteuropäischen Zusammenhangs, so hielt diesen nicht ein realpolitischer Gedankengang zusammen, sondern das Band ungewöhnlich starker Familienliebe (*consanguinitatis affectio*). Über diese auf verwandschaftlicher Solidarität beruhende Machtgruppierung, der außer Ungarn ausschließlich slawische Staaten wie Rußland, Polen, Böhmen, Kroatien und Serbien angehören, könnte man als Motto den Satz aus dem letzten Willen Jaroslaws des Großen setzen: „Wenn einer deinen Bruder kränkt, so hilf du dem Gekränkten!“

„Der Verwandte wird vollberechtigtes Mitglied des herrschenden Geschlechts, dessen Blut zu dem seinigen wird, und so ist diese Kränkung auch eine Kränkung seiner ganzen Verwandtschaft. Die heutige Anschauungsweise steht ratlos den elementaren Äußerungen dieses Familiengefühls gegenüber, dessen Durchschlagskraft fast die Landesgrenzen niederreißt; die viele hunderte, ja sogar tausende Kilometer voneinander entfernt lebenden Verwandten eilen einander mit solchem Eifer zu Hilfe, als lebten sie zusammen im Vaterhaus. Das Gebot 'hilf dem Gekränkten' wird so die Leitidee nicht nur der inneren Regierung, sondern auch der Außenpolitik“.

Ungarisch-slawische Zusammenhänge. Im Zeitalter der Arpaden hatten von den ungarischen Königen zwei eine polnische, drei eine serbische und vier eine russische Mutter. So wie sie selbst nicht nur die väterliche, sondern auch die mütterliche Abstammung ernst nahmen und jederzeit bereitwillig ihren Verwandten zur Hilfe eilten, konnten auch sie sich darauf verlassen, daß ihre Verwandten sie in schwieriger Lage nicht im Stich lassen würde. Das Zusammenwirken mit Serbien und Rußland war besonders intensiv unter Geysa II. (1141-1162), mit Polen unter Geysa I. (1074-1077) und Ladislaus dem Heiligen (1077-1095), dann erneut um die Mitte und gegen Ende des 13. Jahrhunderts. Eben damals geschah es, daß die nach Ungarn verschlagenen Abkömmlinge des Hl. Michael von Tschernigow – Glieder eines Zweiges der Rurikiden wie Rastislaw und seine Nachkommen – völlig zu Ungarn und Mitgliedern des Arpadenhauses wurden.

Diese dynastische Blutmischung und die daraus entspringende Interessengemeinschaft hatte indes eine ungemein breite kommerzielle und demographische Grundlage.

In der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts war, wie wir sahen, der Handel Ungarns ganz vom chasarischen Reich abhängig. Mit dessen Verfall drängten sich neue Elemente unter die Erzeugnisse der alten Metallbearbeitung. Mit dem Schwinden des alten Formenschatzes im ungarischen Fundmaterial hält die Zunahme slawischer Elemente gleichen Schritt. Schon in dem sehr frühen Fund von Galgócz (nach 906) finden wir neben dem altungarischen Taschenbeschlag auch ein slawisches Torquesgewinde. Im Verlauf des 10. Jahrhunderts kommen im altungarischen Material immer häufiger slawische Haarspangen, Torquesstücke, Ringe, Armbänder, Klappen vor, so daß die Grabfelder der Arpadenzeit schon entschieden slawischen Charakter aufweisen; nur als große Seltenheit tauchen hier und da noch altungarische Gegenstände auf.

Mit der Abtrennung vom östlichen Handelsgebiet richtet sich also das Ungartum auf slawischen Import ein. Dieses slawische Kunstgewerbe in Ungarn scheint in erster Linie von kroatischen und polnischen Werkstätten beeinflußt zu sein, aber auch ein russischer Kontakt ist vorhanden, und Verbindungen sogar zum fernen Baltikum fehlen nicht ganz.

Diese slawische Ausrichtung nicht nur der Außenpolitik, sondern auch des Handels und Gewerbes ist indessen nur Ausdruck und Ausstrahlung eines tiefer liegenden Lebensvorgangs. Als das Ungartum sich mitten in Zentraleuropa niederließ, wies es die anthropologischen Merkmale zum Teil türkisch-

¹ J. Deér: Heidnisches u. Christliches i.d. alt-ungarischen Monarchie. Szeged 1934, 137

ugrischer, zum Teil caucaso-mongolider Eigenart auf. Doch schon vom zweiten Drittel des 10. Jahrhunderts an setzt eine besonders beim westlichen Volksteil nachweisliche slawische Umwandlung ein, in erster Linie durch die bereits erwähnte Einschmelzung der pannonischen Slawen. Parallel dazu erfolgt die besprochene Slawisierung der materiellen Kultur und die Bereicherung der ungarischen Sprache durch slawische Lehnwörter – namentlich im Wortschatz der Liturgie und der politischen Terminologie. So müssen wir bereits für das 11. Jahrhundert mit dem Vorhandensein eines ungarischen Volkstums rechnen, das in seinem rassischen Gepräge, teilweise auch in seiner materiellen Kultur, nicht wesentlich abwich von Russen, Polen, Serben und Kroaten, deren Volk- und Staatswerdung sich ja zur gleichen Zeit vollzog.

Wesensunterschiede blieben jedoch neben der Sprache im Bereich der Weltanschauung und des Lebensgefühls bestehen, was sich aus dem reiternomadischen Ursprung der Ungarn erklärt.

Tendenz zur Großmachtpolitik. Mit der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts jedoch hatte dieses dynastisch-gefühlmäßige Zusammenwirken von Slawen und Ungarn seinen Höhepunkt überschritten. Während Polen und Rußland durch ständiges Aufteilen des Staatsgebiets zwischen den Fürstensöhnen mehr und mehr in ihre Teile zerfielen, entstand als Ergebnis der Regierung Bélas III. (1173-1196) als mächtige Einheit ein ungarischer Staat von westeuropäischem Kulturgepräge, in dem sich byzantinische, romanische und germanische Einflüsse kreuzten. Dieses Ungarn richtet sich zunehmend auf eine Großmachtpolitik ein; in bewußter Hinwendung zum Westen scheidet es aus jener Einheit osteuropäischer Gefühlsverwandtschaft aus. Gerade in dem Augenblick, da es auf eine möglichst starke Einigkeit des christlichen Osteuropa ankam, war die einstige slawisch-ungarische Gefühlsgemeinschaft zersplittert. Die Folge: über Europas östliche Hälfte konnte eine Heimsuchung fegen, welche die dortigen Machtverhältnisse allen politischen, sozialen und nationalen Gegebenheiten von Grund auf erschütterte. Es war der Mongolensturm.

Der Mongolensturm. Während der ersten Jahrhunderte des ungarischen Königreichs (11. bis 13. Jahrhundert) war der südliche Streifen der osteuropäischen Steppe von der unteren Donau bis an die Wolga (und über diese hinaus) im Besitz von Reiterhirtenvölkern gewesen. Hinter den zur Landnahme aufgebrochenen Ungarn besetzten die Petschenegen Walachei, Moldau und Bessarabien; nach ihnen, und bald durch ihr Gebiet hindurchbrechend erschienen die Kumanen (weiße Kumanen: Paloczen) und die Uzen (schwarze Kumanen: Torki). Bis an den transsilvanischen Karpatenrand werden diese Völker nun die südlichen Nachbarn des Kiewer russischen Reichs. Das erklärt, warum in dieser ganzen Zeit – namentlich der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts – erst Petschenegen, dann Kumanen serienweise Einfälle nach Ungarn verüben. Freilich enden die meisten Unternehmungen damit, daß die Angreifer zurückgeschlagen oder – soweit sie in Gefangenschaft geraten – auf ungarischem Boden angesiedelt werden. Inmitten ihrer ungarischen Verwandten werden Petschenegen und Kumanen rasch aufgesogen. Wesentlich dabei ist, daß die Ungarn durch diesen Steppengürtel mit der alten östlichen Heimat in Verbindung blieben, indem die genannten Reiterhirtenvölker jenen alten Weg offenhielten, auf dem seit den Hunnen die Steppennomaden in Europa eingefallen waren und dessen Endpunkt eben die Donaugegend war.

Durch die Christianisierung der Ungarn hatte dieser Weg seine Endstation verloren: den Donaukessel als jene westlichste, teilweise noch steppenartige Landschaft, die allen bis nach Mitteleuropa vorgehenden Reitervölkern das natürliche Aufmarschgebiet bot für Aktionen gegen Westeuropa.

Den Kampf um diese Operationsbasis erneuert um die Mitte des 13. Jahrhunderts die letzte reiternomadische Großmacht, die der Mongolen. Dies kleine Volk – eine Handvoll Leute – hatte seit Menschengedenken teils in den wettergepeitschten Steppen nördlich von China (Steppen-Mongolen), teils in der nord-asiatischen Waldzone (Wald-Mongolen) nomadisiert, ohne in den früheren reiternomadischen Reichen zu führender Stellung gelangen oder – wie etwa ihre türkischen Stammesverwandten – sich auch nur um Schrittweite einer agrarischen bzw. städtischen Lebensform zu nähern. Plötzlich nun – „a sort of psychic explosion“ – steigt es in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts zur Vormacht Innerasiens, dann ganz Ostasiens auf, unterwirft sich Chwaresm, bricht die Macht Chinas, erreicht über Iran den Bereich indischer, arabischer und mediterraner Kulturen, um sich dann auf den Westen zu stürzen und 1223 in der Schlacht am Flusse Kalka die Macht der russischen Fürstentümer zu vernichten. Blut und Feuer markieren den Weg der Mongolen. Ihr Erscheinen bedeutet für die meisten Völker Eurasiens, deren Boden sie betreten, die radikalste geschichtliche Wandlung – unter völlig ne-

gativen Vorzeichen. Die Verheerung war ungeheuerlich. Ausgedehnte Kulturlandschaften wurden für alle Zukunft zur Wüste. Völker und Kulturen verschwanden oder erlitten bleibende, verhängnisvolle Veränderung.

Freilich ist die Zerstörung nur die eine Seite mongolischer Macht. Die andere besteht in einer großartigen Heeres- und Verwaltungsorganisation, die jenes Vernichtungswerk und darauf die Schaffung des mongolischen Weltreichs erst ermöglichte. Die Volkwerdung der Mongolen zu bewirken, eine militärische und politische Organisation zu errichten und auf Grund dieser Voraussetzungen das Weltreich zu schaffen, — das sind Leistungen, die Temudschin, Sohn eines unbedeutenden Stammeshäuptlings, als Tschingis Khan und Kaiser der Steppen an seinen Namen geknüpft hat († 1227).

Der große Angriff auf Osteuropa. Nach seinem Tode setzen seine Nachfolger die Eroberung der Welt fort. Großkhan wird sein vorletzter Sohn, Ügetey. Ügetey zieht nicht mehr mit ins Feld, wie noch sein Vater: ihm obliegt die einheitliche Lenkung der Welteroberung; die Aufgabe der Durchführung wird zwischen den übrigen Mitgliedern der Dynastie geteilt. Die Eroberung und Organisation der westlichen Welt fällt Batu zu, dem zweitältesten Enkel Tschingis khans. Der Westfeldzug wird 1235 auf dem Kuriltay – Reichstag – beschlossen. Als Batus Generale beteiligten sich acht Enkel und ein Urenkel Tschingis Khans an der Kampagne. Neben ihnen steht als der eigentliche Feldherr Subutay, ein militärisches Talent ersten Ranges. Die mongolische Kerntruppe ist ca. 50.000, das ganze Heer mit den türkisch-tatarischen Hilfsvölkern 120.000 Mann stark.

Nach gründlicher Rekognoszierung des Kriegsgebietes wendet sich einer der Enkel, Mongka, nach Süden gegen die Kumanen, Batu nach Norden gegen Wolga-Bulgarien. Nach totaler Verwüstung des Landes wird im Herbst 1237 die Wolga überschritten, mit Nordrußland als nächstem Kriegsziel. Rjazan, Moskau, Wladimir fallen. Vor Nowgorod aber bleibt Batu stecken und wendet sich südwärts. Im Raum diesseits des Kaukasus huldigt ihm 1239 ein Teil der Kumanen und Alanen; ein anderer Teil flüchtet unter Führung des Kumanenfürsten Kuthen westwärts, erbittet und erhält vom ungarischen König Béla IV. (1235-1270) das Asylrecht. Batu verfolgte die Kumanen und bringt auf seinem Marsch am 6. Dezember 1240 auch Kiew zu Fall, worauf ein großer Teil der westrussischen Fürsten in Polen und Ungarn Zuflucht sucht.

Der Osteuropa-Plan des ungarischen Königs. Schon nach der Niederlage der russischen und kumanischen Fürsten am Flusse Kalka (1223) hatte sich einer der Kumanenfürsten, Barz, auf der Suche nach Beistand für seinen gefährdeten Stamm dem Westen zugewandt. 1227 leistet er dem Enkel Bélas III, dem späteren Béla IV. (1235-1270), den Vasalleneid. So wird nach Slawonien, Kroatien, Dalmatien und Bosnien, die zum Teil im 11., zum Teil im 12. Jahrhundert dem Reich der Arpaden angegliedert wurden, nun auch die Große Walachei als Sitz des Häuptlings Barz eine regna des arpadischen Hoheitsgebietes.

Für die ungarische Expansion gab es nun zwei Wege: im Norden, ausgehend von der Basis der westrussischen Fürstentümer Halitsch (Galizien) und Lodomer (Wladimir), eine Zusammenfassung wenigstens eines Teiles der russischen Fürstentümer, um die nördliche Front der Christenheit gegen die Mongolen zu organisieren; im Süden wiederum, von der Basis des Siedlungsgebietes des Barz aus, die Fühlungnahme mit den übrigen Steppenvölkern, vor allem jenem Stammesverband, den der mächtige Kumanenkönig Kuthen regierte.

Die Annahme ist schwerlich von der Hand zu weisen, daß nach der Huldigung des Häuptlings Barz auch König Kuthen mit Béla IV. Kontakt aufnahm. Vielleicht erfuhren die Mongolen davon. Ihre überraschende, blitzschnelle Aktion gegen die Kumanen und Alanen Kuthens, deren sofortige Flucht nach Ungarn ins sozusagen für sie schon vorbereitete Aufnahmelager Bélas, — diese Daten sprechen für sich.

Allein, im christlich-osteuropäischen Raum war es hinsichtlich der Schicksale des ersten Weges schon zu spät für eine gemeinsame Aktion von Ungarn und Russen. Die weitzielenden Pläne Bélas IV. erweckten bei den osteuropäischen Fürsten anscheinend nur Angst und Verdacht. █

¹ Über die Pläne Bélas IV. der Bekehrung und Organisation der im 9. Jh. im Osten gebliebenen und gerade wiederentdeckten Ungarn des Kama-Gebietes (Magna Hungaria), s. den „Epilog“ meines „Tschingis-Khan“, ro-ro-ro, Bd. 64, 133-150.

Die Verwüstung Ungarns. Die Flucht der westrussischen Fürsten nach Ungarn und die Asylgewährung an die Kumanen dienten Batu als Vorwand für einen Angriff gegen Béla IV. „Ich weiß, daß du ein mächtiger Fürst bist – so schreibt er ihm in seinem berühmten Brief ¹ — du hast viele Krieger und beherrschest ein großes Land. Darum wirst du dich mir nur schwer unterwerfen... Ich habe auch erfahren, daß du meine kumanischen Knechte in deinen Schutz genommen hast, und so befehle ich dir, sie nicht weiter bei dir zu behalten, damit ich nicht ihretwegen dein Feind werde. Sie können leichter flüchten als du, weil sie keine Häuser haben, sondern in Zelten hausen und mir so vielleicht entgehen können, aber du wohnst in einem festen Haus, besitzt Burgen und Städte, wie willst du meiner Hand entrinnen?“

Den wahren Beweggrund jedoch vermutet der König in Batus Absicht, sich vermittels Ungarn jenes traditionellen Aufmarschgebiets zu bemächtigen, das dann beim Angriff auf Westeuropa als Operationsbasis dienen sollte. Béla dachte an Attila und glaubte, die Mongolen hätten nichts anderes im Sinn als den Welteroberungsplan des Hunnenkönigs, d.h. aus dem Donaubecken heraus die West-Eroberung zu versuchen. – Noch 1254 schrieb er in diesem Sinn an Papst Innozens IV.: „Unser altbewährter Gedankengang geht dahin, daß es ganz Europa zum Heile dient, wenn wir die Donaulinie befestigen. Denn die Donau ist das Wasser des Widerstands . . . Sind die Mongolen einmal Herren der Donau, so steht ihnen der Weg in andere christliche Länder offen, einmal, weil von hier aus in Richtung auf die christliche Welt kein Meer als Hindernis zu überwinden ist, zum anderen, weil sie hier am besten ihre Familien unterbringen können. Erinnert Euch doch an Attila, der vom Osten zur Eroberung des Westens auszog und sein Hauptquartier mitten in Ungarn aufschlug . . .“ ²

In drei Heeresgruppen geteilt griffen die Mongolen Ungarn konzentrisch an. Die nördliche Gruppe rückte durch Polen nach Schlesien vor, besiegte dort in der Schlacht vor Liegnitz am 9. April 1241 das Heer Herzog Heinrichs II. von Schlesien und wandte sich dann, um am konzentrischen Angriff auf das Donaubecken teilzunehmen, südwärts nach Ungarn in Richtung Pesth. Die Südgruppe brach durch die Karpaten über Transsilvanien im Alföld [Tiefland] ein. Das Hauptheer unter Batu und Subutay überquerte den Vereczke-Paß und vernichtete am 11. April 1241 auf dem Mohi-Feld am Sajó-Fluß das von Béla IV. glücklos kommandierte, 65.000 Mann starke Ungarnheer. Bei Pesth vereinigten sich die Heersäulen. – Zehn Monate hielt die Verteidigungslinie an der Donau stand. Aber im strengen Winter von 1242 froh der Strom zu und konnte vom Feind überschritten werden, der nun auch Pannonien verwüstete.

Die Mongolen räumen Ungarn. In einer westlichen Aufzeichnung ist für das Jahr 1242 vermerkt: „Ungarn wurde nach 350jährigem Bestehen von den Tataren in diesem Jahr vernichtet“. ³ Dies Wort wäre Wahrheit geworden, hätten die Mongolen nicht im Sommer 1242 Ungarn plötzlich geräumt.

Ügetey war im Dezember 1241 gestorben; Batu wollte nach Karakorum, um bei der Wahl des neuen Großkhans anwesend zu sein – vielleicht, um sich selber zum neuen Großkhan wählen zu lassen. Aber hätte er deswegen oder demzufolge das gesamte Ungarn endgültig räumen müssen? Rußland, das alte kumanische Gebiet, ja Bulgarien hat Batu nicht geräumt. Die ungarische Forschung suchte den Grund der Räumung woanders. Die wenigen aus Stein gebauten Burgen, die Ungarn besaß, trotzten dem mongolischen Ansturm. Zweifelsohne wußte Batu, daß Westeuropa ungleich mehr starke Steinburgen und mit Mauern befestigte Städte hatte. Diese anzugreifen wagte er nicht. Er benötigte Ungarn nicht länger als Aufmarschgebiet gegen den Westen und räumte es.

Diese Erklärung reicht nicht aus. ⁴ Wer den Donaukessel militärisch kontrolliert, hat dem deutschen Westen wie dem mediterranen Süden gegenüber eine sehr günstige strategische wie politische Position, wer sich hinter die Karpaten zurückzieht, gibt sein günstiges Einfallstor zum eigentlichen Europa – zumindest zu dessen Westen – auf.

Während so die Unzulänglichkeit der eingebürgerten Erklärung zu Tage tritt, fällt ein sehr eigenartiger Charakterzug der mongolischen Eroberungen ins Auge. Er hat zwar mit Realpolitik wenig zu tun, ist

¹ H. Dörrie: Drei Texte zur Gesch. d. Ungarn und Mongolen: Die Missionsreisen des fr. Iulianus O. P. ins Uralgebiet (1234/5) u. nach Rußland (1237) und der Bericht d. Erzbischofs Peter über die Tartaren, in: Nachrichten d. Akad. d. Wissensch. in Göttingen, I.Philol.-histor. Klasse, Jg. 1956, Nr.6, 179

² Gy. Fejér: Codex Diplomaticus, Bd. IV, H.2, 218-24

³ Zitiert bei B. Hóman, Magyar Történet (Geschichte Ungarns) Bd.II, 141.

⁴ Autor: Tschingis Khan, 146

aber doch von großer Wichtigkeit und erscheint bezeichnend für reiternomadisches Denken. Anscheinend betrachteten sich die Mongolen nur dann als rechtmäßige Besitzer eines eroberten Landes, wenn sie dessen legitimen Herrscher entweder gefangen und getötet oder seine bedingungslose Unterwerfung empfangen hatten. Ersteres war der Fall bei der Besiegung des Schahs von Chwaresm, der nach seiner Niederlage buchstäblich zu Tode gehetzt wurde, ferner beim Tangut-König, dem zuerst sein magischer Name genommen und der anschließend erdrosselt wurde; endlich beim chinesischen Kaiser, der – zuerst gleichfalls seines Namens beraubt – von den Mongolen zum Selbstmord gezwungen wurde. Nun erst werden die Länder dieser Herrscher dem Mongolenreiche einverleibt. – Wie eine Probe aufs Exempel mutet an, daß Tschingis Khan in der Erkenntnis, den chinesischen Kaiser nicht fangen zu können, einen früheren China-Feldzug inmitten großer Siege plötzlich abbrach. Der zweite Fall wiederum, die Huldigung des rechtmäßigen Herrschers und ihre Konsequenzen, läßt sich am Vasallenverhältnis demonstrieren, in das die besiegten russischen Fürsten zu den Mongolenherrschern treten.

König Béla aber durchbrach den Feindesring, erreichte in atemloser Flucht zuerst die österreichische Grenze, dann Pannonien, floh — nachdem die Mongolen, wie erwähnt, die Donau passiert hatten – zur dalmatinischen Burg Clissa und endlich weiter zur Inselstadt am Meer, Trau, wo er sich geborgen fühlen durfte. Damit wurde dem Enkel Tschingis Khans, der ihm bis dorthin nachsetzte, ebenso klar wie einst seinem Großvater in China, daß ihm der legitime Herrscher des besiegten Landes entronnen war. Diese Erkenntnis veranlaßte – ohne äußeren zwingenden Grund – die sofortige, vollständige und endgültige Räumung Ungarns. Der König konnte zurückkehren und das Werk der Wiederaufrichtung des Landes beginnen. Binnen weniger Jahre befand sich Ungarn wieder auf der Höhe und prosperierte wie in vormongolischer Zeit. Nicht umsonst wird das Andenken Bélas IV. als das eines zweiten Begründers von Ungarn geehrt.

Kumanisch-ungarische Gegensätze. Der Mongolensturm scheint für Ungarn im Endergebnis nicht mehr zu sein als ein allerdings blutiges und alle Dinge bis in die Wurzeln erschütterndes Zwischenpiel. Doch darf nicht übersehen werden, daß mitsamt den Mongolen nicht auch das Erlebnis verschwand, daß ihr Erscheinen für das Ungartum bedeutete. Vor ihrem Einbruch hatte die Ankunft der von Béla IV. aufgenommenen Kumanen deutlich den gewaltigen Unterschied gezeigt, der zwischen dem christlichen Ungartum des 13. Jahrhunderts und der steppennomadischen Lebensform klaffte. Die aufgenommenen Kumanen streiften durch Dörfer und über Saaten; was sie lockte – Früchte, Schätze oder Frauen – eigneten sie sich einfach an. Bald gerieten Kumanen und Ungarn mit den Waffen aneinander. König Kuthen wurde erschlagen. Die Kumanen packte helle Empörung. Ein Teil von ihnen zog ab – das Land mit Feuer und Blut verwüstend – ein anderer Teil blieb im Land. Nach dem Mongolensturm setzt sich die Kette von Einwanderungen und Rückwanderungen ihrer Stämme fort. So geben die grausam bedrückende Nähe mongolischer Gefahr und die zersetzende Wirkung der kumanischen Lebensform in der zweiten Hälfte des 13. Jhs. dem ungarischen Leben je länger, desto mehr das Gepräge.

Zwar baut Béla IV. das christliche, das westliche Ungarn wieder auf. Sein Königtum bietet vom religiösen und kulturellen Standpunkt aus ein homogenes Bild. Doch in den Tiefen des Volkes, in den Spannungen der Gemüter leben die Gegensätze eines westlichen und eines östlichen Weltgefühls fort, erwachen noch einmal mit erneuertem Ungestüm.

Symbolhaft dafür ist die Gestalt Ladislaus IV. (1272-1290), Bélas Enkel, des vorletzten Arpaden; er trägt den Beinamen „der Kumane“, da er von einem ungarischen Vater und einer kumanischen Mutter abstammt. Diese doppelte Abstammung wirkt auf sein ganzes Leben. Sein ungebundenes Temperament drängt zu den freien Kumanen, seine Nostalgie bindet ihn an den Osten. Zuweilen aber, ganz unerwartet nimmt die Überlieferung seiner väterlichen Ahnen überhand, das Erbe des Geschlechts „der Heiligen und der Helden“. Zerknirscht und reumütig erscheint er dann auf ihrer Burg in Gran, gelobt dem Erzbischof Besserung. Er zieht mit einem ungarischen Aufgebot nach Süden und vernichtet in einer großen Schlacht (am Biberfelde beim Bibersee, 1285) die Macht jenes Kumanenfürsten Oldamur, der den Versuch unternahm, aus Ost- und Südungarn sowie der Walachei ein eigenes Reich zu bilden.

Nicht umsonst hat Meister Simon de Kéza die sog. „Hunnenchronik“ für diesen König Ladislaus wieder zusammengestellt und sie mit der Schilderung Attilas bereichert: ein Idealporträt seines eigenen Fürsten. Das erwähnte Treffen zwischen Kumanen und Ungarn auf dem Biberfeld ist nämlich

gleichfalls eine Art „Hunnenschlacht“. – Hernach bleiben von dem großen, zahlreichen Stammesverband der Kumanen nur mehr Bruchstücke übrig bzw. diejenigen Stämme, die sich dem „Kumanengesetz“ von 1279 beugten, das der junge Ladislaus IV. erließ, und die – zwischen christlichen Ungarn lebend – bald christliche Ungarn geworden sind.

Nach der Schlacht freilich, in der dieser „Kumane“ ganz in der westlichen Attitüde seiner heiligen Ahnen auftritt, treibt ihn sein Dämon wieder zu seinen geliebten Kumanen: zu seinen Gefährtinnen Edua, Mandula und Kupcsecs sowie deren Verwandtschaft.

Wie ein Rasender erscheint er eines Tages vor dem Nonnenkloster auf der „Haseninsel“ (heute: Margaretheninsel, zwischen Buda und Pesth), in dem seine Tante Margarethe im Geruch der Heiligkeit starb. Aus dem Kloster entführt und verheiratet er seine eigene Schwester, die Nonne Elisabeth; zuvor aber hatte er selber fünf mongolische Fürstentöchter geheiratet und ein Bündnis mit den Nachfahren jenes Batu khan geschlossen, der zur Zeit seines Großvaters Ungarn verwüstet hatte.

Auf die Mahnung zweier Bischöfe, die der Graner Erzbischof Ladomer zu ihm schickt, er solle seine gottlosen Pläne aufgeben und dem Gesetz der Kirche gehorchen, antwortet er: „Die Aufgabe eures Vorstandes ist es, anstatt mir Gesetze vorzuschreiben, sich meinen Gesetzen zu unterwerfen. Und ich will nichts weiter von Pfaffen hören, die mich immer wieder damit behelligen, was das Gesetz erlaubt und was es nicht erlaubt. Ich bin mein eigenes Gesetz und ich dulde nicht, daß man mich mit pfäffischen Gesetzen verklavt. Widersetzt man sich aber meinem Willen, so werde ich mit Tatarensäbeln dem ganzen priesterlichen Gesindel die Köpfe abhauen – beim Erzbischof von Gran und seinen Bischofskollegen angefangen ganz bis nach Rom hinunter. Und wenn ich fünfzehn Schwestern im Kloster hätte, würde ich sie dort alle herausholen, um sie zu verheiraten und mir dadurch Verwandte zu erwerben, solche, die mich mit ihrer ganzen Kraft begleiten. Dann erst könnte ich all das in die Tat umsetzen, was mir die Vorstellung meiner Seele eingibt.“¹

Aber immer noch fühlt er sich nicht gänzlich heimisch unter seinen Kumanen: das andere, entschieden nicht-kumanische, nicht-heidnische Vermächtnis lebt und wirkt auch noch jetzt in ihm weiter. Mit stolzem, sonorem Pathos erklingt dies Vermächtnis in seinen Briefen, wenn er von den sancti reges, progeniti nostri spricht. So ist dieser wahrscheinlich hochbegabte Jüngling zwischen zwei gegensätzlichen Welten hin und hergeworfen, ohne je zu sich selbst finden zu können, und schließlich — im 28sten Lebensjahr — wird er von seinen Kumanen umgebracht.

Seine Tragödie kennzeichnet einerseits den Weg, den das Ungartum von den Streifzüglern der Vorzeit bis zum weisen Béla IV., von der reitermomadischen Lebensform bis hin zur christlichen Weltanschauung zurückgelegt hat; andererseits verdeutlicht sie, welcher enormen Spannung, mehr noch: welcher Dämonie seiner inneren Kräfte das Volk preisgegeben ist, dieses Volk, das aus dem Osten auftauchend im Tor des Westens stehengeblieben war, um die Anstürme des selben Ostens mit der eigenen nackten Brust aufzufangen. Einem Fürsten Geysa, ebenfalls Sohn einer kumanischen Mutter, wenn er sich auch „reich genug“ gefühlt hatte, um gleichzeitig zwei Götter zu opfern, war es noch gelungen — am Anfang der christlichen Geschichte seines Geschlechts — die Kräfte seines Selbst und die seines Volkes einem großen Plan unterzuordnen und sie so zum Westen hinzulenken.

König Ladislaus jedoch, der Repräsentant der letzten Generation dieses Geschlechts, erlag der Auseinandersetzung, deren Kampfarena nunmehr seine eigene Seele war.

Eine neue Kulturscheide. Auch noch eine andere Nachwirkung des Mongolensturmes ist zu erwähnen. Etwas, das bestehen blieb: Osteuropa als gefühlsmäßige, familienpolitische wie kommerzielle und ethnische Einheit war auseinandergebrochen, seit 1242 gehört Ungarn endgültig zu Mitteleuropa. Langsam, aber sicher bereitet sich auf seinem Boden das nach dem französischen und italienischen Westen schauende, gotisch-lateinisch-ritterliche Königtum des Angiovinen Ludwigs des Großen (1342-1382) vor. Rußland wiederum gehört seit dem Fall von Kiew (1240) zum tartarisch gewordenen Osten. Erst nach zwei Jahrhunderten endete die mongolische Unterjochung des Landes, ihre Nachwirkung aber blieb unvergänglich. Die Grenze erstarrt und bleibt siebenhundert Jahre lang stabil.

¹ J. Karácsonyi: A mérges vipera és az antimoniális (Die Giftschlange und „Un-Nonne“) in: Századok, 1910, 18-19. Das lateinische Original der angeführten Sätze: im Brief des Erzbischofs Ladomer von Gran an den Papst Nikolaus IV., ibidem, 7

VII. Das „Archiregnum“.

Ungarn und der ostmitteleuropäisch-osteuropäische Raum. Das ungarische Reich des späteren Mittelalters verdankt sein Entstehen und seine Erfolge im ostmitteleuropäisch-osteuropäischen Raum einem eigentümlichen Charakterzug; dieser bestimmt die Entwicklung der meisten osteuropäischen und balkanischen Staaten, während die ungarische staatliche Entwicklung ihm geradewegs entgegengesetzt ist. Die Ungarn benachbarten Länder sind bis tief ins 14. Jahrhundert hinein entweder Kleinstaaten oder Gebilde, die aufgrund ihrer politisch dynastischen Ordnung zur Zersplitterung neigen. Selbst in den beiden großen Staatsgebilden Osteuropas: Polen und Rußland, erleidet die nationale Einheit ständige Schwächung infolge fortwährender Teilung des Territoriums unter den Fürstensöhnen. So verwandelt sich das ursprünglich Großmachtspolitik betreibende Reich von Kiew schon im 12. Jahrhundert in ein Staatensystem der Rurikiden. Ähnliches geschieht in Polen.

Dagegen stellt das mittelalterliche Ungarn eine mächtige Einheit dar, die auf Dauer weder vom besprochenen Doppelkönigtum noch vom Amt des „jüngeren Königs“ — dem Mitregieren des Kronprinzen als eines gekrönten Königs — gefährdet werden kann. Die häufigen Fehden zwischen den Arpaden sind — wie wir sahen — keine Kämpfe von Teilfürsten unter sich, sondern Auseinandersetzungen von Gleichberechtigten um den Besitz des Ganzen. Während das vormongolische Rußland seine Großmachtstellung allmählich einbüßt, erscheint Ungarn schon vom ausgehenden 11. Jahrhundert an, wann immer seine Politik von starken und zielbewußten Königen gestaltet wird, als die führende Macht des ostmitteleuropäischen Raumes.

„**Propagator fidei.**“ Wollten der reife Béla IV. und seine Nachkommen in den veränderten Verhältnissen des nachmongolischen Zeitalters die frühere Arpaden-Konzeption — deren hervorragendster Vertreter vielleicht eben der junge Béla IV. war — neu beleben, so konnte auch dies nur im Zeichen jener extrem-christlichen Gesinnung geschehen, die von jeher die Politik der Arpadenkönige auszeichnete. Als defensor Christianitatis bekehrte der Arpade einst Kumanen und Petschenegen. Nun trat sein Nachkomme als propagator fidei auf: als Vorkämpfer der römischen Kirche gegen die Orthodoxie und die östlichen Sekten.

Ob diese Rolle für die Arpaden und ihre Nachfolger glücklich oder unglücklich gewählt war, darf freilich nicht vom Standpunkt modernen Denkens aus beurteilt werden. Zweifellos war sie ein Ausdruck mittelalterlicher Gesinnung. Ohne sie wäre die ungarische Expansion im westrussisch-moldauischen Bereich ebenso wie auf der Balkanhalbinsel in den Augen der Zeitgenossen, ja der Ungarn selber moralisch unhaltbar gewesen. Gewiß hätten die Unternehmungen des ungarischen Königs im russisch-walachischen Osten oder im balkanischen Süden weniger Widerstand ausgelöst, wäre er dort nicht als Vertreter der römischen Kirche — capitaneus Ecclesiae — und als Bekämpfer der Orthodoxen oder des Bogumilismus aufgetreten. Eben die Idee einer katholischen Mission aber gab seinem Auftreten ethischen Gehalt.

Will man die ungarische Expansionspolitik als Realpolitik werten — die sie nicht war, — so ließe sich sagen: ihre Tragik entspringt der religionsgeographischen Lage. Die Wasserscheide der Religionen — der Orthodoxie und des Katholizismus — läuft mitten durch die Territorien, über die sich das ungarische Reich erstrecken wollte. Es ist dies gleichbedeutend mit dem Versuch, eine katholische Hegemonie auszubauen über Völker, die größtenteils zum anderen, nämlich dem östlichen Dialekt der Christenheit gehörten.

Ludwig der Große. Der letzte und vielleicht größte Vertreter dieser Reichsidee ist König Ludwig I. (1342-1382), der einzige, den die ungarische Geschichtsschreibung mit dem Beinamen "der Große" ehrt. Einzig ist er auch darin unter den ungarischen Herrschern, daß seine politischen Pläne Sphären berühren, die weit außerhalb des alten arpadischen Hochheitsgebietes liegen. In seiner Jugend strebte er nach Vereinigung der Kronen seiner väterlichen und mütterlichen Ahnen; der von Neapel und von Ungarn. Am Ende seines Lebens gelang es ihm, für 12 Jahre die Länder seines Vaters und seiner Mutter — Ungarn und Polen — in Personalunion zusammenzufassen. Er festigte die ungarische Herrschaft über alle sein Königreich im Halbkreis umgebenden Länder, in denen seine arpadischen Ahnen ihre Oberhoheit für kürzer oder länger geltend zu machen vermochten.

Der Kongreß von Visegrád. Das Fundament zu diesem Großreich der Anjou in Mitteleuropa war durch das wirtschaftspolitische und diplomatische Werk von Ludwigs Vater, Karl Robert, gelegt worden. Als der junge Karl, Enkel Karls II. von Neapel und Maria, einer Schwester von Ladislaus IV., nach dem Aussterben des Mannesstammes der Arpaden in das verwaiste Land kam, fand er dort die Herrschaft einer kurzsichtigen Oligarchie über ein verelendetes Volk vor (1301). Als er nach 41-jähriger Regierung auf seiner Hochburg zu Visegrád starb, hinterließ er das bestgeordnete Land Mitteleuropas seinem 16-jährigen Sohn, Ludwig.

Karl räumte vor allem mit der Macht der Oligarchie auf. Zugleich vermochte er den Lebensstandard des Bauerntums und der Städte zu heben. Mit klarem Blick erkannte er, wie das nun zum habsburgischen Zentrum gewordene Wien durch sein Stapelrecht eine lähmende Wirkung auf den Handel des ostmitteleuropäischen Raumes ausübte. Es gelang ihm, die beiden Urfeinde, die böhmische und die polnische Dynastie zu versöhnen. 1338 kam der Kongreß von Visegrád zustande, auf welchem die Könige Karl I. von Ungarn, Kasimir III. von Polen und Johann von Böhmen die Fragen Ostmitteleuropas für lange Zeit im Sinne einer ungarisch-polnisch-tschechischen Zusammenarbeit regelten. Auf politisch-dynastischer Ebene ergaben sich aus dieser Zusammenarbeit die spätere polnische Thronbesteigung Ludwigs des Großen (1370) und die ungarische Thronbesteigung eines Enkels Johanns von Böhmen, Sigismund von Luxemburg (1387); auf handelspolitischer Ebene zeigten sich die Früchte der Zusammenarbeit sofort.

Die wirtschaftlichen Errungenschaften eines nun autonom aufblühenden ungarisch-polnisch-tschechischen Handelsraumes fußten auf der großangelegten Finanzpolitik der drei Könige. Zu einer Zeit, in der zufolge der Dispositionen des Konzils von Vienne (1312) die östliche Goldeinfuhr nach Europa so gut wie lahmgelegt war, brach Karl Robert mit der traditionellen Silbervaluta der Arpadenkönige und stellte die Währung des Landes auf Gold um. Vollauf würdigen läßt sich die Tragweite dieser Neuerung Karls erst, wenn man bedenkt, daß in dieser Epoche elf Zwölftel der europäischen Goldproduktion aus den ungarischen und tschechischen Minen kam. ¹

Auf dieser wirtschaftlich-finanziellen Grundlage baut Ludwig der Große seine Großmachtpolitik.

Auftrag und Erbe. Die Anjou kamen aus jenem Land, das bereits in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts — zur Zeit des sizilianischen Königums Friedrichs II. — die Zentralisierung der Staatsgewalt verwirklicht hatte im Rahmen der ersten europäischen Autokratie modernen Typs. In beiden ungarischen Anjou-Königen war die Tradition lebendig, mit ihr auch die Erinnerung daran, daß der letzten Arpaden reichstagemachender Adel sich die Großherren hatte über den Kopf wachsen lassen, die sie dann kaum zu bändigen vermochten. Es war daher Ludwigs klar erkennbares Regierungsprinzip, daß das Reich ausschließlich nach dem Willen der Zentralmacht regiert werde, und zwar so, daß die Regierungsmitglieder sich aus jenen Großherren rekrutieren sollten, die ihm auch durch Fäden persönlicher Treue und Sympathie verbunden waren, aber deren insgesamt Macht von des Königs privater Macht — zu jener Zeit noch — übertroffen sein sollte. Am Ende seiner Regierung befinden sich in der Hand des Königs noch immer 243 Burgen und 3.056 Ortschaften, 243 davon oppida, 49 wiederum Königsstädte (Reichsstädte): Schauplatz des kommerziellen Lebens und zugleich oberstes Zentrum auch des industriellen und kommerziellen Reichtums des Landes.

Ludwigs System ruht also nicht nur auf dem Gleichgewicht privater Macht von König und Großbesitz, sondern auch auf der emotionalen Einheit des Königs und seiner obersten Würdenträger. In anderen Worten: solange der König stark ist, geehrt und geliebt wie Ludwig, wird das System nur seine positiven Seiten zeigen. Sobald aber das Gleichgewicht sich in irgendeiner Richtung lockert, der König schwach wird oder er den Glauben und das in seine Person gesetzte Vertrauen der Landesbewohner verspielt, werden die Großherren sich wegen der Macht bekriegen, und gleichwer auch siege, wird sein Sieg an der Integrität von Macht und Ansehen des Königs eine Scharte schlagen.

Ludwig ist kein Gründer, kein dynastiebegründender Ahn, sondern letzter Trieb des glorreichen Stammbaumes seiner französischen und ungarischen Ahnen; Nachfahr, dessen „Erinnerung“ förmlich besessen ist von den glanzvollen Gestalten heraufbeschworener Ahnen. An ihrer aller Spitze steht der „erwählte“ Ahnherr: der ihm nach Alter, Umständen, Rolle so überraschend ähnliche makedonische Welteroberer [Alexander]. Auch Ludwig wurde von einem ernsten und nüchternen Gründer ein großes

¹ B. Hóman, in B. Hóman – Gy. Szekfű: Magyar Történet (Geschichte Ungarns) Bd III, 314

Reich eine geordnete Macht vererbt: von seinem Vater; auch ihn inspirierte und ermunterte eine fantasievolle, machtstrebige, kraftvolle und energische Frau, an die er sich bis zum reifen Mannesalter mit außerordentlicher Gefühlsbindung klammerte: seine Mutter; auf ihn wartete ebenfalls eine unerledigte Angelegenheit wie auf jenen der heilige Krieg gegen die Perser, eine Angelegenheit, die mit dem Versprechen der Glorie für Ludwig auch gleichbedeutend war mit der Erlangung des rühmlich guten Namens der Ahnen: die Aufgabe der Wiederherstellung der alten Macht der heiligen Krone, die Restitution des Arpadenreiches.

Ludwig hat jedoch nicht nur die alexandrischen Möglichkeiten seines Wesens mit Leben erfüllt: als christlicher Ritter und ungarischer König erkor er unter den in seiner „Erinnerung“ auferstehenden „vielen tapferen Männern“ den ruhmreichsten zum Leitbild, Ladislaus den Heiligen. Nach seiner Krönung wallfahrtete er nach Großwardein und gelobte an Ladislaus' Grab, daß er diesem seinem Urgroßonkel nacheifern werde. Mittelpunkt, Held, Ideal der in der ersten Hälfte seiner Herrschaft neu edierten Gesta — ist der heilige Ladislaus; auf der Rückseite seiner Münzen steht des Ritterkönigs gekrönte Gestalt mit der Streitaxt in der Hand.

Balkanpolitik. Des jungen Ludwigs Kriegszüge waren durch das Militärpotential des ungarischen Adels ermöglicht worden. Als Folge dessen gab der König greifbare Zeichen seiner Anerkennung und kodifizierte 1351 die politischen Rechte des ungarischen Adels. Der Gesetzesartikel 11 des Jahres 1351 besagt, daß „die innerhalb der Landesgrenzen lebenden Adeligen. . . allesamt ein und dieselbe Freiheit genießen sollen: sub una et eadem libertate gratulentur“ .

In den Artikeln des 1351er Gesetzes ist das Streben nach Gleichgewicht, die Tendenz zur möglichst friedlichen Lösung der Gegensätze zu beobachten, und dieses Bemühen um Gleichgewicht, um gerechten Ausgleich ist zugleich das individuellste Kennzeichen für König Ludwigs Charakter und Herrschaft .

Weiterentwickelt werden auch die mit dem Westen in der Ära Karls I. ausgebauten Beziehungen. Die Vollendung des Lebenswerkes von Karl I. und zugleich den bedeutendsten Erfolg der Außen- und Wirtschaftspolitik Ludwigs I. stellt jedoch die Zurückeroberung Dalmatiens samt Ragusa und Cattaro dar. Damit gelangte der Sohn auf dem Gebiet des adriatischen und levantinischen Handels wenigstens zu gleichwertigen Lösungen, wie sie sein Vater auf dem Gebiet des westlichen und nördlichen Handels erreicht hatte. Zu dieser Anhöhe führte der Weg über Venedigs Besiegung und Hinausdrängung aus dem dalmatischen Raum.

Das in die Ecke gedrängte Venedig erbat und erhielt einen fünfmonatigen Waffenstillstand. Der König zog sofort gegen Bosnien. Wiewohl das missionsbetonte Belgrader katholische Bistum schon 1331 von Karl I. gegründet worden war, nimmt die Kreuzzugs-, Bekehrungs- und Reichsorganisations-Aktivität des ungarischen Königs in Wirklichkeit jetzt, mit Ludwigs I. bosnischem Auftreten, 1356/57 ihren Anfang.

Die balkanische Situation — die Besiedlung, die Bekehrung und mit ihnen die Sicherung des ungarischen politischen Einflusses — machte immer wieder die persönliche Intervention des Königs erforderlich. Des Königs oder eines seiner Heerführer Auftreten und Militärmacht zwingen den betreffenden Balkanfürsten — den moldauischen oder walachischen Woiwoden, den bosnischen Banus, den serbischen Knesen oder den bulgarischen Zaren — , sich zu unterwerfen, Tributpflicht zu übernehmen und seine wie seines Volkes Katholisierung zu versprechen. Die Huldigung bedeutet aber in keinem einzigen Fall militärische und administrative Inbesitznahme des Territoriums des den Lehenseid leistenden Balkanfürsten. Bosnien, Serbien, Moldau und Walachei, selbst Bulgarien wurden nicht Provinzen des ungarischen Reiches — wie der innere Banat-Gürtel sowie Kroatien und das Litorale, die nach ungarischen militärischen, administrativen und wirtschaftlichen Prinzipien regiert wurden von ungarischen Oberbeamten, die der ungarische König ernannte — , sondern bewahrten im wesentlichen ihre Unabhängigkeit, und wenn ihr Fürst den Tribut auch bezahlte, blieben doch Loyalität und Anschluß an den Katholizismus seiner persönlichen Diskretion überlassen.

Unter Berufung darauf, daß Béla IV. 1255 Bulgarien unterworfen und unter seine Titel den Titel „König des Bulgarenreiches“ eingereicht hatte, forderte Ludwig den viddinischen Bulgarenfürsten Johann Stratimir zur Huldigung auf. Dessen ablehnende Antwort führte dazu, daß der König angriff.

Viddin fiel; Ludwig schickte Stratimir nach Ungarn in Gewahrsam. Und mit der bulgarischen Provinz machte er eine Ausnahme: er versuchte sie nach Art eines ungarischen Banats zu regieren. – Es ist möglich, wenn auch nicht gesichert, daß die ungarische Regierung in Viddin eine großangelegte Militärbasis zur Blockierung des türkischen Vorstoßes einrichten wollte.

Bilanz. Um Ludwig, diesen gotischen Ritterkönig, zu bekritteln, weil er die aus seinem christlichen und katholischen Wesen fließenden Aufgaben und Konsequenzen ernst nahm, ist Unwissenheit nötig. Der Mensch des 20. Jahrhunderts muß sich darin fügen, daß das 14. Jahrhundert eine andere Epoche war, von anderen Idealen beseelt, andere Ziele sich setzend als unsere Zeit. Gewiß ist Ludwigs Politik keine Realpolitik im modernen Sinn, sondern spätmittelalterliche Kreuzfahrer-Politik. Dies aber kann man ihm nicht als Fehler anlasten. Viel ernsthafter fällt bei kritischer Betrachtung jener Umstand in die Waagschale, daß diese Kreuzfahrer-Politik, als solche, innere, organische Fehler hat, die vorweg die Möglichkeiten ihres Erfolges vereiteln.

Deren erster liegt zweifellos im Naturell des Königs. Das Programm, das vom litauischen Norden über den tatarischen Osten bis zum balkanischen Süden einen bedeutenden Anteil Europas auf einmal katholisch organisieren will, hat sicher etwas Maßloses. Dies wird nur gesteigert durch eine zweite Eigentümlichkeit: das Nichtdurchdachtsein des gigantischen Programms. Hätten Ludwig und seine Mitarbeiter in Wort und Schrift, in Gedankenaustausch und sorgsamer Wägung der Möglichkeiten und Gegebenheiten zu Ende überlegt, was sie sich da vorgenommen hatten, wären sie keineswegs zufrieden gewesen — ausgenommen das einzige dalmatische Unternehmen, das allerdings nicht Teil des Kreuzes-Programms war — mit in jedem einzelnen Fall halben Lösungen. Die Litauer wurden nur beunruhigt, aber die litauische Frage wurde nicht gelöst; mit den Tataren einigten sie sich, aber das macht die Tataren noch nicht zu Katholiken; über die fast vollständige Unabhängigkeit der Moldau und Bosniens sahen sie hinweg und erduldeten im Endeffekt den Bogumilismus ebenso wie die Tatsache, daß der Knese Lazar sein Versprechen bezüglich der Katholisierung Nord-Serbiens nicht einlöste; die Walachei ließen sie nach so viel Kampf schließlich verlorengelangen ebenso wie das bulgarische Banat, wo durch dessen Errichtung, Erhaltung es so viele Opfer, unerhörte Anstrengungen gekostet hatte.

Was ist der Grund für diese allgemeine Unpopularität der ungarischen Oberherrschaft? Diese Antwort können wir leicht geben; der Grund ist das gewaltige, inkonsequente und naive Wesen der ungarischen Bekehrungspolitik. Teilweise ist auch dies Ludwigs Fehler, aber zum größeren Teil ist dies schon der Fehler des ungarischen hohen Klerus, der die Bekehrung durchführenden Geistlichen und wohl hauptsächlich der Päpste, die nicht einmal versucht hatten, die Mission den örtlichen Gegebenheiten entsprechend zu organisieren und zu betreuen.

Die balkanischen Fürsten, die von ungarischer und katholischer Seite gleichzeitig in ihrer politischen Unabhängigkeit und mit Verlust ihres uralten Glaubens bedroht wurden, waren keineswegs auf den Kopf gefallen und verstanden es in vielen Fällen meisterhaft, sich herauszuwinden aus der schwierigen Situation, in die sie wirklich nicht aus eigener Schuld geraten waren. So z.B. überraschte 1370 der moldauische Woiwode Laczko plötzlich Urban V. mit der Bitte, der Heilige Stuhl möge ihm einen Bischof schicken zu seiner samt seines Volkes Katholisierung. Worauf Urban, als hätte die Kirche keinen „Hauptkapitän“, keinen „Bannerträger“ gehabt, der so unsinnig große Last geschultert hatte im Interesse der Katholisierung der Balkanvölker, — als ob ein Moldauer kumanisches Bistum gar nicht existierte und arbeitete, — unter völliger Umgehung des ungarischen Königs und des ungarischen Episkopats mit der Durchführung der Union die Kirchenfürsten von Prag, Krakau und Breslau beauftragte, die auch tatsächlich den Krakauer Andreas zum Bischof der Moldau weihten. Daß Andreas von Krakau die Moldau nicht einmal so weit katholisierete wie der Milkoer Kumanenbischof, bedarf wohl keines ausführlicheren Kommentars.

Das Erbe und die Erben. Ludwigs Frau, Elisabeth von Bosnien, schenkte ihrem Gatten nach 17-jähriger kinderloser Ehe nacheinander drei Töchter: 1370 wurde Katharina geboren, 1371 Maria, 1373 Hedwig. 1374 kam das Verlöbniß der kleinen Katharina mit Herzog Ludwig von Orleans zustande, dem Sohn König Karls V. von Frankreich. Der französische Königssohn hätte mit dem Rechtstitel seiner Valois-Urahnin, die väterlicherseits Tante Karls I. von Ungarn gewesen war, ohnehin in Frage kommen können als einer der Erben Neapels; König Ludwig hingegen hatte sein neapolitanisches Thronrecht niemals aufgegeben. Des französischen Herzogs und der ungarischen Königstochter Bund,

käme er zustande, würde die alte Capeting-Anjousche Macht-Idee, die Herrschaft über das Mittelmeer solcherart wiederaufleben lassen, daß sie diesmal gleichzeitig den Interessen Frankreichs wie Ungarns diene: Neapel wiederum würde neuerlich zur französischen Sekundogenitur, aber jetzt in erster Linie durch das mit der Hand der Tochter des ungarischen Königs erworbene Recht. Dieser Plan, der Plan des Dreiecks Paris-Neapel-Buda, war sicherlich einer der am weitesten greifenden Ideen der dynastischen Politik Ludwigs.

Nicht weniger tief sind jene Perspektiven, die das Verlöbniß der anderen beiden Töchter Ludwigs eröffnet.

Seit 1364 (Friede von Brünn) hatten die Luxemburger und Habsburger sich vertragen. Ludwig beurteilte die neue Lage sehr nüchtern, als er abermals Frieden, sogar ein Bündnis mit den Habsburgern schloß, auch seinen Onkel Kasimir III. von Polen dazu brachte, sich mit ihnen auszusöhnen. Genauso verfuhr er mit den Luxemburgern. Ein Krieg zwischen Karl IV. und Ludwig I. führte bald nicht nur zum Frieden, sondern auch zur Erneuerung des ursprünglichen Planes Johanns von Böhmen und Karls I. von Ungarn: der Gedanke der Vereinigung des Blutes und Erbes von Arlon und Anjou. — Die einjährige Maria tauschte also den Ring mit dem 4jährigen Sigismund, dem Sohn Karls IV. aus seiner mit Elisabeth von Pommern geschlossenen Ehe, dessen Stammbaum sich sowohl über seine polnische wie auch über seine böhmische Großmutter auf Bela IV. zurückführen ließ.

Zwei Jahre später kam auch Hedwigs Verlöbniß zustande: Ludwigs designierter Schwiegersohn wurde Wilhelm von Habsburg, Sohn Herzog Luitpolds III. Das die mittelalterliche Politik für mehr als ein Menschenalter bestimmende Dreieck Prag-Buda-Krakau versprach sich auszuweiten zu einem Vierer-Bündnis durch die Aufnahme Wiens.

Marias Ehevertrag leitete die erste Verwirklichung des wichtigsten politischen Gebildes des neuzeitlichen Mitteleuropas ein, die deutsch-ungarische Personalunion in Form von Kaiser Sigismunds deutsch-ungarisch-böhmisch-italienischem Reich; Hedwigs wies jetzt erstmals in Richtung der aus dem Vorangegangenen fließenden und sich herausbildenden österreich-ungarischen Symbiose. Jene Überlegung, welche die Entwicklung in diese Richtung trieb, war in der ungarischen politischen Tradition ein *novum*. Dadurch schwenkte die Hauptrichtung der ungarischen Außen- und Reichspolitik, die Nord-Süd-Achse Krakau-Buda-Zara oder Halyč-Gran-Zara, aus ihrer jahrhundertealten Lage heraus und geriet auf die Linie einer völlig neuen, west-ost-gerichteten Orientierung, deren allerletzte Verwirklichung dann im 19. Jahrhundert die Österreich-Ungarische Monarchie wird. Vom Ende des 14. Jahrhunderts an haben die Reflexe der alten nord-südlichen Konzeption in der ungarischen Geschichte nur mehr eine episodenhafte Rolle.

Das Titelblatt der Wiener Bilderchronik. Während das Reich der Anjou — seiner sichtbaren Gestalt nach ein Land westlicher, vorwiegend romanischer Prägung — eine Oberfläche zeigt, auf der die angeborenen Spannungen von Ost und West gelockert, kaum vernehmbar erscheinen, — weisen die inneren Strukturen der Gesellschaft und der Selbstbetrachtung des Ungartums auch noch in dieser gewiss ausgeglichensten Epoche der ganzen ungarischen Geschichte ebenso das Weiterleben von Althergebrachtem wie die Spannung der arpadischen Jahrhunderte auf.

Wie eine Illustration dessen mutet das Titelblatt der sogenannten Wiener Bilderchronik an. Dies Geschichtswerk — eigentlich keine Chronik, sondern, wie ihre Vorgänger, eine Gesta — wurde als das repräsentative Werk der ungarischen Geschichte 1358 vom Domherrn Markus de Kált verfaßt und von einem bedeutenden, wenngleich namentlich unbekanntem Miniaturenmaler sehr reich bebildert: für König Ludwig, dessen überlebensgroße, übermenschliche Gestalt auf dem Titelblatt des Werkes thronet.

Vertreter des Adels, Figuren normaler Größe im Maße des Bildes, umgeben den in der Mitte thronenden Riesen. So bilden sich zwei Gruppen von bunten Figuren in kriegerischer Rüstung zu beiden Seiten des Königs. Die Gruppe zu seiner Rechten ist in westliche Kriegstracht gekleidet, trägt Panzer und Helm und ist mit Schwertern abendländischen Typs ausgerüstet, während die Gruppe zu seiner Linken aus spitzmützigen Reiternomaden besteht. Letztere sind in lange, vorne geöffnete Mäntel der kumanischen Untertanen des Ungarnkönigs gehüllt; Mäntel mit dem für die alten Reiter charakteristischen

hohen Kragen und den mit silbernen oder bronzenen Riemenenden gezierten Gürteln. In ihren Rechten halten sie krumme Säbel morgenländischen Typs.

Der Text wird durch sehr schöne Illustrationen ergänzt: auf sie weist der Codex-Name hin: Chronicon Pictum. Man vermutet den Maler in der Person des fidelis pictor regis Nikolaus († vor 1360), dem Hofmaler Ludwigs I., während sein Vater Hertöly Hofmaler Karls I. war. Nikolaus war in Neapel geschult worden, drang jedoch nicht nur zu einem eigenen Buchbildstil durch, sondern schuf sich sogar eine selbständige Gattung in der Buchmalerei. „Die Malereien weisen eindeutig darauf hin, daß sie von jemandem hergestellt wurden, dem die ungarischen Verhältnisse ebenso vertraut waren, wie die Wappen der führenden Geschlechter und die Trachten, die man im Lande trug. Über all dies weiß der Maler mehr, als was uns der Chronist anvertraut.“¹

Das Gelesene, das dem Maler ebenso familiär sein mochte wie dem Gestaschreiber selbst, berührte also in seiner Vorstellungswelt die seit Kindheitstagen bekannten Sagenzentren. So stiegen Bilder der Vorzeit vor seinen Augen auf, die — obgleich Bestandteile der alten Vorstellungswelt — dennoch nicht in die Gesta aufgenommen wurden. Dafür „erinnerte“ sich der Künstler ihrer, und in seiner bemalten Welt traten sie jeweils an gebührender Stelle spontan hervor.

Mit seinem die Texte übertreffenden Bilderreichtum steht aber Hertölys Sohn Nikolaus in dem ungarischen Mittelalter nicht allein da. Auch die Illustratoren des Kampfes zwischen dem lichten Ladislaus und dem dunklen Kumanen wissen — wie es sich gezeigt hat — bedeutend mehr über den mythischen Hintergrund und auch die menschliche Motivation der Verfolgung — des darauffolgenden Ringens wie der Haltung und Rolle des geraubten Mädchens — als der geschriebene Text auch der Bilderchronik. Die natürlich gleichfalls die Geschichte des vom Kumanen geraubten Mädchens enthält.

Solcher visuelle Reichtum der alten Maler, der sich über die relative Kargheit der Gesta-Erzählungen hinwegsetzt, mutet wie ein für uns noch erreichbares Beispiel der Erlebnis-Art an, das dem Leser von einst bei einem Text altbekannter Erzählungen zuteil geworden ist. Als er die für uns bruchstückhaften Mythen- oder Sagenmotive hörte oder las, erstand vor seinen Augen noch die ganze Fülle einer vielgestaltigen Sagenwelt: er ergänzte bildhaft, was das Wort tief in ihm in Bewegung brachte, — und war er ein Maler, so konnte er das, was er „geschrieben fand auf der Tafel seiner Seele“, auf Wand oder Pergament in ewig gültiger Form festhalten.

So gab auch unser fidelis pictor in Form und Farbe dem „Bild“ des schönen Gleichgewichtes Ausdruck, das der ungarischen Seele während der Zeiten der beiden großen Anjoukönige beschieden war: es ist das Bild des im Zentrum zwischen Ost und West thronenden Archiregnum-Königs, des Herrn und Herrschers über die regnum regina, die Königin der Länder: Ungarn im hohen Mittelalter.²

Auftritt der Türken. Wie in seiner symbolischen Darstellung stand das ungarische Reich selbst unter seinem mächtigen König in der Mitte zwischen Abendland und Morgenland – romanisch-westlich in seiner Erscheinung, ungarisch-östlich im wesenhaften Ausdruck seines Weltgefühls —, als ihm aus der Richtung des balkanischen Südens ein neuer Feind erwuchs: der osmanische Türke, der den Osten auf jene unwidersprochene und Widerspruch nicht duldende Weise vertrat wie einst Mongolen oder Kumanen. Vor diesem Feind verblasst die reich schattierte, komplexe und widerspruchsbeladene „Orientalität“ der Ungarn. Vom Türken nur zu bald in die Schranken gefordert, übernimmt das Ungartum wieder einmal den Auftrag seiner Ahnen: die Verteidigung der Christenheit gegen den Osten.

Im Jahre 1377 stehen sich Ungarn und Türken zum ersten Mal auf dem Schlachtfeld gegenüber. Zunächst geht der Kampf nur um die mittel-balkanischen Südgrenzen des ungarischen Machtbereiches. Die Heerführer des Ungarnkönigs tragen über den östlichen Eindringling einen glänzenden Sieg davon. Ludwig scheint die Bedeutung des Sieges begriffen zu haben, doch er ist alt und krank: den Sieg zu nutzen, fehlen ihm Zeit und Energie. Mit seinem Tode ist der einzige König von Ungarn verschwunden, der die Verdrängung des Türken aus Europa noch mit Hoffnung auf Erfolg hätte versuchen können.

¹ Edith Hoffmann: Die Bücher Ludwigs d.Gr. und die ungarische Bilderchronik, in: Zentralblatt für Bibliothekswesen, 1936, 654.

² Der erste Ausdruck in einem Brief Enea Silvio Piccolominis an den Primas Dionys Szécsi, Anfang Oktober 1445 (vgl. B. Hóman, Magyar Történet (Geschichte Ungarns) III., 468); der zweite in einer Urkunde König Karls I. aus d. J. 1330 (vgl. A. Pór im III. Bd. des A Magyar Nemzet Története (Geschichte der ung. Nation) Hrsg. S. Szilágyi, Budapest, 1895. 84.)

Der Verteidigungsgürtel des Reiches. Den südlichen Verteidigungsgürtel des Landes bildeten eine Reihe von Grenzprovinzen, die schon in der ungarischen Übung des Arpadenzeitalters als Banate (bánságok, so nach ihrem Verwalter, dem Banus, ung, bán genannt) bezeichnet sind.

Vor diesem Verteidigungsgürtel wurde dann noch ein zweiter gebaut. Zu diesem gehörten die lockerer als die Banate ans Anjou-Reich gegliederten Vasallenstaaten.

Natürlich ging in den Wirren nach Ludwigs Tod beim ersten Vorstoß der Türken zuerst dieser Vasallenstaatengürtel verloren. Ihn wiederherzustellen gelang dem Schwiegersohn Ludwigs, König Sigismund von Luxemburg (1387-1437), nicht mehr. Im Gegenteil: nach der Niederlage von 1397 bei der nordbulgarischen Stadt Nikapolis, wo sich das Ritterheer Sigismunds und seiner westlichen Verbündeten dem Berufsheer Sultan Bajazids I. als nicht gewachsen erwies, wurde die ungarische Verteidigung auf die eigentliche Landesgrenze zurückverlegt, auf die Linie der unteren Donau und der Save.

Von diesem Zeitpunkt an beginnt die langsame Umgestaltung der inneren Zielsetzungen des Ungarnreiches. Der ungarische Reichsgedanke war in den ersten Jahrhunderten seiner Existenz, wie jeder Reichsgedanke der Welt, von expansiven Tendenzen getragen. Auch nach 1397 hatte er diese Tendenz nicht plötzlich und nicht überall eingebüßt. Noch im 15. Jahrhundert werden die beiden Hunyadi: Johannes und sein Sohn Matthias — jeder auf eigene Weise — seine expansiven Möglichkeiten nutzen. Doch vom Ende des 14. Jahrhunderts an gewinnt eine defensive Tendenz die Oberhand, bis schließlich die Reste des einstigen Reiches nichts mehr als Teile einer Organisation der Verteidigung gegen die Türken sind.

Johannes Hunyadi. In ihrer ganzen Größe erkennt erst der Staatsmann und Feldherr Johannes Hunyadi († 1456) die Türkengefahr. Aber sein Auftreten fällt schon zeitlich zusammen mit jenem Zeitpunkt, wo die vorübergehende, doch sehr empfindliche Schwächung der osmanischen Macht (Sieg des Mongolen Timur über Bajazid bei Ankara, 1402) schon überwunden ist.

Nichtsdestoweniger wird die defensive Haltung Ungarns durch eine Offensive ersetzt. Unter Hunyadi erscheinen ungarische Verbände wieder tief im Balkan; auf bulgarischem Boden erringen sie bedeutende Siege über den Türken (1443). Allein, es ist zu spät. 1444 und 1448 weist der Türke in großen, entscheidenden Schlachten die Angriffsversuche Hunyadis zurück. Dann greift er an und dringt in das ungarische Kernland hinein. Im südlichen Siebenbürgen gelingt es jedoch Hunyadi, ihn noch abzuwehren.

Kaum war diese unmittelbare Gefahr vorüber, wurde nicht nur Ungarn, sondern auch der Westen gewaltsam aufgeschreckt: Mohamed II. erstürmte 1453 Byzanz. Wir wissen, daß er auch Rom erobern wollte. Der kontinentale Weg nach Italien führte durch Ungarn.

Schon drei Jahre später (1456) griff er deshalb die Südgrenzen Ungarns an. Zunächst ging der Kampf um „Ungarns Schlüssel“: Belgrad. Mohamed ebenso wie Hunyadi wußten, daß mit dem Fall dieser Burg dem Eroberer der Weg bis Buda und nach Italien hin offenstand.

Diesmal durchbrach Hunyadi den Ring der Belagerer und befreite Stadt und Burg; in der Schlacht um die Burg von Belgrad schlug er den Eroberer von Konstantinopel so empfindlich, daß dieser den Gedanken einer Eroberung Ungarns für immer aufgab. Zwei Jahre später bestieg den ungarischen Thron Johannes Hunyadis Sohn, Matthias Corvinus (1458-1490), womit die Möglichkeit eines entscheidende Erfolge versprechenden türkischen Angriffs auf Ungarn wieder um ein Menschenalter hinausgeschoben wurde. Matthias ging sogar erneut zur Offensive über. Er reorganisierte wenigstens teilweise den alten Banatgürtel im Süden seines Reiches. Von 1465 an führte er jedoch keinen Angriffskrieg mehr gegen die Türken. Damit, so scheint es, versäumte er die letzte Gelegenheit Ungarns, die Kraft des Türken auf dem nördlichen Balkan zu brechen.

Dies ist freilich nur eine späte Erwägung: Matthias dachte vermutlich ganz anders. Daß er — zwischen Ost und West gestellt — Habsburgs Machtexpansion für sein Land als gefährlicher erachtete als die Macht des Türken, findet teilweise Erklärung in der seit den 30er Jahren des 15. Jahrhunderts zu Habsburgs Gunsten gründlich veränderten Lage Mitteleuropas, zum Teil auch in den persönlichen Erfahrungen des Königs.

Österreichs Fürst Albrecht, indem er Sigismunds Tochter Elisabeth freit, erheiratet sich die luxemburgischen Kronen. Zwar kann sich Habsburg über Ungarn nur noch vorübergehend (1437-1439) behaupten, doch beginnt Ungarn die neue Vormachtstellung des Erzhauses im mitteleuropäischen Raum vielfach und sehr empfindlich zu fühlen. Man sucht ein Gegengewicht und greift nach Albrechts Tod auf die Reichskonzeption der Anjou, die polnisch-ungarische Personalunion, zurück: der Jagiellone Wladislaw I. von Polen wird als König von Ungarn eingesetzt (1440-1444). — Schon hinter dieser Wahl steht der Wille von Matthias Vater, der so als letzter Vorkämpfer jenes Mitteleuropa erscheint, das seine politische und ökonomische Gestalt noch vom Kongreß von Visegrád (1338) empfangen hat. Aber Wladislaw I. fällt 1444 am Schlachtfeld gegen die Türken. Ein Interregnum entsteht.

Da erst schafft sich Hunyadis große Persönlichkeit ihre eigene politische Form. Anfangs noch Einer von mehreren führenden Groß-Kapitänen des Reiches, wird er 1446 zum Reichsverweser gewählt. Zu Hunyadis Zeit ist dieses Amt eines gubernator Regni an Ansehen und Machtfülle kaum geringer als das des Königs. Allein, es fehlen ihm Weihe und Dauer. Der das Amt bekleidet — wenngleich ein Zeitgenosse der condottieri und principi Italiens — gehört im Verhältnis zu ihnen noch einer früheren Phase der Entwicklung an. Zwar schafft er für sich die neue, auf seine Person zugeschnittene Lebensform, die — dem Verwirklichungsdrang der großen Persönlichkeiten seines Zeitalters zufolge — gleichzeitig auch einem neuen Regierungsinhalt Gestalt gibt. Indem sein ganzes Wollen sich auf ein Objekt, auf die Türkengefahr konzentriert, ist er Träger eines dramatischen, höchst dynamischen Lebensgefühls.

In der Morgenröte ungarischer Renaissance wird er zu jenem Beispiel, nach dem Leben und Schicksal auch in Ungarn als das „reale Drama der humanen Existenz“ (A. Maravall) erlebt werden. Ein Principe im Sinne Macchiavellis ist er allerdings noch nicht. Befangen und bedingt durch die religiös-dynastische Überlieferung des Mittelalters, ist dieser große Condottiere auch ein großer Ritter im Sinne des ausgehenden gotischen Zeitalters. Seine Tätigkeit, sein Streben und seine Wünsche, seine Einsicht und Kritik sind noch gehemmt durch die Ideen der Treue, durch das Gewicht des Althergebrachten. Diese Überzeugungen führen ihn zu Entscheidungen und Taten, bei denen kein wirklicher Principe es ihm nachgemacht hätte. Das Land, das er fest in seiner Macht hat, liefert er dem heranwachsenden Knaben, Ladislaus von Habsburg aus, einfach weil dieser — nachgeborener Sohn Albrechts — in der Wiege gekrönt wurde und folglich der König ist. Er tut das gegen seine bessere Einsicht. Es ist ja von vornherein klar, daß der junge Habsburger für eine Regierung, die die nationalen Interessen des Landes vertreten sollte, weder bereit noch erzogen ist. Außerdem wirft seine Thronbesteigung Schatten fremden Einflusses voraus: Kaiser Friedrichs III. (des Onkels des Knaben). Für Hunyadi bedeutet die neue Lage Verlust an Macht und Einfluß, bringt Hintanstellung und Demütigung, eventuell sogar persönliche Gefahr. Trotzdem tritt er zurück.

Matthias Corvinus. Von diesem Zeitpunkt leiten sich auch die persönlichen Erfahrungen des Knaben und Jünglings Matthias her. Die zweite Habsburgerregierung über Ungarn (1454-1457) brachte nur Unerfreuliches. Kaum hatte der Held von Belgrad das Zeitliche gesegnet (1456), ließ die „westliche“ Partei den älteren Bruder des Matthias enthaupten, ihn selbst in Haft setzen, während Friedrich III. den ungarischen Königstitel führte und die aus Visegrád gestohlene Krone des Reiches — ohne die jede Souveränität in Ungarn als verstümmelt galt — bei sich zurückhielt.

Zwar wurde Matthias 1458 zum König von Ungarn proklamiert und 1464 auch mit der von Friedrich zurückerrungenen heiligen Krone gekrönt. Dadurch werden die Inhalte traditionsgemäßen Königtums mit der nationalen Herrschaftsform, die sich das erste Mal im Reichsverwesertum seines Vaters ausdrückte, versöhnt. █

Trotzdem ist der Konflikt zwischen alten und neuen Gehalten und Gestalten der Herrschaft — der sich vor der Wahl des Matthias in aller Schärfe zeigte — damit nicht behoben. Matthias verkörpert — im Gegensatz zu seinem Vater — keine Übergangerscheinung mehr, sondern den ungarischen Principe schlechthin. Für sein Volk ist er so sein Leben lang wie noch lange Jahrhunderte hernach Inbegriff von Mann, Ungar und König. Doch in den Augen der Dynastien des Westens ist er letztlich nur ein Emporkömmling, weil seine Regierung in Ungarn die Herrscherfolge aus königlichem Geblüt jäh un-

¹ Vgl. Autor: Conflict of Dynastic and Nationalistic Principles of Rule in Central Europe in the 15th Century, in „Studies for a New Central Europe“, Bd. I. No. 3, New York, 1966, 63-68.

terbrochen hat. Und stirbt er eines Tages, so werden die Gegenkräfte alles aufbieten, um das „Zwischenspiel“ seiner Herrschaft so schnell und perfekt wie möglich aus der Entwicklung auszumerzen.

Matthias, ohne Verwandte und legitime Nachfolger, von vornherein als Eindringling und Feind, als ein den Regeln sich nicht fügender Außenseiter betrachtet, bekam seine Lage mit aller Schärfe zu fühlen, als er sich nach Georg von Podiebrads Tod vergeblich um das böhmische Königtum bemühte und er sich endlich — obwohl er der Sieger war, — nebst den Ländern Mähren, Schlesien, Ober- und Nieder-Lausitz mit dem leeren Königstitel begnügen mußte.

Auch Podiebrad war ein „Emporkömmling“, genau wie Matthias. Als er starb, wurde auch sein „Zwischenspiel“ aus der Entwicklung ausgemerzt. Als König von Böhmen wurde ein Jagiellone, Wladislaw II., eingesetzt, ein Schwächling, ein Taugenichts zwar, aber Prinz aus altem Herrschergeschlecht und Enkel Albrechts von Habsburg. Der diesen einsetzt und Matthias fallen läßt — den er wohl als seinen Adoptivsohn anerkannt hat, — ist wieder einmal Friedrich III., Haupt des Erzhauses, das schon vor 200 Jahren das Königtum innehatte und nun auch Inhaber der höchsten Würde in der Christenheit sowie enormer Einkünfte aus Reich, Erbprovinzen und anderen Besitzungen ist. Dazu ist er Mitglied einer weitverzweigten dynastischen Verbindung, verfügt über eine große Partei im Land — dessen Königstitel er noch nicht ablegte, und er hat einen starken, klugen, erwachsenen Sohn, der — dem Vater weit überlegen — seine Politik viel erfolgreicher fortsetzen wird.

Es ist daher kein Wunder, wenn Matthias die westliche Bedrohung der ungarischen Unabhängigkeit als größer, unmittelbarer als die Türkengefahr betrachtet. Außerdem sitzt seit dem Tod Mohammeds II. auf dem Thron von Stambul der friedfertigste Sultan der ganzen Osmanendynastie, Bajazid. II., der auf die Welteroberungspläne seines Vaters verzichtete. So bekommt Matthias dem Westen gegenüber freie Hand.

Vor allem will er den Verteidigungsgürtel seines Landes auch vor den westlichen Grenzen ausbauen, wo dieser fehlt. Wer von dort aus Ungarn angriff, hatte seit dem 11. Jahrhundert nur die Grenzschutzwerke niederzurennen, um schon im Landesinneren zu stehen. Nun hat aber Matthias die an Ungarn grenzenden österreichischen Erbprovinzen erobert, 1485 sogar Wien eingenommen. Mähren, Schlesien, das ferne Lausitz gehörten ihm schon. Im Süden war Bosnien wiedergewonnen, die Banate von Macsó [Matschwa], Belgrad und Szörény [Severin, Krassó-Szörény] von Neuem organisiert und befestigt. Dadurch ist eine Art regnum regina wieder da — nur eben in der antikisierenden Terminologie eines Renaissance-Fürsten imperium genannt.

Nach der Einnahme von Wiener Neustadt (1487) wird Matthias von seinen siegreichen Truppen sogar als augustus und imperator gefeiert. Das sind jedoch keine Ausdrücke eines eventuellen Anspruchs auf die römisch-deutsche Kaiserkrone, sondern eine in der Renaissance durchaus denkbare Wiederbelebung „antiken Brauches der Akklamation des siegreichen Feldherrn als Imperator durch das Heer.“ — „Es lebe der Sieg! Es lebe Corvinus, der erlauchte Kaiser!“ — So wurde Matthias zugerufen etwa in dem Sinne, wie es seinerzeit Heinrich I. nach der Unstrutschlacht erlebte. Der deutsche König wurde durch diese Akklamation ebensowenig Kaiser wie Matthias. Immerhin war er König über viele Völker und Länder, rex gentium, — ähnlich dem Herrscher über das ungarische Archiregnum. Auch dessen Machtbereich ist kein schlichtes regnum mehr. Trotzdem will Matthias durch die Bezeichnung dieses Machtbereichs als imperium das Imperium des Habsburgers nicht etwa ersetzen, wie er ja auch das osmanische Reich weder zerstören noch aus Europa herausdrängen will. Wohl aber stellt er mit dieser Bezeichnung die eigene Macht als die dritte hin, die neben Habsburg und dem Türken in Osteuropa zu bestimmen hat.

Indem er in seinen letzten Jahren mit Bayazid II. Frieden, und mit Friedrich III. immerhin Waffenstillstand schließt, beabsichtigt er eben mehr als eine bloße Schwächung oder Behinderung der beiden aufstrebenden Weltmächte. Die Umrisse eines Parallelogramms der Kräfte, eines Konzerts der Mächte im osteuropäischen Raum zeichnen sich ab, als das anscheinend letzte, größte Ziel.

„**Secundus Athila**“. Zwar sind die tiefsten Absichten König Matthias' schwer zu ergründen. Er gehört zu jenen komplexen Persönlichkeiten der Geschichte, die viel Widerspruchsvolles in ihrem Wesen vereinigen. Zudem ist er auch bewußt ein Spieler, der sich gerne verstellt, gern überrascht oder verblüfft, und häufig etwas sagt, schreibt oder tut, was seiner Überzeugung nicht entspricht oder aber in

einen so fernen Winkel seiner Ideenwelt gehört, daß es sein Partner oder sein Gegner nicht begreifen kann. Vielleicht aber hilft uns seine Idealwahl weiter. Könige wie Ludwig oder Sigismund erwählten sich aus der ungarischen Vergangenheit Gestalten, wie die des heiligen Ladislaus: ihr versuchten sie nachzueifern, zu Füßen Ladislaus des Heiligen ließ Sigismund seine irdischen Reste betten. Dagegen wird Matthias von den Zeitgenossen als „secundus Athila“ erfasst und gedeutet; er selbst versteht sich als den König „fortissimi Scythae“. Tatsächlich erinnern Züge in seinem Wesen und Schicksal an Attila.

Eine Szene, aufgezeichnet von einem Zeitgenossen, soll uns seinem Wesen noch einen Schritt näher bringen. Wir besitzen die Schilderung einer Unterredung zwischen Matthias und dem päpstlichen Nuncius, Angelo Pechinelli, Bischof von Orte, aus der Feder des Nuncius persönlich (1489). Matthias erschien während des Gesprächs außer sich vor Wut — erzählt der Nuncius, — er machte den Eindruck eines zornigen Löwen, der aus Augen, Nase und Mund Feuer speit, um dann sogleich und ohne Übergang sich wie ein gefügiges Lämmchen zu benehmen. „Also will Seine Heiligkeit das Zehntel bekommen?“ — schreit er den Botschafter an. „Nichts werdet Ihr bekommen. Ich weiß was ich rede. Seine Heiligkeit will mich damit beeindrucken, daß er gute Verbindungen zum Sultan hat, dessen Gesandte zu ihm gekommen sind. Nun, ich habe noch bessere Verbindungen zum Sultan, und solltet Ihr jenen Türken (den Prinzen Dschem, Bruder Bayazids II., der zum Papst geflohen war) auf dem Seeweg mir entführen, so führe ich Euch auf dem kontinentalen Weg seinen Bruder, den Kaiser der Türken, nach Italien. Ihr werdet es noch erleben!“

Wieso erwidert Pechinelli — könne Matthias eine so schlechte Meinung über den Papst haben? Darauf der König „maligno risu“, wie der Bischof bemerkt; „Herr Botschafter, der König von Polen untersucht ja auch nicht den Glauben und lehnt seine Verbündeten nicht wegen ihrer Religion ab. Um mein Land verwüsten und auszuplündern, hat er Truppen von Tataren und Ketzern gegen mich gesandt. Auch ich muß das Bündnis derer suchen, die für mich von Nutzen sind, um den Angriff des Polenkönigs und seines Sohnes abzuwehren.“ ¹

Der Bischof scheint von diesen Worten und der Gebärde, die sie begleitet, sehr beeindruckt. Klar, daß ihn der König einschüchtern und gleichzeitig auch seine eigenen Interessen fördern will; daß er sich aber gleichzeitig auch einen Spaß erlaubt, ist kaum zu bezweifeln. Und daß sein Zorn, seine Drohung, mitunter seine unerwartete Milde größtenteils Schauspiel und Amüsement sind, wird man Matthias getreulich nachfühlen können.

Attila — Ladislaus IV. — Matthias. Besonders, wenn man dem „Stammbaum“ ähnlicher königlicher Ausbrüche nachgeht.

Wieder einmal aus erstrangiger Quelle, aus der Beschreibung des Augenzeugen Priskos Rhetor, kennen wir das überlegene Spiel des historischen Attila, durch das er eine byzantinische Verschwörung gegen sein eigenes Leben aufdeckt, das armselige Instrument der Intrige, den Dolmetscher Vigilas, zu Tode erschreckt, indem er mächtigen Zorn heuchelnd die ganze Niedertracht, ja Albernheit seiner Gegner bloßstellt, — dabei aber auch sein Ziel erreicht: die Anerkennung seiner Rangstellung durch Byzanz und die Demütigung des byzantinischen Kaisers. ²

Wir zitierten die Antwort Ladislaus IV., die er seinen Bischöfen gab. Auch dieser König erblickte sein Ideal in der Gestalt des Hunnenkönigs. Sein Zorn, seine Absicht, die Prälaten zu verblüffen, mehr noch: sie zu Tode zu erschrecken, ebenso wie die kühne Behauptung seines Wesens verbinden ihn mit seinem Vorbild. Auch bei ihm ist das Element von Spiel und Spaß vorhanden. Er hat ja keinen einzigen Bischof töten, geschweige denn „dem ganzen Klerus von Gran bis Rom“ die Köpfe abhauen lassen, erlaubte sich aber den kapitalen Spaß, mit Donnerrede seine Bischöfe einzuschüchtern. — Und hätte er erst gewußt, mit welchem Ernst seine Worte vom Erzbischof Ladomer aufgezeichnet und mit welcher Entrüstung sie dem Papst übermittelt wurden, wäre ihm der gelungene Streich noch mehr Genuß gewesen.

Auch dem „secundus Athila“ des 15. Jahrhunderts, dem Sohne des großen Türkenbezwingers, ist es nie ernsthaft eingefallen, mit dem Sohn des Eroberers von Konstantinopel in gemeinsamer mili-

¹ B.Hóman — Gy.Szekfü: Magyar Történet (Geschichte Ungarns), 3. Ausg., Bd.II, 486-487.

² Attila, Das Thema seiner Biographie, in „Mélanges Szabolcs de Vajay“, Braga-Paris, (1971)

tärischer Expedition gegen die Ewige Stadt zu ziehen. Allein — auch er donnerte los, weil er der Perfidie der westlichen Politik plötzlich überdrüssig ist. Dabei spielten auch eigene Interessen mit: Vielleicht gelingt der Auftritt; man stellt dadurch die Methoden des polnischen Feindes bloß, möglicherweise bekommt man sogar den Prinzen Dschem ausgeliefert. Eine wichtige Figur auf dem Spielbrett, um mit ihr den Sultan in Schach zu halten! Gelingt der Auftritt jedoch nicht — und tatsächlich ist er mißlungen, weil der Papst sich durch den Bericht nicht einschüchtern ließ wie sein Botschafter, so daß Dschem an Karl VIII. von Frankreich ausgeliefert wurde — in diesem Fall lohnte die Szene immer noch als solche. Denn derjenige, der sie aufführt, hat ja noch eine geheime Absicht: Man soll einmal darüber nachdenken und in Erwägung ziehen, daß der Spieler unter Umständen doch auch zu solcher Unternehmung fähig sei. Damit schimmert Tiefstes herauf: Keine Wirklichkeit, kein durchdachter Plan, rein instinktiv die Möglichkeit plötzlichen Überdrüssig-Werdens dem ganzen westlichen Überbau gegenüber wie einst bei Ladislaus dem Kumanen, der mit seiner tatarischen Leibwache nach Stuhlweißenburg ritt und das Archiv seiner heiligen Ahnen in Brand steckte.

Zu solchen Extremen kam es freilich weder bei Matthias noch nachher. Allein das höchst verblüffende Bild eines gemeinsamen Unternehmens im Bündnis mit dem östlichen Widersacher gegen den Westen — wie es einem Ladislaus IV., einem Matthias Corvinus in einem höchstbezeichnenden Stimmungsgemisch von Ärger, Herausforderung und Spaß erschienen ist, — dieses Bild erlebten die Ungarn noch als Wirklichkeit. Zukünftige Bündnisse zwischen Ungarn und Türken mit feindlicher oder zumindest abwehrender Haltung gegenüber dem habsburgischen Westen, — hier sind sie vorgezeichnet. Im 17. Jahrhundert erst werden sie Wirklichkeit: zunächst in jener klugen, vorsichtig alles abwägenden, realpolitisch-egoistischen, wahrhaft „matthias“-haften Haltung der beiden Fürsten von Siebenbürgen, Bocskay und Bethlen; später in einer überstürzten, flegelhaften, irrationalen, den Unternehmungen Ladislaus des Kumanen ähnelnder Politik des „Kuruzzenkönigs“ Thököly.

Matthias: die ungarische Renaissance. Im Gegensatz zu einer auch religiös bedingten Einseitigkeit, dem Berufungsbewußtsein seines „mit dem Säbel Christum verteidigenden“ Vaters war Matthias, der große Spieler, das unfaßbare Chamäleon in den Augen der Zeitgenossen von einer Vielseitigkeit be-seelt, die Einheit und Erfolg seines Lebenswerkes in höchstem Grade gefährdete. Den Knaben hat der größte ungarische Humanist jener Jahre, Johannes Vitéz, damals Bischof von Groß-Wardein, zu einem Humanisten erzogen. Als Knabe war er noch Zeuge der letzten Regierungsjahre und letzten militärischen Unternehmungen seines Vaters. Als dann der 15jährige das Ruder ergreift, beginnt er mit der Einkerkung seines Onkels, der ihm Ratschläge erteilen will: er braucht keinen Vormund mehr. Der Onkel ist bald befreit: seine Verhaftung ist wohl der erste verblüffende, große Spass, den sich Matthias erlaubt; doch ist damit noch ein weiterer Zweck verbunden. Man soll lernen, daß er allein regieren will. Wenn er auch die traditionellen Formen seines Königtums — dort, wo sie ihm vorteilhaft erscheinen — getreulich beachtet, ist er seinem und dem Wesen seiner Regierung nach Alleinherrscher, in den Augen seiner Feinde sogar Tyrann.

Gestalter und Gebieter des ungarischen Renaissance-Staates, wird dieser Staat in seiner Ganzheit zum Ausdruck seines Wesens. Er verwandelt sich tausendfach, spielt tausend Rollen, bleibt jedoch in jeder Gestalt und Rolle sich selber treu: Formgeber eines neuen Lebensinhalts auf ungarischem Boden. Während einer Feldarbeit erkennt man ihn plötzlich als einen der Arbeiter; als Bauer verkleidet inspiert er die Mauern des belagerten Wien; als genialer Feldherr lenkt er seine Schlachten selber, mischt sich aber auch gern in das Handgemenge, kämpfend in einer Reihe mit seinen Soldaten, — wie er dann auf der königlichen Burg von Buda, Visegrád oder Tata bei den Zusammenkünften seiner Humanisten nicht nur den Vorsitz hat, sondern sich auch lebhaft an den Diskussionen beteiligt.

Buda wie Visegrád werden nun großartig ausgebaut und dekoriert: Meister der Renaissance kommen aus Italien nach Ungarn; Humanisten wie Ugoletto, Galeotti oder der bedeutende Historiograph Antonio Bonfini. Dieser „secundus Athila“, der im Zeichen des Individualismus der Renaissance die ungarischste Herrschaftsform schuf, die es je gegeben, der die „Orientalität“ seines Wesens und seines Volkes immer mit Stolz betonte, ist gleichzeitig — als er die Renaissance auf kreative Weise begreift und nach Ungarn verpflanzt — eine der „westlichsten“ Erscheinungen im Spektrum ungarischer Kultur. Er ist nämlich nicht nur ein großer Maecenas: Importeur und Förderer der Renaissance in Ungarn, sondern in seinem Lebenswerk, seinen geistigen Interessen und schöpferischen Anregungen politischen, juristischen, künstlerischen und sozialen Schaffens seiner Zeit auch der größte ungarische Humanist der Geschichte: ein platonischer Philosoph als König auf dem ungarischen Thron.

Vom „imperium“ des Matthias zu der inneren Spaltung der Jagiellonenzeit. Die ungarische Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts glaubte, daß Matthias mit den vereinigten Kräften seiner deutschen und böhmischen Provinzen und seines ungarischen Landes gegen die Türken ziehen wollte, um sie für immer und ewig aus Europa hinauszudrängen. Dagegen vertrat die ungarische Historiographie der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Meinung, Matthias habe durch sein „Reich“ sein persönliches Rom-Kaisertum vorbereiten wollen: im Hintergrund seines Strebens wirkte der schrankenlose Ehrgeiz des Renaissance-Menschen. Beides führte, — mußte zum Scheitern führen.

Im Gegensatz zu diesen Meinungen glauben wir, daß Matthias in der Mitte Europas ein mächtiges ungarisches Königreich ausbauen wollte, ein politisch wie kulturell, wirtschaftlich wie finanziell, national wie sozial gefestigtes Land. Die Eroberungen dienten der Stärkung dieses Reiches und zur Schwächung des großen Rivalen im Westen.

Das hat er auch erreicht: er schwächte Habsburg und stärkte sein Land, letzteres weniger durch seine Eroberungen als vielmehr durch seine Maßnahmen auf sozialem Gebiet. Denn zu seinem Werk gehört auch eine tiefgreifende soziale Reform, die den unteren Klassen einen Wohlstand brachte, wie ihn das Ungarn früher selten und nachher nie mehr erlebte.

Matthias erkannte, daß die Grundlage die Kraft „der ungarischen Sprache“ — so drückte er das aus, was wir heute Volkstum nennen würden — der ungarische Bauer ist. Dieser Einsicht folgend versuchte er, das wirtschaftliche Niveau und damit die soziale Lage dieser Schicht zu heben. Hätte man diese Reform auch nach seinem Tode weiter betrieben, wäre in Ungarn eine gesunde, reiche Bauernschicht entstanden. Diese hätte auch als Volksreservoir für einen vielleicht eigenartigen, aber eben darum sehr ungarischen Bürgerstand dienen können.

Freilich läßt sich nicht sagen, wie sich Ungarns Schicksal weiterentwickelt hätte, wäre nicht Matthias 1490 — erst 47 Jahre alt — gestorben. Seinem Vorbild Attila gleich, stand auch er auf der Höhe seiner Macht, als ihn der Tod ereilte. Selbst die Frage der Thronfolge war noch nicht geregelt.

Er starb in Wien. Erst nach seinem Tod konnte Friedrichs Sohn Maximilian in die Stadt seiner Ahnen zurückkehren. Seine Landsknechte überfluteten Nieder-Ungarn, nahmen Stuhlweissenburg, standen vor Buda. Da ging Maximilian das Geld aus: seine Leute verließen ihn. Als König konnte er sich in Ungarn nicht mehr einsetzen lassen. Da beschritt er den Weg des Ausgleichs mit dem anderen, glücklicheren Kandidaten, dem Jagiellonen. So half er dem Schwächling Wladislaw II., wie sein Vater auf den böhmischen, jetzt auf den ungarischen Thron. Die 36 Jahre Jagiellonen-Regierung in Ungarn sind nichts als ein Vorspiel zu Habsburgs endgültiger Machtergreifung.

Im Rahmen dieses Vorspiels sehen wir zwei Szenen, die für die Zukunft von größter Wichtigkeit sind.

Natürlich hatten Einwilligung und Hilfe Maximilians nach der Thronbesteigung Wladislaws ihren Preis. Schon 1491 gaben in Pressburg die Großen des Landes ihre Unterschrift zu einem wichtigen Dokument, in dem die österreichische und die böhmisch-ungarische Dynastien sich wechselseitig als Erben ihrer Länder anerkennen; genau genommen wird Ungarn an Habsburg vergeben, denn der Jagiellone ist — zu jener Zeit noch — kinderlos.

Ungarn ist aber Wahlkönigtum. Der Vertrag von Pressburg wird also durch den Reichstag von Rákos — wo diesmal unter Führung des großen Juristen Stephan Werböczy der Gemeinadel die Oberhand gewinnt — für nichtig erklärt. Dem Abkommen der Dynastien und einiger großer Herren steht von nun an (1505) der Beschluß des Adels entgegen, in dem das Land seinen Willen ausspricht, nie mehr einen ausländischen König zu wählen.

Dadurch hat die Epoche der Jagiellonen den Konflikt zwischen traditionellem Königtum: in der habsburgischen Neuzeit zunehmend eine supernationale Herrschaftsform — und der Regierungsweise des großen Individuums der Renaissance: was immer mehr einer nationalen Herrschaftsform entspricht — in solcher Schärfe und Unversöhnlichkeit der nun in Ungarn anbrechenden Türkenzeit vermacht, wie sie die Epoche der Hunyadi noch nicht gekannt hat. Dieser Konflikt wird das Land in zwei Teile spalten: in ein „Königliches“ Ungarn, das unter Habsburgs Zepter sich der supranationalen Herrschaftsform unterwirft — obschon durchaus nicht bedingungslos; und in ein Fürstentum Transsilvanien, wo

das große Individuum von Zeit zu Zeit seine nationale Herrschaftsform verwirklicht — wenngleich nicht ohne hemmende Beschränkung seitens des türkischen Oberherrn.

Das „arpadische“ Reichsgebilde. Wenn wir nun vom Ausgang des Mittelalters zurückblickend die Summe der ungarischen Reichsbildungsversuche ziehen, erscheinen diese vor uns in zwei Hauptgestaltungen, denen sich die übrigen unterordnen.

Die Reichskonzeptionen der späten Arpaden (etwa ab 1180) und der Anjou auf der Landkarte verfolgend, findet man Reichsformationen, deren Hauptrichtung jene Linie bildet, die die dalmatinischen Städte der adriatischen Küste durch Buda hindurch mit den Städten der westrussischen Fürstentümer verbindet. Die von Süd nach Nord weisende Richtung dieses Reichsgebildes ist besonders deutlich in Ludwigs des Großen ungarisch-polnischem Reich: Zara-Buda-Krakau.

Nach Ludwigs Tode aber zerbricht die Personalunion mit Polen sofort. Die westrussischen Fürstentümer und Moldau werden an Polen verloren. Nord-Serbien, die Walachei und Nord-Bulgarien gehen bald in türkischen Besitz über. Die Küstenstädte Dalmatiens fallen 1419 endgültig an Venedig.

Das „luxemburgisch-habsburgische“ Reichsgebilde. Etwa zur gleichen Zeit erbt der damalige König von Ungarn, Sigismund, die Länder und Kronen seiner luxemburgischen Ahnen.

Durch Sigismunds deutsche und böhmische Königstitel und, schließlich, seine römische Kaiserwürde befindet sich Ungarn in Personalunion mit Deutschland. Das ist eine ganz neue Mächtegruppierung, wie es sie in der Vergangenheit niemals gab. In den Augen ungarischer Staatsmänner rechtfertigt sie die Hoffnung auf den großen Verbündeten, den man mit Deutschland glaubt gegen die Türkengefahr gewinnen zu können.

Das Reich des Matthias ähnelt zwar in seiner äußeren Form der luxemburgischen Gestalt, ist aber seinen Inhalten nach — indem es von einer dynamischen Mitte heraus, die gleichzeitig auch Ungarns Mitte ist (Dreieck Buda-Visegrád-Gran), seinen Kosmos ausbaut — die letzte „Wiedergeburt“ der ursprünglichen arpadischen Staatsgestaltung.

Die Möglichkeit dazu schwindet jedoch mit dem Tode Matthias vollends. Archetyp des späteren Machtkomplexes der österreichischen Habsburger wie auch Vorbild der Donaumonarchie wird das neue, seit Sigismund und Albrecht in Erscheinung tretende Machtgebilde west-östlicher Hauptrichtung: das Dreieck Buda-Wien-Prag. Es ist bezeichnend, daß von Sigismund an bis auf den letzten König Ungarns, Karl IV. (1916-1918) — mit Ausnahme von Wladislaw I. (1440-1444), der noch ein später Vertreter des Anjou-Vermächtnisses, der ungarisch-polnischen Personalunion ist, und mit Ausnahme von Johann Zápolya (1526-1540), der seinerseits als Letzter die nationale Herrschaftsform auf dem ungarischen Thron vertritt, Habsburg gegenüber jedoch immer mehr in die Rolle eines Gegenkönigs gedrängt wird, — jeder ungarische König auch König von Böhmen war. Sigismunds Schwiegersohn Albrecht hingegen vereinigt als Erster in einer Hand mit der ungarischen und der böhmischen Krone auch den Besitz der österreichischen Erbländer. Im neuen Machtgebilde springt Ungarns veränderte Lage sofort ins Auge. Das arpadisch-angiovinische Reich war noch eine richtige regnum regina: Irradiationspunkt eigener Kräfte. Dagegen büßt im neuen luxemburgisch-habsburgischen Gebilde das ungarische Archiregnum von einst seine zentrale Stellung ein: es hört auf zu existieren. Das Land ist dem Türken gegenüber in der Defensive. Es sucht Stütze und Hinterland. Es lehnt sich an. Vergebens. Zäh und zielbewußt nimmt ihm der vordringende östliche Feind eine Verteidigungslinie nach der anderen. Schließlich besetzt er das Herz des Landes und zerreißt seine Einheit in blutende Teile.

VIII. Die Heilige Krone

Bevor die Einheit des mittelalterlichen ungarischen Reiches der Spaltung des Landes in der frühen Neuzeit wich, schuf Ungarn seiner staatlichen Existenz, der Idee einer metahistorischen Unzertrennlichkeit seiner Glieder und Teile, noch das große Symbol mit der sogenannten „Doktrin der heiligen Krone“.

Die Krone, mit der sich Stephan hatte krönen lassen, war ihm geschickt worden und „ursprünglich sein Eigentum“. Nach seinem Tod wurde zunächst der durch die Berührung mit seiner Stirn geheiligte Goldgegenstand Eigentum seiner Erben, des regierenden Geschlechts. Gegen Ende des 12. und noch viel eher im Laufe des 13. Jahrhunderts vollzog sich aber in ganz Europa eine Umgestaltung des Denkens. Die „Nationen“, als historische Schicksalsgemeinschaften schon seit Jahrhunderten vorhanden, begannen allmählich, sich selber als organische Lebewesen zu verstehen. Damit wurde alles, was vorher Besitz der Dynastie war oder sich nur in Person und Würde des Königs ausdrückte, zum Gemeingut der „Nation“, d.h. ihrer schon bewußt über sich reflektierenden Vertreter, Gruppen oder Schichten.

Selbst diese mußten aber jene archaische Vorstellung berücksichtigen, derzufolge die im Sinne göttlicher Weltordnung rechtmäßige Herrschaft eines Königs im tatsächlichen Besitz der Krone wurzelt, die die königliche Gewalt versinnbildlicht. Die Wirkkraft des Königtums liegt also in dem Goldgegenstand, der ihr geheiligtes Symbol ist durch die daran haftende Erinnerung an die Ahnen, und dessen Besitz jene Wirkkraft auf den neuen König überträgt, obwohl sie nicht ihm selbst, sondern dem Objekt eignet und somit den einzelnen König überlebt.

Geheiligte Gegenstände des gottgesandten Herrschers. Diese Art der Verehrung eines geheiligten Gegenstandes fügt sich in eine tiefe geistesgeschichtliche Perspektive, deren Prüfung uns noch einmal zu den reiternomadischen Anfängen der Ungarn und den zum Teil persisch-sassanidischen Ursprüngen ihrer Kultur zurückführt.

Denn sowohl das sassanidische Herrschergeschlecht des alten Iran wie die reiternomadischen Skythenstämme der pontischen Steppe bewahrten und umgaben mit besonderer Verehrung Gegenstände, die einst ein hervorragender Ahnherr besessen, ja unmittelbar von der Gottheit empfangen hatte, als Zeichen seiner Berufung zu großen Dingen. Für die Nachfahren barg ein solches Objekt mit dem zweifachen Vermächtnis — himmlischer Ursprung und Herkunft aus dem Besitz eines göttlichen Helden — Zauberkräfte: die „seelische Kraft“ der Dinge. Sie wuchs mit dem Alter des verehrten Gegenstandes.

Sogar der Glaube vom Bestehen oder Vergehen eines Volkes konnte manchmal an den Besitz oder Verlust des heiligen Gegenstandes geknüpft sein. Kam der verschollene Gegenstand — wie durch ein Wunder — wieder zum Vorschein, erwachte die Hoffnung, daß das Volk nun zu neuer Blüte und Geltung emporsteigen werde, gelangte doch jenes Objekt wieder in die Hand eines Helden, dem es von Gott zugedacht war. Die Wurzeln solcher Vorstellungen reichen zurück bis in jene Urzeiten, in denen das Metall — Bronze, Eisen und Gold — sehr selten waren und die Kunst ihrer Bearbeitung, das Metier des Schmiedes, geheim war und eben deshalb als magisch galt. Wer aus Erz eine Waffe herzustellen versteht, dem gehört sie als Erstem; wer sie auch gebrauchen kann, dem gehört die Macht.

Das Schmiedekönigtum spiegelt sich auch im Mythos: der mächtige Schmiedefürst des Weltalls ist Gott. Eine Schar Kleingötter umgibt ihn; auch sie wissen das Eisen zu bearbeiten. Sie senden von Zeit zu Zeit, wenn auf Erden auserwählte Helden geboren werden, ihnen wunderkräftige Waffen oder Werkzeuge. Herodot erzählt, in grauer Vorzeit habe Hestia Tabiti, die große Göttin der Skythen, Gegenstände aus glühendem Gold auf die Erde fallen lassen. Die beiden älteren Söhne des Königs Targitas versuchten vergeblich, sie in die Hand zu nehmen. Erst beim Nahen des von der Gottheit auserwählten jüngsten Sohnes änderte sich das Verhalten der Gegenstände.

So war die Kunst der Metallbearbeitung, der Beruf des Schmiedes heilig; heilig sogar seine Person, gleichnishaft dem himmlischen Schmied. Die Aufgaben des Schmiedes und des Fürsten verschmelzen, sind auch in relativ später Zeit identisch. Wie die Werkzeuge des Schmiedes sind auch die Waffen des Königs heilig.

Diese heiligen Werkzeuge und Waffen wurden allmählich zu Insignien des Königtums. Sie wurden nicht mehr tatsächlich gebraucht. Man fertigte sie aus Gold an, oft in kleinerem Format als die ursprünglichen, wirklich gebrauchten Gegenstände, so etwa den goldenen Bogen der Hunnenkönige. Schon Herodot weiß, daß die Skythenkönige jene vom Himmel gefallenen Goldgegenstände sorgfältig hüteten und hoch in Ehren hielten. Daß sie ihnen alljährlich ein Opfer brachten, zeigt, daß sie in diesen Objekten ein Unterpfand der Legitimität und Gottgesandtheit ihrer Herrschaft sahen.

Eine noch deutlichere Sprache spricht die iranische Überlieferung. Gegen einen bösen Drachenkönig — so wird erzählt — erhob Kawe, ein alter Schmied, das Banner der Befreiung: das Banner war nichts anderes als der Lederschurz des Schmiedes. Nach errungenem Sieg wurde der Kawe König der Perser. Seine Nachkommen ehrten den Lederschurz ihres Ahnen als Reichsfahne und als Symbol persischer Macht.

Ein solches heiliges Banner, das *dirafš-i-kāwiyân* hat es wirklich gegeben. Nichts kennzeichnet seine Bedeutung besser als die Geschichte seiner Vernichtung. Als die Araber die Perser besiegte und das Sassanidenreich zerstört hatten, belohnten sie den Erbeuter der Fahne fürstlich. Das reich mit Edelsteinen geschmückte, ungewöhnlich lange heilige Fahnentuch aber zerschnitten sie in kleine Stücke, als wollten sie damit auch die persische Macht zerstückeln.

„Attilas Schwert“. Kehren wir nun nach Ungarn zurück.

Der im 11. Jahrhundert schreibende Lambrecht von Hersfeld berichtet in seinen Annalen von einem Gegenstand, einem Säbel, dem man Zauberkraft, dämonische Macht zuschrieb, weil sich an ihn die Erinnerung daran knüpfte, daß mit seiner Hilfe einst der große König der Hunnen den Christen Tod, den Städten Galliens Zerstörung brachte. Der Säbel gelangte 1063 in den Besitz des Bayernherzogs Otto von Nordheim, als Zeichen der Dankbarkeit der ungarischen Königswitwe, Anastasia von Kiew, daß er ihren Sohn, König Salomon, im Königreich seines Vaters wiederingesetzt hatte. Otto aber schenkte den Säbel weiter, und so kam er schließlich in den Besitz Liupolds von Merseburg, dessen Tod dann eben diese Waffe: sein eigener Säbel verursachte.

Die Zeitgenossen sahen darin ein „göttliches Urteil“: eine dämonische Wirkung des Objekts gegen seinen Inhaber; laut A. Thierry's Meinung ¹: dem Entweiher gegenüber, der sich anmaßte, diesen Säbel als „gewöhnliche Waffe“ zu tragen. Die Zeitgenossen fanden dann den Weg zur Quelle, die über das „Gottesschwert“ Attilas berichtet, zu der Gotengeschichte des Jordanes nämlich, und identifizierten dessen Mitteilung mit der Kunde vom ungarischen Säbel. Der Jordanes-Text fußt auf dem Augenzeugenbericht Priskos Rhetors. Er besagt — und zwar im Jahre 448: Attila „werde bald seine Macht weiter ausdehnen. Das habe Gott selbst vorausgesagt, indem er das Schwert des Ares wieder zutage fördern ließ. Dies heiliggehaltene, dem Kriegsgott geweihte und von den Skythenkönigen hochverehrte Schwert sei lange verschwunden gewesen, kürzlich aber durch ein Rind wieder ausgescharrt worden.“ Ein Hirt brachte das Schwert dem König. Und nun Jordanes, der Priskos zitiert: „Dieser (Attila) war hocheifrig über das Geschenk und sah . . . in der Auffindung des Marsschwertes eine Bestätigung dafür, daß er zum Weltherrscher und Sieger in allen Kriegen berufen sei.“

Diese Weissagung — so fügt Lambrecht von Hersfeld abschließend hinzu — war richtig. Bis auf heute zeugen dafür Galliens zerstörte Städte. So wird auch mit Recht dieser *gladius fatalis* von den Barbaren *vindex irae Dei sive flagellum Dei* genannt. ² Der erste Name — „Rache des Gottes-Zornes“ — erinnert an den Ausspruch der Ungarnfürsten nach der Schlacht am Lechfeld: „die Rache des höchsten Gottes“; der zweite ist die allgemein bekannte Bezeichnung für Attila, Tschingis Khan, die alten Ungarn: „Geißel Gottes“. Hier bezieht sie sich jedoch nicht auf die Person, sondern auf den Gegenstand, wie zuweilen — in der Umkehrung — auch der König nicht als Schmied, sondern als Hammer (Attila: *malleus orbis*) erscheint.

Die wesenhafte Verbindung zwischen dem sakralen Ahnen und dem geheiligten Gegenstand reicht also unter Umständen so weit, daß in der Überlieferung die Person für das Objekt und das Objekt für die Person steht. In dem von Lambrecht angeführten Fall ist es das Objekt, der Säbel, der den Charakter seines einstigen Besitzers, der Geißel Gottes Attila, erbt. Der Vorgang ist profoundly ähnlich dem, der in der Vorstellungswelt der Ungarn des Arpadenzeitalters mit der heiligen Krone Stephans verknüpft ist.

Die „sancta corona“ der Arpaden. Einst gab es ihn: den großen, heiligen König. Der Gegenstand, der seine Stirn zierte, erhielt seine Heiligkeit von der Person, die ihn trug. Die Person war vergänglich. Ihr Gegenstand aber überlebte sie und hatte die Heiligkeit der einst lebendigen königlichen Stirne in sich aufgefangen und festgehalten. Da dem Gegenstand nicht die schnell fliehenden Jahre eines Men-

¹ A. Thierry: *Attila-mondák* (Attila-Sagen. Ungar. Übers. v. K. Szabó), Pesth, 1864, 167.

² Lamberti *Hersfeldensis Annales*, M G H SS V., 185. — Die Jordanes-Stelle: *De origine actibusque Getarum*, XXXV, 183. — Priskos zitiert nach Byzantin. Geschichtsschreiber, (Hrsg: E. v. Ivánka) IV., Graz (1955), 51.

schens, sondern lange Jahrhunderte gewährt sind, wurde er sichtbarer Ausdruck jener Mythe, die ein Volk über sich selber Jahrhunderte hindurch gedichtet hat und dichten wird. Den neuen Königen auf das Haupt gesetzt, war es schon die Heiligkeit des Gegenstandes, die seine Träger zu sakralen Persönlichkeiten erhob. Ihnen genügte daher bloßes Geborenssein aus einem charismatischen Geschlecht nicht mehr: um wahrhaft im Sinne der Überlieferung regieren zu können, mußten sie den heiligen Gegenstand besitzen.

Bezeichnenderweise ist es erst Béla IV., der Vertreter der *neunten* Generation seines Hauses — vom heiligen Stephan an gerechnet — der das nunmehr altehrwürdige Kleinod als heilig — sancta corona — anspricht.

Am Ausgang des Zeitalters jener Dynastie, die ursprünglich das ganze geschichtliche Bewußtsein des Ungartums wie ein geheiligtes Gefäß in sich trug, sind diese Inhalte schon zum Teil auf die Nation übergegangen und strahlen nun von ihr aus auf die Dynastie zurück.

Der letzte Arpade schreibt: „Unsere Feinde versuchten Alles, um Uns bei Unserer Thronbesteigung um den Besitz der Krone des heiligen Königs zu bringen, da sie ja die Autorität Unserer Regierung und das Heil Unseres Volkes untergraben wollten.“¹

Damit ist die sogen. „Doktrin der hl. Krone“ in ihren Hauptzügen zum ersten Mal vorhanden, und es ist eben der letzte Arpade, der sie formuliert.

Von Karl Robert bis Matthias Corvinus. Als 1301 das Arpadengeschlecht im Mannesstamm ausstirbt, wird der Begründer der neuen Dynastie, Karl I. von Anjou, dreimal gekrönt und erst anerkannt, als das dritte Mal endlich die heilige Krone seine Stirn berührt. Während der Regierungszeit seines Sohnes, Ludwig d. Großen, hören wir schon die Terminologie der späteren „Doktrin“ des 15. Jhs. In den Zeiten der Wirren unter Sigismund von Luxemburg bildet sich dann allmählich der staatsrechtliche robur [lat. Kraft; Stärke; strength, Macht] der hl. Krone heraus. Nach dem frühen Tode seines Nachfolgers, Albrechts von Habsburg, wird die Krone nach Wien entführt und bleibt 24 Jahre lang bei Kaiser Friedrich III. Der 1440 zum König gewählte Wladislaw I. von Polen wird zwar mit einer Reliquiarkrone Stefans des Hl. gekrönt, der man signaculum, mysterium et robur der echten Krone durch ein Gesetz des Reichstages überträgt; trotzdem werden später alle seine Gesetze und Verordnungen aus dem ungar. Corpus iuris gestrichen, weil er ja nicht mit der heiligen Krone gekrönt war.

Sakrales Objekt und heilige Person durften — wie sich gezeigt hat — für einander stehen: das war im Sinne der Überlieferung; das sakrale Objekt war jedoch nicht ersetzbar durch ein anderes Objekt geringerer, andersartiger Ehrwürdigkeit: ein solches Verfahren ertrug die traditionalistisch eingestellte Vorstellungswelt nicht. Matthias Corvinus mußte sogar nach einem siegreichen Krieg einen ungünstigen Frieden mit Friedrich III schließen, um die Krone endlich aus Wien zurückbekommen und sich durch sie zum rechtmäßigen Herrn des Landes weihen lassen zu können.

Der Ursprung der „Doktrin der hl. Krone“. Ungarn — so sagten wir — fühlte sich wie ein verstümmelter Körper, wenn die Krone fehlte. Tatsächlich beruht die „Lehre“ der hl. Krone auf einer sehr anschaulichen Idee: der eines Körpers.

Man kennt in den verschiedenen europäischen Ländern des Mittelalters Staatsvorstellungen, die mit der ungarischen eine gewisse Ähnlichkeit aufweisen. Die Auffassung von der Sakralität der Reichsidee ist in der Christenheit sozusagen generell verbreitet. Die Verehrung der Krone des hl. Wenzeslaus in Böhmen ist der Verehrung der Krone des hl. Stefan in Ungarn nicht unähnlich. Auch spricht man von den Ländern der Böhmisches Krone, ähnlich wie von den Ländern der hl. Krone. Im späten Mittelalter wird wohl auch die polnische Königskrone als die „hl. Krone Polens“ apostrophiert, usw.

Diese Analogien berühren jedoch das Wesen der ungarischen „Doktrin“ nicht. Die ursprüngliche Quelle dieser „Lehre“ findet sich eher in den Briefen des hl. Paulus, wo die Kirche als ein mystischer Körper aufgefasst wird, dessen Haupt Christus und dessen Glieder die Christen sind: „Glieder aus seinem Körper“ (Eph. V. 23 u. 30). „Ihr seid des Christen Leib, und Glieder aus seinen Gliedern“ (Kor.

¹ Andreas III. (1290-1301) an den Probst Theodor von Stuhlweissenburg. Zit. nach G. von Ferdinandy: A koronázás és közjogi jelentősége (Die Krönung und ihre staatsrechtliche Bedeutung). Budapest 1893, 36.

I. 12. 27). Es ist bekannt, daß im Mittelalter diese Vorstellung des „corpus mysticum Christi“ zum Gemeingut des christlichen Denkens geworden war.

Es ist kaum zu bezweifeln, daß die Vorstellung jenes mystischen Körpers, dessen Glieder alle Ungarn sind, größtenteils diese christlichen Gedanken zum Vorbild hat. Damit ist aber der an symbolischen Gleichsetzungen und kühndichterischen Umgestaltungen reiche Weg, den das ungarische Denken zurückgelegt hatte, um aus einer Idee der Allgemeinheit des Christentums nicht nur ein national-religiöses Geistesprodukt, sondern geradezu das metahistorische Symbol des nationalen Seins eines Volkes zu schaffen, noch nicht nachgezeichnet.

Das Endergebnis: die „Doktrin“ der Krone, so wie sie aus den Gesetzen des 15. Jhs. und aus der großen Sammlung des ungar. Rechts des angehenden 16. Jahrhunderts — dem Opus Tripartitum Iuris Consuetudinarii Regni Hungariae des Stephan Werbőczy (1514, das erste Mal veröffentlicht 1517 in Wien) — hervorgeht, verrät in ihrer schönen und feinen Gliederung, in der Klarheit ihrer sozusagen faßbaren Anschaulichkeit das Zeitalter, dem sie entstammt. Auf den ersten Blick leuchtet ein, daß sie Tochter des gotischen Mittelalters ist, der Zeiten, in denen der europäische Mensch die scholastischen Systeme und die Bauten der Kathedrale schuf.

Die Frage nach dem Ursprung des Gegenstandes. Das ganze Land, über das die Krone regiert, wird auf eine irrationale Art und symbolische Weise mit ihr gleichgesetzt. Die Krone lebt im Lande und das Land lebt in der Krone. Dabei ist jedoch die Krone auch als Gegenstand, als greifbares und sichtbares Objekt da. Ist das die Krone des Hl. Stephan?

Zweifelsohne hatte Stephan eine Krone erhalten und sich damit im Jahre 1000 krönen lassen. Auch sein Neffe Andreas I. ließ sich im Jahre 1046 krönen, aber — mit welcher Krone? Peter Orseolo übergab das Land 1045 seinem Lehnsherren; allein — mit welcher Lanze? 1044 hatte doch sein Retter, Heinrich III., den nationalen Gegenkönig Aba Samuel besiegt und ihm seine Reichsinsignien genommen. Diese wurden dann vom Sieger nach Rom gesandt.

Und hier beginnen die geheimnisvollen Schicksale der ungarischen Krone. Unser Wissen ist bruchstückhaft und unsere spärlichen Daten widersprechen sich. Wir wissen nicht, ob die von Heinrich III. nach Rom gesandten Reichskleinodien die echten waren oder nicht. Etwa zehn Jahre nach Abas Fall entscheidet König Andreas I. die Erbfrage durch einen gewichtigen, kennzeichnenden Akt. Vor ihm und seinem Bruder Béla ruhen auf einem Kissen die Krone, das Sinnbild des Königtums, und das Schwert, das Symbol des Zweitkönigtums (ducatus). Wer die Krone wählt, ist König; wer das Schwert, dux. Die ausgeprägte Symbolik läßt auf das Vorhandensein der wirklichen Reichskleinodien schließen. Aber — etwa zwanzig Jahre später schreibt Papst Gregor VII. an König Salomon, daß die Reichsinsignien noch immer in Rom seien. Beinahe zur selben Zeit empfängt König Geysa I. vom Griechenkaiser Michael Dukas eine zweite Krone, einen Stirnreif, der heute mit der sogen. Stefanskronen zu einem Stück zusammengelötet ist.

Wann und warum geschah die Vereinigung der beiden Kronen? Die Überlieferung schweigt. Als Geysas Sohn, Koloman der Weise (1095-1116) den Thron besteigt, heißt es, er selbst sei mit der Krone, sein Bruder Almos als dux von Ostungarn mit einem Diadem gekrönt worden. Gern würde man glauben, daß dieses Diadem der byzantinische Kronreif Geysas war, während die erwähnte Krone die Stefanskronen ist.

Nun scheinen aber einer solchen Annahme die archäologischen und kunsthistorischen Untersuchungen der ungarischen Krone zu widersprechen. Zwar ist der untere Teil der Krone zweifellos identisch mit dem aus Byzanz herrührenden Stirnreif. Der obere Teil wiederum besteht aus zwei sich in einem Mittelpunkt schneidenden Bügeln. Im Schneidungspunkt befindet sich die Abbildung des thronenden Christus. Sie sollte die wichtigste Darstellung sein, Schlußstein des ganzen Programmes. Der göttliche Erlöser thront segnend über der Schädelwölbung des gekrönten Menschen.

Doch die Gestalt des Thronenden wurde auf eine selbst technisch kaum zu rechtfertigende Art und Weise durchbohrt, damit man das — heute verbogene — Kreuz auf die Krone aufsetzen konnte. Die übrigen Darstellungen auf den Bügeln sind Abbildungen der Apostel. Aber es gibt deren nur acht. Vier Apostel fehlen. Wie ist das zu verstehen?

Schon die Vereinigung der beiden Teile der Krone ist mehr als eigenartig. Sofern das moderne Ungarn darin ein Sinnbild seiner Stellung zwischen Ost und West erblickt, so hatte das arpadische Ungarn doch wohl etwas ganz anderes bezweckt, dem wir kaum noch auf die Spur kommen werden.

Noch seltsamer muß uns aber diese Vereinigung von Römisch-Westlichem und Byzantinisch-Östlichem anmuten, wenn wir bedenken, daß es eine Arbeit von Stümperhand ist, mit soviel Hast und Ungeschick gemacht, daß man — wie es scheint — die vier fehlenden Apostel von den Bügeln einfach abgeschnitten haben könnte.

Oder waren sie gar nicht vorhanden? In beiden Fällen ist das Programm unvollständig. Ein im Mittelalter unerhörter Tatbestand, den man gar nicht für glaubwürdig halten würde, hätte man den Gegenstand, der eben dieses Unerhörte aufweist, nicht vor sich.

Signaculum, mysterium et robur. Unerhört, außerordentlich, ja verblüffend und geheimnisumwittert erschienen jedoch die Schicksale der Krone schon in den Augen der Leute alter Zeit. Auch die Krone hielt sich von Zeit zu Zeit verborgen wie das Attila-Schwert, — sie wurde Kriegsbeute, war verschollen, wurde gestohlen, verpfändet, von mächtigen Oligarchen rechtswidrig zurückgehalten, von einem traditionsfeindlichen Fürsten sogar zum Museumsgegenstand gemacht; aber jedesmal kam sie wieder zum Vorschein und genoß noch tiefere Verehrung als früher.

Im Jahre 1305, nach dem Aussterben der Arpaden im Mannesstamm, brachte die von König Wenzeslaus, einem Ur-Urenkel König Bélas IV. von der Weiberlinie her, nach Böhmen mitgenommene Krone Otto von Wittelsbach, ein Enkel König Bélas IV., in einem Weinschlauch versteckt nach Ungarn zurück, um sich dort im Besitz der Krone als König zu behaupten. Der Weinbeutel war auf dem Sattel angebunden, löste sich und fiel auf die ziemlich belebte Landstraße. Es dämmerte schon; man merkte das Unglück erst am nächsten Morgen, bei Tageslicht. Otto ritt verzweifelt zurück und es gelang ihm — trotz der vielen Leute auf der Straße — das teure Kleinod wiederzufinden. Mirum certe et miraculum non tacendum! — staunt der Autor der Bilderchronik und fügt hinzu: „Was soll es bedeuten, daß sie von niemandem, nur von diesen, die sie brachten, wiederaufgefunden wurde? Gewiß nur dies: Von Engeln ward sie Pannonien gegeben und sie kann niemals genommen werden!“¹

Dieser Glaube, diese Gefahren und glücklichen Wendungen, die unlösbaren Fragen, die merkwürdige Zusammengesetztheit des Gegenstandes, die geheimnisumwitterten Probleme seiner Herkunft, — gehört all das nicht zum signaculum, mysterium et robur eines als heilig erachteten Objekts, in dem eine ganze Nation die höchste Verkörperung ihres Seins verehrt? Wenn wir auch in den Fragen über den Ursprung des königlichen Kleinods selbst so wenig Bestimmtes sagen können,² steht doch ohne jeden Zweifel fest, was es für das ungarische Volk bedeutet und schon im Mittelalter bedeutet hat. Wir fassen zusammen:

Zuerst ist die Krone Eigentum des Königs, dann der Dynastie; dann sieht das bewußte, geschichtlich wache Ungarn in ihr die Legitimität königlicher Würde, etwas später bedeutet ihr Verlust schon den Verlust des ganzen Landes, ihr Besitz hingegen wirkliche Herrschaft: die Harmonie mit Gott, Weltall, Überlieferung und Volk. Endlich wird sie Symbol des ganzen Landes: mystischer Körper, der alle Ungarn vom König bis hin zum geringsten Sohn des kleinsten Ackerbauern in sich vereint. Sie ist das Land: die ins Religiöse erhobene Idee einer Nation.

Der mystische Körper der heiligen Krone. Diese Ganzheit, die in der Krone ihr Sinnbild findet, ist ihrerseits doppelt: sie ist territorial und dieserart rational vorhanden, indem sie eben die Totalität des ungarischen Machtbereiches darstellt. Zugleich ist sie eine ideale Größe und als solche irrational, überzeitlich und metahistorisch.

In dieser zweiten Bedeutung wird sie nun auch unabhängig vom territorialen Begriff erschaut. Alle Ungarn sind auf mystische Weise in der Krone gegenwärtig und das ist wieder ganz naiv-bildhaft zu verstehen: in dem Objekt selbst, das der König auf dem Haupt trägt. Doch dann ist die Idee der Krone

¹ SS rerum Hungar., I, 484.

² Der Autor verzichtet darauf, zur These der Entstehung der heiligen Krone pro oder contra Stellung zu nehmen. Seit der grundlegenden Studie „Die ungar. hl. Krone im Lichte der geschichtlichen und philologischen Forschungen“ von Gy. Moravcsik in der ungar. Jubiläumsschrift St. Stephan, Budapest 1938, Bd. II, 425 ff. kommt das große Thema nicht mehr zur Ruhe. Eine Antwort auf die Frage, ob nun das Problem des Ursprungs des Gegenstandes endlich als gelöst anzusehen ist oder nicht, würde den Rahmen unserer Darstellung sprengen.

wieder weit größer als das Objekt selber, ist totum corpus, das ganze Land. Man gehört zu diesem Körper, wie die Gläubigen einer Religion zu ihrem Glauben. Es spielt kaum eine Rolle, wo man sich befindet, welcher Macht man ausgeliefert, welchen Gefahren man ausgesetzt ist. Wer ihm einmal angegliedert war und ihm nicht innerlich abtrünnig geworden ist, scheidet aus seiner Einheit nie und nirgends aus. Wiederum muß man sich an das Gleichnis einer Religion halten.

Der mystische Körper der hl. Krone wird „sichtbar“. Aus diesem „religiösen“ Charakter der ungarischen Reichsidee folgt, daß der Krone infolge ihrer Numinosität die Fähigkeit zur Offenbarung innewohnt.

Der mystische Körper der hl. Krone wird nämlich auf eine ebenfalls mystische und trotzdem sehr anschaulich-greifbare Weise sichtbar. Das geschieht auf dem ungarischen Reichstag.

Im 15. Jh. war der ungarische Adel als Vertreter des ganzen Landes auf ihm nicht nur ideell, nicht bloß durch das Medium erwählter Repräsentanten, sondern tatsächlich, in persona und in seiner ganzen Zahl gegenwärtig. Dieser Übung gemäß treten also auf dem Reichstag die „Glieder der hl. Krone“ auf: sie werden dort als Glieder eines sich bewegenden, lebenden Körpers tatsächlich sichtbar (membra sacrae coronae).

Wenn man sich nun dieses Sichtbarwerden der Glieder der hl. Krone vergegenwärtigt, darf man sich von der ursprünglichen, naiv-archaischen Anschaulichkeit des Bildes nicht entfernen. Das Bild nämlich, das tief verankert in der Vorstellungswelt des Ungarn des gotischen Zeitalters lebte, ist das eines wirklichen Körpers. Eben die Wirklichkeit dieser Vorstellung begründet und erhält die organische Selbst-Vision der ungarischen Nation.

Ist aber dieser Körper als lebendiger Organismus empfunden, hat er zwangsläufig auch ein Haupt. Es wird wiederum als ein wirkliches Haupt erschaut. So wie die Mitglieder der Krone als Glieder eines Körpers auf dem Reichstag tatsächlich erscheinen, ist dort auch das Haupt in seiner menschlichen Realität anwesend. Das natürliche Oberhaupt des ganzen Reichstages, des ganzen auf dem Reichstag vertretenen Land: das ist der König von Ungarn (caput sacrae coronae). Die Person des Königs bestätigt Einheit und Ganzheit des mystischen Körpers. Wenn er als caput und die Mitglieder des Reichstages als membra zusammen erscheinen, dann ist der ganze Körper der Hl. Krone als sichtbare Wirklichkeit gegenwärtig (totum corpus sacrae coronae).

An diesem Punkte angelangt, kehrt die ganze „Doktrin“ zu ihrem Ursprung zurück, ohne ihre Anschaulichkeit einzubüssen. Wenn man den totum corpus erschaut, die lebendige Bewegung seiner membra betrachtet und nun über diese lebendige Bewegung zum Haupt des Ganzen emporblickt, sieht man den König selbst, den Erwählten des Volkes, den Gesalbten der Gottheit: ein menschliches, wirkliches, lebendiges Haupt. Dieses Haupt trägt die Krone.

Vom totum corpus zu den disjecta membra. Anfang des 16. Jhs., als der ungarische Reichskörper von den vordringenden Türken schon in seiner Existenz gefährdet war, klagt der Reichstag, daß die „Extremitäten“ dieses Körpers schon abgerissen seien; man befürchte, daß nun auch die inneren Teile (interiora) vom Feind angegriffen würden. Zwanzig Jahre später greift der Feind die interiora des Landes tatsächlich an. Das Haupt des Landes, das die Krone trug, fällt auf dem Schlachtfeld. Einige Jahre später reißt der Türke auch schon das Herz des ungarischen Körpers, Buda, heraus. Damit scheint die Desintegration dieses Körpers Tatsache zu werden.

In der Mitte, bis zu den Ausläufern der Karpaten hinauf, herrscht nun der Halbmond. Der Westen ist dem Habsburgischen Länder-Komplex angegliedert, rechtlich ein Königreich, in Wirklichkeit kaum mehr als Provinz des in Wien residierenden fremden Königs. Der Osten, Transsilvanien, behauptet sich als Fürstentum unter ungarischen Fürsten, hängt aber von der unstillen Gunst seines Lehnsherrn, des Sultans ab.

In dieser Lage ist das corpus als waltende Einheit nicht mehr vorhanden. Und trotzdem, gerade in dieser Zeit des allgemeinen Verfalls strahlt die Idee der hl. Krone ihren größten Zauber aus. Während der zweihundert Jahre Zerrissenheit gibt es keinen einzigen ungarischen Staatsmann, keinen ungarischen politischen Gedanken, der nicht geprägt wäre vom Zeichen der selbstverständlichen Zusammen-

gehörigkeit der disjecta membra des ganzen ungarischen Körpers. Krönt man den König, so wird er nicht zum Fürsten des übriggebliebenen westlichen Randgebietes gekrönt, sondern zum König des ganzen ungarischen Reiches. Der Fürst von Transsilvanien — obwohl seine Lage oft viel leichter wäre, würde er das siebenbürgische Land als ein in sich ruhendes Ganzes betrachten — kann sich und sein Fürstentum nicht aus der Einheit des ungarischen Körpers fortdenken. Er selbst als regierender Fürst und sein ganzes Land, obwohl tatsächlich vom Türken abhängig, sind und bleiben Teile der heiligen Krone.

Von den disjecta membra zum totum corpus. Aber nicht nur Fürsten und Adlige des königlichen und des siebenbürgischen Landes bewahrten den alten Reichsgedanken. Fast die ganze ungarische Tiefebene und bedeutende Teile auch Nieder-Ungarns litten anderthalb Jahrhunderte oder noch länger unter dem türkischen Joch. Die politische Wirklichkeit für diese Teile war die Herrschaft des Türken. Für das verwaiste arme Volk dieser Gegenden wäre es viel leichter gewesen, sich mit der tatsächlichen Situation abzufinden, als in den alten Vorstellungen zu verharren. Doch blieben sie nicht nur ihrer christlichen Religion treu, sondern auch der ungarischen Heimat.

Die Vorstellung vom Körper, dessen Teile trotz Verstümmelung, Verletzung und Verwundung — solange nur der Körper lebendig bleibt — eine Einheit bilden, hatte sich auch im Volk mit urbildlicher Kraft, Zähigkeit und Selbstverständlichkeit durchgesetzt. Zweihundert Jahre türkischer Eroberung genügten nicht, dieses Bild organischer Zusammengehörigkeit in der Vorstellungswelt des Ungarn zu verwischen.

Zweihundert Jahre lang schien dieses Bild freilich nichts mehr zu sein als irrealer Traum. Doch als nach zweihundert Jahren der fremde König das Ganze des einstigen ungarischen Territoriums in seine Hand bekommt und seine Ratgeber auf den wiedereroberten Gebieten mit der Begründung, diese seien jure belli genommen worden und stünden zur freien Verfügung des Kaisers, das Wieder-Inkraftsetzen ungarischer Hoheitsrechte, Gesetze und Verwaltung ablehnen und den neugewonnenen Boden als ein Kronland der dynastischen Hausmacht einverleiben wollen (1684), widersteht diesen Plänen eben jenes Urbild mit unerwarteter Heftigkeit und Zähigkeit. Es widerstand dem versuchten „Einrichtungswerk“, das Ungarn als habsburgische Kolonie und nicht als organischen, lebendigen Körper auffassen und behandeln wollte.

Und das Urbild, das jahrhundertlang wenig mehr war als eine Illusion, erwies sich auf Dauer stärker als die damals zweitgrößte Macht der Welt. Der Traum vom totum corpus hatte sich durchgesetzt und wurde noch einmal zur politischen Größe, zu greifbarer Wirklichkeit.

IX. „Scherme und Vorstand der Kristenheit“.

Ungarn: „Alles trostes und hilfe verlassen
und dennoch ein scherme und vorstand
der Kristenheit gewesen ist.“

König Matthias Corvinus an einen deutschen Fürsten.

Schwache Nachfolger zerstören das Werk Matthias Corvinus’. Am Todestag von König Matthias stand sein mächtiges Werk: das ungarische „imperium“ mit seinem Verteidigungsgürtel im Süden und Westen, seinem Reichtum, seinem Wohlstand und seiner Kultur. In den auf seine Regierungszeit folgenden 36 Jahren aber wurde jede Gelegenheit versäumt, das Reich auf dieser Höhe zu halten, indes vom östlichen und westlichen Feind alles getan wurde, das Reich zu unterminieren.

Beide Gegner trachteten Ungarn nicht nur zu schwächen oder in den Hintergrund zu drängen; sie beabsichtigten vielmehr, Ungarn als selbständige machtpolitische Größe zu zerstören. Der Arzt und Historiograph Johann Cuspinian, ein Vertrauter Maximilians I., plädierte vor den europäischen Fürsten für radikale Ausrottung der Ungarn und Vernichtung ihres Landes,¹ und der Habsburger selber sprach schon 1505 auf dem Reichstag zu Köln offen aus, Ungarn werde er Deutschland einverleiben.² Ein entsprechendes osmanisches Programm ist seit Mohammed II. bekannt.

¹ T. Ortway: Mária, II. Lajos magyar király neje (Maria, Gattin König Ludwigs II. von Ungarn). Budapest 1914, 156

² Archiv für österreichische Geschichtsquellen, XII., 371. Zitiert bei V. Fraknói im IV. Band der A Magyar Nemzet Története (Geschichte der ung. Nation) Hrsg. S. Szilágyi, Budapest, 1896, 377.

Ihnen ging dabei eine engstirnig und egoistisch, nur auf augenblickliche Vorteile bedachte ungarische Führungsschicht willig zur Hand. Die Großen des Reiches, die aus Hass und Furcht gegenüber der starken Autokratie von Matthias dessen imperiale Pläne nur unwillig unterstützt hatten, gaben sofort nach seinem Tod das „imperium“ fast ohne einen Säbelhieb auf; lediglich Wiens Besetzung, obwohl im Stich gelassen von ihrem Befehlshaber Stephan Zápolya, verteidigte sich eine Zeitlang mit verweifeltem Heldenmut gegen Maximilians vielfache Übermacht.

Die Magnaten aber wählten als Nachfolger von Matthias einen Schwächling und Ungeeigneten, den Böhmenkönig Wladislaw II. (1490-1516). Um sich behaupten zu können, ist dieser Wladislaw bald wenig mehr als ein östlicher Exponent der aufstrebenden Habsburger.

Gleichzeitig machen der hohe Adel und die einzig in dieser Frage mit den Magnaten völlig übereinstimmende mittel- und gemeinadlige Masse aus der tumultuösen Ära jagiellonischer Reichstage die sozialen Initiativen des großen Königs binnen weniger Jahre total rückgängig. Erbitterung ohnegleichen bemächtigt sich der breitesten Schichten.

Für die ferneren Pläne Habsburgs war die Mehrheit des Hochadels wie auch des hohen Klerus schon seit 1491 gewonnen.

Als Gegenkraft zu der erwartungsvollen Westorientierung der großen Herren bildet sich eine andere Einstellung innerhalb des sehr zahlreichen mittleren und gemeinen Adels heraus. Von den ruhmreichen Erinnerungen der Regierungszeit Matthias' je länger je mehr bezaubert, sah diese Schicht die Zukunft des Landes in der Aufrechterhaltung des nationalen Königtums.

Für den Fall, daß die Jagiellonen-Dynastie aussterben sollte, hieß ihr Kandidat Johannes Zápolya.

Johannes — Stephan Zápolyas Sohn, unter Matthias der Gouverneur Österreichs und unter Wladislaw Palatin: Sohn Stephan Zápolya's, des Gouverneurs Österreichs unter Matthias und Palatins unter Wladislaw — begann seine Laufbahn als Woiwode von Siebenbürgen. An ihn, den reichsten Magnaten des Landes knüpfte man Hoffnungen wie früher an die Hunyadi. Doch nur in seinem Reichtum war er ihnen ähnlich. Er verfügte weder über die organisatorische Begabung noch das militärische Talent des Türkenbesiegers und anders als dessen Sohn hatte er auch für die Belange der unteren Volksschichten kein Interesse. Im Gegenteil: dieser Zápolya ist jener dubiose Held, dem die Niederschlagung der großen Bauernrevolution von 1514 gelang.

Der Bauernaufstand von 1514. Im Jahre 1514 warben der hohe Klerus und der Hochadel für einen Kreuzzug gegen den Halbmond. Da sie nicht selber in den Kampf zu ziehen gedachten, forderten sie das arme Volk dazu auf. Ein großes Heer kam zusammen. Doch als es mit Waffen versehen worden war, zog es nicht gegen den Türken, sondern gegen die eigenen Herren. Wer weiß, ob jener Georg Dózsza — ein anscheinend nicht untalentierte Offizier lokaler Türkenkämpfe an der Grenze, der die Bedürfnisse der unteren Volksschichten genau kannte — nicht der richtige Mann hätte sein können, um das von König Matthias geschaffene Werk weiterzuführen und in Ungarn ein soziales Königtum einzurichten? Der erste Schritt eines jeden Aufstandes ist besudelt von Blut, Brand und Rauch. Daß sich auch hier der Adel dagegen wehrte, ist selbstverständlich. Doch bedurfte es der Person Zápolyas, die Hunyaden-Rolle zu karikieren und den großen Verrat an den Traditionen des Adels zu vollziehen.

Daß er das Bauernheer zerschlug, folgte aus seiner Rolle. Und daß er den „Bauernkönig“ Dózsza unter grausamsten Qualen hinrichten ließ, ergab sich aus seinem Charakter. Daß er aber als liberator Regni mitwirkte, als der erzürnte Adel jene Gesetze einbrachte, die das ungarische Bauerntum zugrunde richteten, das entlarvt sein politisches Gesicht; dahinter waltet leerer Ehrgeiz, ohne staatsmännische Qualitäten.

Dadurch daß den Bauern das Recht auf Freizügigkeit genommen wurde, trat der relativ freie ungarische Bauer des Mittelalters als wenig mehr denn ein Sklave in die Neuzeit. Diese Entwicklung fand just an der Schwelle der für Ungarn heranbrechenden Türkenzeit statt, da dem ungarischen Volkstum größte Expansionsmöglichkeiten hätten gesichert werden müssen, um die ohnehin auch von anderen Seiten immer stärker bedrohten vitalen Kräfte nicht noch mehr einzudämmen. Da es hinfort den grossen ungarischen Massen an Bewegungsfreiheit fehlte, stellte sich jedoch jene Stagnation des ungarischen

schen Volkstums ein, die vermutlich auch ohne zusätzliche Dezimierung — unter der Türkenherrschaft — während der folgenden Jahrhunderte seine Verminderung an Zahl und Ausdehnung bedeutet hätte.

Demographische Verschiebungen. Fast gleichzeitig mit dieser fatalen Wendung in der Lage des ungarischen Bauern geriet das Volkstum des nördlichen Balkan in Bewegung.

Von den vordringenden Türken immer stärker bedroht, hatte schon im 15. Jahrhundert das serbische, bald darauf das kroatische Ethnikum sich in solche Gebiete zu drängen begonnen, die im Mittelalter vollständig oder doch überwiegend ungarisch bevölkert waren. Vorwiegend die südlichen und mittleren Teile der Großen Tiefebene wurden solcherart von Serben besiedelt, indes Kroaten entlang der Westgrenze des „königlichen“ Ungarn bis hinauf oberhalb Pressburgs wanderten; das Mischvolk der Wlachen oder Walachen strömte allenthalben durch die Wälder und Wiesen der hohen Gebirge nordwärts; zuletzt, ungefähr auf dem gleichen Weg, folgten in neueren, großen Massen die Rumänen, die ab 1605 im siebenbürgischen Raum auch schon die Täler besetzten: sie zogen in jene bis dahin ungarischen Dörfer, die nach dem Wüten der habsburgischen Soldateska vollständig entvölkert oder nurmehr spärlich bewohnt waren. █

Am Ausgang der Türkenzeit war der Ungar im eigenen Land eine Minderheit geworden.

Die Spaltung des Landes bereitet sich vor. Die ungarische Katastrophe ereignete sich 1526 auf dem Schlachtfeld von Mohács. Der junge König, Wladislaw's Sohn Ludwig II (1516-1526), der bei Mohács fiel, nahm die Integrität des Landes mit sich ins Grab. Unter Berufung auf die beiden Abkommen von 1463 und 1491 betrachtete sich nun Habsburg als legitimer Besitzer des Landes. Das Abkommen der Dynastien schien besiegelt durch die habsburgisch-jagiellonische Doppelheirat im Jahre 1515 zwischen Ludwig II. mit Maria und Anna Jagiello mit Maximilian I., der statt seines noch in Spanien lebenden unmündigen Enkels Ferdinand sich mit der ungarischen Prinzessin pro forma trauen ließ. Doch stand dieser Regelung der Beschluß des Adels entgegen — ausgelöst durch den erwähnten unpolitischen Schritt von 1505 und Maximilians darauffolgende Kriegserklärung nicht an Ungarns König, sondern an den ungarischen Adel — der Beschluß als Willenserklärung des Landes, wonach nie mehr ein ausländischer König gewählt werden sollte.

Mohács. 1512 starb der friedliebende Sultan der Türken, Bayazid II. Als sein Enkel, Suleiman II., 1520 den Thron bestieg, sah dieser freilich die Zeit gekommen, um die lange geplante Eroberung Ungarns einzuleiten.

1521 fiel „Ungarns Schlüssel“: Belgrad und mit Belgrad die wichtige Grenzburg Szabács [serbokroat.: Säbac]; 1524 fiel eine Reihe von Grenzbürgen; 1526 fiel auch das starke Peterwardein. Die letzte ungarische Verteidigungslinie des Südens war durchbrochen, der Weg stand offen bis Buda.

Dem jungen König schlossen sich nur zögernd und unwillig etwa 10.000 meist adelige Kroaten und Ungarn an. Dazu hatte er 4.000 päpstliche und rund 3.000 königliche Söldner, einige Bänderien der Bischöfe und der Großen, außerdem etwa 3.000 Böhmen unter seinen Fahnen: ein Heer von insgesamt ca. 26.000 Mann. Im südlichen Nieder-Ungarn, auf dem Feld des Dorfes Mohács, stellte man sich dem vordringenden, schon zahlenmäßig weit überlegenen Berufsheer des mächtigen Feindes entgegen.

Im Lager von Mohács hatte sich auf ungarischer Seite praktisch die ganze Reichsführung eingefunden: der König, der Palatin, beide Erzbischöfe, die Mehrzahl der Bischöfe, der Zipser Graf Georg, Bruder Johanns von Zápolya, dazu eine Reihe der großen Bannerherren und neben ihnen rund 500 großadelige Grundbesitzer. Der sogar noch im Lager in Debatten und Diskussionen zerstrittene Adel „dachte sich wohl auf dem Reichstag: man schlug sich weil man Lust hatte sich zu schlagen.“ (F. Salamon). Mit weiteren 40.000 Mann stand Zápolya zu diesem Zeitpunkt noch an der Theiß und Frangepán mit ca. 20.000 Leuten an der Drau: ihre Ankunft vermochte man nicht abzuwarten. Mit keckem Mut und tollkühner Herausforderung an den Tod stürzten die Truppen von Mohács in einen Kampf, dessen Aussichtslosigkeit sie schon vorhinein klar, illusionslos erkannten.

¹ Gy. Miskolczy: A magyar nép története a mohácsi vésztől az első világháborúig (Geschichte des ungarischen Volkes von der Katastrophe bei Mohács bis zum ersten Weltkrieg). Rom 1956, 95-101. — und L. Makkai: Erdély története (Geschichte Siebenbürgens). Budapest 1944, 333.

Die Schlacht selbst war nach anderthalb Stunden vorbei.

Schnell hatte die auch von gewaltiger artilleristischer Feuerkraft unterstützte Übermacht der Türken den Widerstand gebrochen. Nachdem mehr als die Hälfte des Heeres gefallen war, lösten sich die Schlachtreihen in wilde Flucht auf. „Die Leiche des Königs fand man später eine halbe Meile von dem Dorf Csele entfernt in einer tiefen Schlucht, in der mehr Wasser stand, als gewöhnlich, da die Donau aus ihren Ufern getreten war; hier ertranken Ross und Reiter zusammen in voller Ausrüstung“. Die Gefangenen ließ der Sultan — bartlose Jünglinge ausgenommen — sofort enthaupten. Einige Tage noch verweilte er auf dem Schlachtfeld, dann zog er gegen die Hauptstadt.

Die Spaltung des Landes wird zum Ereignis. Gewiß mußte er es damals als unwirklich empfinden, daß das große, weite Land nunmehr ganz verteidigungslos, offen vor ihm liegen sollte. Keine Regierung zeigte sich; nirgendwo machte sich organisierter Widerstand bemerkbar. Hie und da freilich gab es einzelne verzweifelte Versuche von Adel und Volk, den Vormarsch des Feindes aufzuhalten, doch sie wurden von Suleiman weggefegt.

Zápolya, Herr in dieser Lage und Herr über ein starkes Heer, versuchte es gar nicht, die Verteidigung zu organisieren. So nahm Suleiman widerstandslos Buda als eine leere Burg, aus der die fremde Königin geflohen war — Buda als leere Stadt, aus der die reiche, zum Teil fremdsprachige Kaufmannschaft nach der ersten Kunde von der Niederlage sich abgesetzt hatte. Für Suleiman war es ohne Zweifel höchst unbequem, daß er keinen König, keine Königin und nicht einmal den aus der Schlacht entkommenen Palatin mehr vorfand, um mit ihnen über die Zukunft des Landes zu verhandeln. Er wußte nur zu gut, daß er mit einer einzigen gewonnenen Schlacht das Land noch keineswegs erobert hatte. Also verließ er Ungarn wieder. Und Zápolya konnte sich noch als Herrn über das ganze Land in Stuhlweißenburg zum König krönen lassen.

Indes sammelte sich auch die Partei der Habsburger — in Pressburg. Dort wurde Ferdinand, Bruder der ungarischen Königinwitwe Maria, und nun auch Gatte Annas, der Schwester des gefallenen Königs, am 17. Dezember 1526 zum König von Ungarn gewählt — von einem winzigen Bruchteil der dazu Befugten.

Im nächsten Jahr schon drängten Ferdinands Truppen Johannes zurück und nun wurde auch der Habsburger in Stuhlweißenburg von dem gleichen Bischof gekrönt und gesalbt wie ein Jahr zuvor Johannes.

Während die Könige ihr Spiel trieben, stand das Land dem Türken weiterhin offen. Der Verfall des Reiches griff um sich.

Bald fand sich auch Ferdinand in ähnlich verzweifelter Lage wie sein besiegtter Rivale Johannes. Die Erkenntnis setzte sich durch, daß sich in Ungarn nur derjenige behaupten könne, den Suleiman duldet. Unglaubliches geschah: Die beiden Könige Ungarns, von denen der Zweite doch Bruder des Fürsten war, „in dessen Reich die Sonne nie unterging“, begannen ein Wettrennen um die Gunst des heidnischen Siegers.


Nun erst wurde diesem der beispiellose Verfall des Landes klar. Er begriff, daß es mit Ungarn als politischer Größe und militärischer Einheit aus war. Jetzt betrachtete er es als sein Aufmarschgebiet gegen den Westen. 1529 rüstete er gegen das deutsche Reich. Am Jahrestag der Schlacht von Mohács und auf dem Schlachtfeld selbst nahm er Handkuß und Huldigung Zápolyas entgegen.

Dann marschierte er gegen Wien. Bekanntlich rettete eine tapfere Verteidigung die Stadt. Suleiman zog sich zunächst zurück, räumte ein zweites Mal das ungarische Hoheitsgebiet. Nichtsdestoweniger erniedrigte sich auch der Bruder Karls V. zu jährlichem Tribut.

Beide Männer, die sich König von Ungarn nannten, waren vom türkischen Kaiser abhängig geworden. Es war eine Frage der Zeit, wann der sich das Land auch unmittelbar botmäßig machen würde. Der Verfall des Landes war besiegelt und der Leidensweg seiner Bevölkerung begann.

„**Wie der Finger zwischen Schwelle und Tür.**“ Die so entstandene Lage, in der sich Ungarns Volk und Staat 200 Jahre hindurch wie im Wahnsinn wälzen werden, ohne einen Ausweg finden zu können, bedeutet mit anderen Worten: Verlust der Eigenständigkeit des ungarischen Reiches und Umwandlung seiner Hoheitsgebiete in einen Kriegsschauplatz zwischen Westen und Osten. Für diese Lage wird rund hundert Jahre später der Staatsmann und Kirchenfürst Petrus Pázmány (1570-1637) folgende Worte finden: „Es kommt dabei nichts heraus als nur dies: Deutsche und Türken werden miteinander in Ungarn um Ungarn kämpfen; welche Gefahr aus solchem Handeln für unser Land und unser Volk entstehen wird, mag jedem einleuchten.“

Dann wieder: „Wie der Finger, der zwischen Schwelle und Tür geraten ist, befinden wir uns zwischen den mächtigen Kaisern: uns wird sowohl durch den Feind wie durch die Verteidigung nur Zerstörung zuteil, es sei denn, uns gelänge noch, den Frieden zu wahren.“

Die 200 Jahre Türkenzeit bedeuten für Ungarns Geschichte eine beispiellose Zäsur. Wir sahen in welchem Maß — wenngleich nicht ausschließlich — Ungarn selber die Schuld an der Vorbereitung dieser katastrophalen Wandlung zufällt. Die Attitüde seiner führenden Schichten ist nicht zu verteidigen. König und fremde Königin, die regierenden Kreise und die militärische Leitung sind vor dem Gericht der Nachgeborenen von der schweren Anklage nicht freizusprechen. Ebenso trifft Verantwortung für die Auslieferung des Landes an den großen Feind nach Mohács die neue Dynastie, ihre Regierungen und ihre Heerführer. Unbeholfenen oder schlecht vorbereitete, in Halblösungen stecken gebliebenen oder total gescheiterte militärische Unternehmungen wie die von Katzianer, Fels, Roggendorf, Friedrich von der Pfalz , Joachim von Brandenburg, Ungnad, sie alle zeigen, daß Habsburg das Land weder verteidigen konnte noch wollte. Erst 1683 ändert die kaiserliche Heerführung Ungarn gegenüber Absicht und Methode.

Nach Jahrhunderten eigengesetzlichen Staatslebens und politischer Bestrebungen großen Formats mußte die Erniedrigung des Landes zum bloßen Kriegsschauplatz jedes denkende und nachdenkliche Mitglied einer ehrgeizigen, stolzen Nation mit schierer Bitterkeit erfüllen. Und trotzdem: gerade durch ihre neue, spannung- und gefahrbeladene Situation entsprach die ungarische geschichtliche Landschaft, d.h. der pannonisch-jazygisch-dakische Raum, wieder einmal den Anforderungen, die sich aus ihren eigentümlichen geographischen Gegebenheiten herleiten. Dadurch entsprach sie zugleich den Erfordernissen des Wesenskerns jenes Volkes, das sie zu seiner Heimat auserkoren hatte.

Hunnen — Mongolen –Türken. Wie wir sahen, hatte in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts ein Volk des Ostens, die Hunnen, seine Oberhoheit dem gesamten außerrömischen, nördlicheren Europa aufgezwungen. Attila schickte sich an, auch das römische, südlichere Europa seinem Reiche einzuverleiben. Erst sein Tod vereitelte den Plan. Das Reich seiner Söhne wurde 454 von germanischen Königen irgendwo im heutigen Ungarn gestürzt und damit — wenn das auch damals außerhalb der Sichtweite der Sieger stand — der Westen gerettet.

Mit einem dem hunnischen Ansturm weit überlegenem militärischen Schwung versuchten dann im 13. Jahrhundert die Mongolen die Verwirklichung eines dem hunnischen im wesentlichen ähnlichen Planes. Sie gewannen auf Ungarns Boden das geeignete Aufmarschgebiet gegen den Westen. Allein — ihr Aufmarsch erfolgt nicht, der Ansturm blieb auf ungarischem Boden stecken. Binnen Jahresfrist räumten sie das Land, ohne einen einzigen Angriff gegen den Westen versucht zu haben, der die Entscheidung herbeizuführen geeignet gewesen wäre.

Kaum war die mongolische Gefahr vorbei, hatte Europa den Auftritt eines neuen östlichen Volkes zu dulden: den der osmanischen Türken. Bei ihnen paarte sich die Lust der alten Reitervölker am Welterobern mit dem religiös-politischen Weltmissionsbewußtsein des Islam. Nach langem Widerstand erlag Byzanz ihrem Ansturm erst 1453. Damals gehörte schon fast der gesamte Balkan dem neuen muslimischen Kaiser von Konstantinopel. 73 Jahre nach Byzanz' Sturz brach vor ihm auch der Widerstand Ungarns zusammen. 15 Jahre später nahm er sogar die Hauptstadt und zentrale Gebiete des Landes in Besitz.

Und trotzdem: auf ungarischem Boden blieb auch sein Aufmarsch stecken. Trotz großer Ergebnisse versandete die türkische Eroberung Ungarns in Halblösungen. Sie wurde nie mit Entschiedenheit bis

¹ L.v. Ranke: Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, Phaidon, Wien, s. d., 663-4. – Vgl. Autor: Karl V., Tübingen 1966, 67-8.

an ihr Ende ausgeführt. Selbst der Westen wurde nicht mit vollem Energie-Einsatz von Ungarn aus angegriffen: die türkischen Operationen gegen Wien, gegen andere Gebiete der Erbprovinzen oder Italien blieben ohnmächtig, erfolglos. Endlich brach die osmanische Großmacht — nach einem letzten Angriff auf Wien (1683) — auf ungarischem Boden zusammen. Damit begann das langsame Dahinsinken der alten Türkei; eine Gefahr fürs Abendland hat sie nie mehr bedeutet.

So kam der östliche Ansturm dreimal nacheinander eben auf ungarischem Boden zum Stillstand, ja zum Rückzug. Die ost-westliche Auseinandersetzung wurde immer wieder in diesem Raum, dem Donaubecken, trotz anfänglich, spektakulärer östlicher Erfolge und Ergebnisse, zugunsten des Westens entschieden.

"scherme und vorstand" — ? Dem Volk des Ostens, das eben in diesem Raum von den reiternomadischen zu den sedentären Lebensformen übergang, wurde von Anfang an die Rolle der Grenzschutz, die Spannung der Grenze zuteil. Zwar gliedert es sich in das christliche Abendland ein. Zwar wird seine Geschichte zu der Geschichte eines christlichen Volkes — wiewohl diese ohne Kenntnis der Strömungen westlicher Kultur und des westlichen geschichtlichen Werdeganges überhaupt nicht greifbar ist. Mehr noch: dies Volk des Ostens übernimmt von seiner Bekehrung an sogar die Rolle der „Verteidigung der Christenheit“, übt sie Völkern gegenüber aus, die ursprünglich mit ihm verwandt, wenigstens weit eher verwandt waren als die Völker des Westens es sind, zu denen es nun gehört.

Aber eben mit dieser „Verteidigung“ hat es seine eigene Bewandnis. Wie nimmt sich bei genauer Betrachtung diese Geschichte von „scherme und vorstand der Kristenhait“ aus? Neben einem einzigen großen, entscheidenden Siege (Belgrad, 1456) finden wir eine lange Reihe großer, wenngleich in vielen Fällen aufopfernder und heroischer Niederlagen. Béla IV. verlor in der Schlacht gegen die Mongolen; Ludwig II. verlor gegen den Türken. Die großen Burgen fielen während des 16. Jahrhunderts nacheinander in türkische Hände, — voran die Hauptstadt. Im 17. Jahrhundert dehnte sich die türkische Macht bis dicht an Österreichs Grenzen; zur selben Zeit fiel im Osten die letzte Hochburg der ungarischen politischen und kulturellen Lebensform: das Fürstentum Siebenbürgen. Das Antemurale brach: der Türke belagerte Wien. Ungarn verblutete umsonst. Vergebens wurde sein Boden für 200 Jahre Schlachtfeld. Es verlor den Kampf.

Kriegsschauplatz Ungarn. Trotzdem liegt eben hier die wahre Ursache letztendlichen Scheiterns aller östlichen Invasionen auf Ungarns Boden. Die russischen Fürsten ergaben sich — wenn auch meistens nach heftigem Kampf — fast ausnahmslos dem mongolischen Eroberer und lieferten dadurch sich und ihre Länder dem östlichen Gegner aus. Der ungarische König ergab sich nie. Und wie sich Béla IV. den Mongolen, so ergaben sich auch die Ungarn des 16. und 17. Jahrhunderts dem Türken nicht.

Mochte er den ganzen Balkan Jahrhunderte hindurch fest in der Macht haben, — Ungarn gab den Widerstand nie auf. Es ist zum Schlachtfeld geworden, ging äußerlich und innerlich zugrunde, — durch seine Weigerung aber, sich endgültig zu unterwerfen, machte Ungarn es dem Türken unmöglich, das Land als eine seiner vielen Provinzen in Frieden und Sicherheit zu verwalten, seinem Reiche einverleiben zu können. Immer wieder trug der Türke den Sieg davon, — allein er war gezwungen, immer von Neuem zu kämpfen, um sich auf Ungarns Boden zu behaupten. Er konnte nicht — wie noch Mohammed II. gedroht hat — aus dem Sankt Peter zu Rom einen Stall für seine Pferde machen; konnte es darum nicht, weil in seinem Rücken das Land brannte, das er als Aufmarschgebiet, Basis usw., kurz: als Hinterland brauchte.

Die Wacht an der Grenze. Es wäre leichter, erträglicher gewesen, das Los der Raya-Völker des Balkans auf sich zu nehmen. Jene vermehrten sich während der Jahrhunderte ihrer Türkenzeit, die Ungarn waren am Ende des 17. Jahrhunderts dem Aussterben nahe. Allein: so lebten sie, indem sie zwar immer wieder besiegt und häufig zu Tode gehetzt, sich dem Sieger nicht ergaben, dem Imperativ ihres Wesens gemäß. Grenzschutz zu sein, — das wurde Los des Ungarn, und die Spannung des An-der-Grenze-Stehens wurde Schicksals-Inhalt. Dadurch, daß sie 200 Jahre lang auf dieser brennenden Grenze bluteten, alleine ihr „Trotzdem“ behauptend, verwirklichten sie erst die inneren Möglichkeiten ihres Daseins.

Versucht man eine Deutung dieses seltsamen Phänomens, muß wieder darauf hingewiesen werden, wie dieses Volk sich immer erneut in der Zweifelt seiner eigenen Grenzstellung erschaute und begriff;

vor dem Hintergrund des christlichen Westens in seinen ältesten Zeiten wie vor der Realität des heidnischen Feindes in der Türkenzeit. Verhält sich der Türke ruhiger — Anfang bis Mitte des 17. Jahrhunderts — oder ist er überhaupt nicht mehr anwesend — von 1699 an, — so setzt der Ungar sich wieder mit dem Westen, also der habsburgischen Macht auseinander.

D. h. er tut, was wahrscheinlich schon seine fernsten Ahnen taten: er begreift sich selber erst vor einem fremden, ja feindlichen Hintergrund. Der sich aber auf diese seltsame Weise behauptet und verwirklicht, befindet sich noch auch in einem anderen Sinne des Wortes auf der Grenze — wie die Wacht in einsamer dunkler Nacht: er ist allein.

Eben diese Einsamkeit auf der Grenze, seine Stellung zwischen West und Ost, ohne gänzlich und harmonisch je dem Einen oder dem Anderen anzugehören, wird in der Neuzeit zum Grunderlebnis für das ungarische Volk.

X. Das dreigeteilte Land. — I. Das „königliche“ Ungarn.

„**Frater Georg**“. Das „königliche“ Ungarn — der Westen des Landes — gestaltet sich während der Türkenzeit als ein Landstrich, der an der Adria beginnt, durch Kroatien das Kernland erreicht, vor den österreichischen und den mährischen Grenzen nach Norden weiterläuft, dann — in östlicher Richtung — sich über die Karpatenlandschaften ausdehnt bis hinein in die Waldkarpaten und manchmal noch weiter nach Osten, in Richtung Siebenbürgen. Die Mitte — Tiefebene und große Teile von Nieder-Ungarn, das Herz des Landes mit Buda als Hauptstadt, Stuhlweißenburg, der Krönungsstadt, Gran, dem Fürstprimatensitz, und Visegrad, der königlichen Hauptburg, einerseits; das beste Reservoir der [ethnisch] ungarischen Rasse: das Theißland, andererseits — wird unmittelbar dem osmanischen Reich angegliedert.

Der Osten, Transsilvanien und die sogenannten Partes — jene Teile Ungarns, die von nun an Siebenbürgen angehören — werden sich langsam zu einem besonderen Fürstentum entwickeln. Nach König Johanns Tod (1540) gelangte die Leitung der Geschäfte an einen seiner Testamentsvollstrecker: einen Mönch, der dann Kardinal-Bischof von Groß-Wardein wurde, seinem Ursprung nach ein Südslawe namens Georg Martinuzzi Utjesenich; „Frater Georg“, wie er sich nannte und nennen ließ. Nachdem er durch die Preisgabe von Buda sich die Gunst und das Vertrauen des Sultans erkaufte zu haben wähnte, zieht er sich nach dem Osten des Reiches zurück. Dort gründet er keinen neuen Staat, sondern organisiert lediglich — sowohl politisch wie zum Teil auch militärisch — die östliche Landeshälfte. Obwohl zum Woiwoden ernannt und zum regierenden Großkapitän gewählt, nennt er sich Königlicher Statthalter.

Ein Statthalter welchen Königs?

1538 kam in Groß-Wardein zwischen Johannes und Ferdinand ein Abkommen zustande, das nach des Ersteren — Johanns — Tod, die Wiedervereinigung Ungarns unter dem Zepter Ferdinands vorsah. Doch Johannes wurde noch wenige Wochen, bevor er starb, ein Söhnchen geboren: Johannes Sigismund. Nun war ein Thronerbe da: der Friede von Groß-Wardein wurde nichtig.

Frater Georg begriff, daß weder das königliche Knäblein noch dessen Mutter, die blutjunge, schöne Jagiellonin Isabella, ein Pfand für die Einheit des Reiches sein konnten. Ferdinand war aber Karls V. Bruder, Herr der Erbprovinzen, König Böhmens und als römischer König auch Verwalter Deutschlands. Sein Haupt schmückte die heilige Krone; der kleine Zápolya wurde nie gekrönt. So schickte sich Frater Georg an, das ganze Land unter dem nunmehr einzigen gekrönten König, Ferdinand I., wieder zu vereinigen.

Östliche Spielregeln. Innerhalb der westeuropäischen Kulturprovinz, von Lissabon bis Wien, ist auch der Feind ein Mitglied dieser Kulturprovinz. Er ist den selben Spielregeln, den Gesetzen der gleichen Kulturatmosphäre unterworfen wie sein Gegner. Einem östlichen Feind gegenüber wird plötzlich alles anders. Der kennt eben andere Spielregeln. Ist er der Stärkere, so muß man seine Spielregeln erlernen, um ihn besiegen oder mit ihm wenigstens auskommen zu können. Hier nun liegt ein auffallendes Versäumnis der Habsburger. Sie haben die nötigen Spielregeln nie gelernt.

Man spürt den ganzen Unterschied, wenn man die Politik Ferdinands und dann die Martinuzzis betrachtet.

Ferdinand — so sahen wir es — nachdem er die ungarische Situation nicht meistern kann und das auch einsieht, wetteifert mit seinem unglücklichen Rivalen, dem König Johannes, in dessen Bestrebung, die Gunst Suleimans um jeden Preis zu gewinnen. Als er sich selbst so nicht behaupten kann und auch Buda gefallen ist, versammelt sich unter habsburgischen Fahnen ein großes Reichsheer, erreicht die Hauptstadt, versucht den Kampf, zieht sich dann aber sofort unverrichteter Dinge zurück. Durch dies verblüffende Mißlingen entmutigt, gibt der Westen für anderthalb Jahrhunderte die Idee einer Befreiung des gesamten Ungarn auf — von der Befreiung des Balkans gar nicht zu reden.

Das Bild ändert sich jedoch wesentlich, wenn man nun die Politik Frater Georgs betrachtet.

Er als Dalmatiner kennt den Türken. Er schmeichelt, demütigt sich, schickt Geschenke, bindet die Leiter der osmanischen Politik mit gutem Wort, mit durchsichtiger Schlauheit und noch durchsichtigeren Bestechungsmanövern an sich. Er paßt sich den Spielregeln des mächtigen Widersachers an. Mit diesen kleinen Schachzügen erreicht er das große Ziel: er bringt das östliche Ungarn an die heilige Krone zurück. In diesem Augenblick läßt ihn der Fremde, der nun diese Krone trägt, weil er das Spiel und Frater Georgs Taktik nicht durchschauen kann, töten (1552) .

Habsburg und Ungarn. Durch diesen tragischen Fall beginnt die fast vier Jahrhunderte währende Auseinandersetzung zwischen dem Habsburgerkönig und seinem ungarischen Land.

Das neue Herrschergeschlecht, unter Rudolph I. zur Führung des Reiches emporgestiegen, faßte im Osten des Reiches Fuß — in Österreich — und richtete von der Warte Wiens sein Augenmerk frühzeitig auf das benachbarte Ungarn, wo in jenen Jahren — Ende des 13. Jhs. — mit dem Aussterben der Arpaden schon zu rechnen war. Habsburg schlägt schon damals den dynastischen Weg ein, um sich der ungarischen Krone zu bemächtigen.

Die Verlobung der Tochter Rudolphs I. mit dem Bruder von Ladislaus IV., dann die Ehe derselben Prinzessin mit dem Schwestersonn [Neffen] von Ladislaus IV., Karl Martell von Anjou, bekommen erst aus dieser Perspektive Sinn. Die letzte Arpadenkönigin ist ebenso eine Habsburgerprinzessin wie die letzte Jagiellonenkönigin von Ungarn, Maria. Erst in letzterem Fall gelang es der Ehepolitik Habsburgs, sich Ungarns zu bemächtigen. Zurückgedrängt nach der Ermordung Albrechts I., hatte die Dynastie noch das starke nationale Königtum der Nachfahren von Karl Martell und der habsburgischen Clementia in ihrer Nachbarschaft zu erdulden, auf das dann noch das halbe Jahrhundert des Luxemburger folgte.

Zäh und geduldig waren aber die Habsburger von jeher. Arpaden und Anjous konnten sie noch nicht beerben; dafür erbten sie nun — 1437 — das größere Vermächtnis der Luxemburger: die deutsche Krone, Böhmen, ja auch Ungarn und seine Nebenländer für eine kurze Zwischenzeit (bis 1439).

Noch einmal mußten sie der starken nationalen Herrschaft der Hunyadi weichen. Während sie jedoch Matthias Corvinus in ihren östlichen Besitzungen bedrängte und besiegte, behaupteten sie sich sieg- und erfolgreich im fernen Westen, und kehrten nach Corvinus' Tod als Herren von Burgund und Brabant in ihr Wien zurück.

Während der 36 Jahre ihrer letzten Wartezeit auf das ungarische Erbe machen jedoch die Habsburger die wesentlichste Wandlung ihrer langen Geschichte durch: sie nehmen das burgundische und das hispanische Erbe in ihr Wesen auf: aus süddeutschen Fürsten werden französisch-brabantische Prinzen und endlich werden sie auch noch zu spanischen Infanten. Die Generation Ferdinands I., mit dem die ununterbrochene Reihe von Ungarns Habsburgerkönigen beginnt, zählt bei nur einem deutschen Ahnherrn elf Ur-Urgroßeltern iberischen Geblüts. Dieser Ferdinand, in Spanien geboren (1503) und erzogen, war Spanier, als er nach Mitteleuropa kam; sein Bruder, Karl V., in Burgund geboren und erzogen innerhalb der französischen Kultur, wurde — bekanntlich — zum Spanier. **‡** Gleichzeitig mit seiner Hispanisation sind bei dem österreichischen Zweig, dessen Begründer Ferdinand ist, Ansätze zu

¹ Autor: Karl V., Tübingen 1966, 224-9.

einer Rückkehr in das Deutschtum zu beobachten, — sie leiten aber nur einen langen Vorgang ein, der erst mit Maria Theresia endgültig abgeschlossen wird. ¹

Die Generation zwischen Ferdinand I. und Karl III. (VI.) zeigen noch gleichsam eine Pendelbewegung zwischen Deutschtum, Hispaniertum, Böhmen-, ja Italienerum. Bezeichnenderweise gibt es in Ferdinands Jugend einige Monate (1528), in denen er als König von Ungarn auf der Matthias-Hofburg zu Buda residiert, ungarische Gewänder trägt, nach ungarischer Sitte und Überlieferung Hof hält und regiert, ja sogar in einer Proklamation seine Ungarn mahnt, ihn doch nicht als ihren Feind anzusehen, da er ja ihr erwählter König ist und als solcher alles tun werde, Ungarn zu verteidigen und „die ungarische Sprache zu erhalten“. ²

Bald aber muß er aus dem Lande weichen. Nach dem Verlust Budas wird die Einrichtung einer königlichen Residenz in Ungarn bis ins 18. Jh. nicht mehr versucht. Ferdinands Sohn Maximilian weilt noch gelegentlich auf ungarischem Boden, wengleich er ihn als Kriegsschauplatz betritt; sein Enkel, Rudolph, kommt nicht mehr nach Ungarn.

Da erst wird die endgültige Entfremdung von König und Volk manifest. Fern, fremd, unbekannt ist für Ungarn jener Mann, der die Krone seiner alten Könige trägt; befremdet, ohne Vertrauen und verständnislos blickt der König hinab auf sein ungarisches Land, dessen innere Haltung und Probleme er nicht bloß nicht begreift, sondern denen gegenüber er eine Annäherung aus eigenen Stücken auch nicht mehr versucht. Damit wird das Schicksal der habsburgischen Herrschaft über Ungarn besiegelt: aus beiderseitigem Unverständnis entsteht ein Mißtrauen, das einerseits zum Bild vom ungarischen „Rebellen“, andererseits aber dazu führt, daß das Herrschergeschlecht — wenigstens für die Zeitspanne 1552 bis 1711 — in der ungarischen Erinnerung kaum anderes als das Bild von kleinlichen, beschränkten Tyrannen hinterläßt, die den vitalen Interessen des Volkes und des Landes teilnahmslos kalt, vielleicht sogar mit feindseliger Abneigung gegenüberstehen.

Die Liebe des Feindes. Die drei östlichen Länder des westlichen Christentums, Polen, Ungarn und Kroatien, schließen die westliche Kulturprovinz gleich einem großen Verteidigungsgürtel nach Osten hin ab. Sie sind die letzten Länder des Westens in östlicher Richtung. Aber ihre Völker sind weder Germanen, noch Lateiner. Polen und Kroaten sind Slawen. Den komplizierten Ursprung der Ungarn haben wir geprüft. So sind sie, trotz ihres westlichen Christentums, ein Volk auch des Ostens.

Wer das Endgebiet vertritt und bewohnt, sieht auch zum Feind hinüber. Hat er zudem etwas mit ihm gemeinsam — und wer wollte das bezweifeln? — so begreift er auch den Feind. Von derlei Verständnis zeigen sowohl die Dichtung der Kroaten wie die der Ungarn mit ihren eben aus den Jahrhunderten der Türkenzeit wahrhaft großartigen Sprachdenkmälern.

Das ungarische Nationalepos wurde vom Urenkel des Helden der Grenzburg Szigeth, Graf Nikolaus Zrinyi, Mitte des 17. Jhs. gedichtet. Sein Thema ist die Belagerung der Burg durch die Türken, die Aufopferung seines Ahnen für Glauben und „süße Patria“ (1566). Für diesen Urenkel wie für seinen Altvordenen war der „Große Türke“ Erbfeind des Landes und der eigenen Sippe. Beide widmeten ihr Leben dem Kampf gegen diesen Feind. Und trotzdem: der Urgroßvater hatte den großen Feind nicht nur gefordert und verfolgt, sondern auch geschätzt; der Urenkel wiederum hat in seiner „Zrinyias“ nicht nur der ungarischen und der kroatischen, sondern auch der türkischen Heldenmütigkeit ein unvergleichliches Denkmal gesetzt. Diese östlichen Verteidiger des westlichen Glaubens haben den großen Feind nicht nur begriffen, sondern ihn auf sehr komplizierte, widerspruchsbeladene, demzufolge sehr humane, tiefe Art und Weise — geliebt.

An solcher Liebe fehlt es den Habsburgern.

Der fremde König. Es ist schwer zu sagen, wie sich Ferdinand verhalten hätte, wenn er ein solches Ungarn wie noch sein Uronkel Albrecht von Österreich bekommt. Ferdinand ist König eines geschlagenen Landes, dessen Hoheitsgebiet sich von Jahr zu Jahr verringert. Bis zu Budas Fall winkt ihm noch Hoffnung auf die Vereinigung des ganzen Landes; bis zur Ermordung Frater Georgs noch

¹ Vgl. Goethe, Dichtung und Wahrheit, I. Teil, 1. Buch, die Auffassung der Mitte des 18. Jahrhunderts widerspiegelnd: über Maximilian I. sei „prophzeit worden, er werde der letzte Kaiser aus einem deutschen Hause sein; welches denn auch leider eingetroffen, indem nach seinem Tode die Wahl nur zwischen dem König von Spanien, Karl dem Fünften, und dem König von Frankreich, Franz dem Ersten, geschwankt habe.“

² Gy. Szekfü in B. Hóman — Gy. Szekfü: Magyar Történet (Geschichte Ungarns), Bd. IV, 64-65

eine Hoffnung auf Vereinigung des „königlichen“ Ungarns mit Transsilvanien. Doch weil Johannes Sigismund sich im östlichen Landesteil weiter behauptet, ist das „königliche“ Ungarn auf den — vorhin geschilderten — mit der Zeit immer schmaler werdenden Landstrich zurückgeworfen: in Wirklichkeit nichts als eine ungarische Mark des habsburgischen Länderkomplexes ist. Daß er sie nicht als ein großes und selbständiges Reich verwaltet, ist verständlich. Daß er die Verteidigung dieser Mark in der zweiten Hälfte seiner Regierung in seine eigenen Hände nimmt, ist sogar lobenswert. Die ungarischen Stände versäumen auch nie, ihre Dankbarkeit auf den Reichstagen vor dem König zum Ausdruck zu bringen. Daß die Verwaltung der Finanzen, des Kriegswesens und der Außenpolitik des ganzen Länderkomplexes zentrale Organe verlangt, liegt im Trend der Zeit. Dabei muß betont werden, daß es weder Ferdinand noch seinen Nachfolgern — trotz zentralistischen Denkens und absolutistischer Schulung — gelingt, Ungarn selber zu einer Provinz ihres Gesamt-Reiches zu machen.

Um als legitime Könige walten und wirken zu können, müssen sie sich wählen und krönen lassen, müssen sie bei ihrer Thronbesteigung den Eid auf die Freiheiten und Gesetze eines noch immer als unabhängig aufgefaßten Königreiches ablegen, ähnlich wie es vor ihnen die alten Könige des „Archiregnum“ getan hatten. Sie sehen sich weiter genötigt, die Reichstage immer wieder einzuberufen, — denn ohne sie bekommt man aus dem Königreich auf legalem Weg weder Geld noch Truppen; also tun sie es, trotz enormer Unbequemlichkeiten, die die Forderungen dieser Reichstage — die sogenannten gravamina — ihnen verursachen.

Gleichzeitig wird jedoch durch den großzügigen Ausbau der Verwaltungsorgane der neuen zentralen Macht im mitteleuropäischen Habsburgerreich eine auch universalgeschichtlich gültige Fortsetzung bodenständiger Überlieferungen der alten ungarischen Herrschaftsformen zunehmend erschwert.

Auch in anderen Ländern des Westens entstehen neuzeitlich absolutistische Monarchien, die Länder der östlichen Habsburger können keine Ausnahme machen. Schon Ferdinand stellt die zentralen Ämter eines Geheimrates, Hofkriegsrates und Hofrates einer Kanzlei und einer Hofkammer auf, wengleich der alte ungarische Königliche Rat noch weiterbesteht. Allein: auch dieses zentrale Organ des Habsburgerreiches hat sich — wie jedes andere — früher oder später dem Monarchen und seinem engsten Ratgeberkreis zu fügen. Natürlich war die Lage des keimenden Absolutismus in den westlichen Ländern unvergleichlich einfacher als eben im Länderkomplex der östlichen Habsburger. Der westliche Absolutismus — mochte er noch so unbarmherzig gegen die mannigfaltigen alten Freiheiten des Mittelalters, die Autonomien der Stände und der Städte vorgehen, — war in Frankreich unbedingt ein französischer, in England ein englischer, in Spanien ein spanischer Absolutismus.

Der Absolutismus der östlichen Habsburger kann aber nicht als ein deutscher, noch weniger als böhmischer, kroatischer oder ungarischer Absolutismus angesprochen werden. Folglich gestaltet er sich in diesem Raum zwar nicht inter-, aber supranational: er umgeht die immer archaischeren alten nationalen Einrichtungen und läßt in einem ethnisch gesehen leeren, historisch überlieferungsarmen Raum seine neuen Gewächse hochschießen.

Die „ungarische Mark“. Für die Träger dieser neuen politischen Einstellung, die „Kaiserlichen“, ist das „königliche“ Ungarn — trotz seiner Tradition und Konstitution, trotz seiner Privilegien — in Wirklichkeit nur ein Grenzschutzgebiet.

Die Zentralregierung übernahm einen großen Teil der finanziellen und militärischen Lasten dieses Grenzschutzgebietes; aber es leuchtet ein, daß seine Verteidigung lebenswichtiges Interesse der östlichen Habsburger-Länder ist. Die ungarischen Stände wie die führenden Politiker des Landes begreifen nur allzu bald — mit größter Erbitterung -, daß ihr Land oder richtiger ausgedrückt: das was aus diesem Lande noch übrig ist, zwar noch eine „Vormauer“ des Westens abgibt, jedoch nicht in jenem Sinn des 15. Jhs., wo es noch als ein mächtiges, unabhängiges Reich auch den „Vorkämpfer“ des Westens bedeutete; sondern tatsächlich nur im Sinne des letzten Schutzwalles, dessen Verteidiger zwar für den Westen Hab und Gut, Blut und Leben opfern durften, ihre Bereitwilligkeit aber diesen Westen nur so weit interessierte als dies der Verteidigung der österreichischen Landesgrenzen diene.

Die „Kaiserlichen“. Den Dienst der Verteidigung in diesem Grenzschutzgebiet versahen zum Teil ungarische Soldaten (vitéz), zum Teil kaiserliche Söldner.

Der Ausdruck „die Kaiserlichen“ ist historisch. Er bezeichnet jenes Element, das die Habsburger-Länder von nun an verwaltet und aufrechterhält. An den Höfen von Karl V. und Ferdinand I. bildet sich schon in ihren Anfangszeiten eine supranationale Gesellschaft heran, die sich aus allen Nationen des Länderkomplexes, mehr noch: Europas zusammensetzt, sich aber immer weniger zur einen oder anderen dieser Nationen bekennt, sondern immer bewußter zum Träger des supranational-habsburgischen Staatsdenkens wird.

Wenn man die Landsknechte und Söldner, die in den ungarischen Burgen Dienst leisten, auf ihre Herkunft hin untersucht, stellt sich heraus, daß sie aus allen Richtungen der Windrose zusammengeworfen waren; solange sie jedoch in kaiserlichem Sold stehen, sind sie eben die „Kaiserlichen“.

Ähnliches gilt für die Kapitäne. Mögen sie auch ihrer Herkunft nach Deutsche, Tschechen, Franzosen, Italiener oder Spanier sein, repräsentieren sie — jeder Einzelne auf seiner eigenen Stufe — wiederum nur die habsburgische Macht. Um nur einige Namen der in Ungarn operierenden habsburgischen Generale zu nennen: Schwendi, Mansfeld und Katzianer waren Deutsche; Castaldo, Belgiojoso, Basta und Montecuccoli waren Italiener; Souches, Mercy d'Argenteau und Eugen von Savoyen waren Franzosen; Aldana war Spanier; die beiden Pálffy, Nikolaus und Johannes, waren sogar — Ungarn.

Ähnlich die Zusammensetzung der höchsten Regierungskreise: Neben den Kaisern — hispanisierten Franzosen deutschen Ursprungs, die im Laufe des 16. und 17. Jhs. einer langsamen Regermanisierung anheimfallen, — werden deutsche, italienische, spanische, französische, tschechische, ja zum Teil auch ungarische Aristokraten in dem Maße, in dem sie sich der zentralen kaiserlichen Macht zur Verfügung stellen, Exponenten dieser Macht; Vertreter der Interessen dieses Zentrums, die sich ebenfalls in dem selben Maß loslösen von den Ländern und Zungen ihres jeweiligen Ursprungs.

Diese supranationale Einstellung war gewiß eine der vornehmsten Eigenschaften des habsburgischen Systems. Sie barg aber auch — als ein der Selbstverwirklichung der Nationen in der Neuzeit diametral entgegengesetztes Phänomen — Gefahren in sich, denen schließlich das durch sie beseelte System erlag.

Landsknecht und vitéz. Der kaiserliche Söldner, der in den ungarischen Burgen Dienst leistet, ist Berufssoldat und als solcher ein guter Krieger. Aber er schlägt sich nur, weil er dafür bezahlt wird. Das Land, das er zu verteidigen hat, ist nicht seine Heimat. Wild, ungebunden und unbezähmbar ist ja auch der ungarische Soldat, der végvári vitéz (Kämpfe der Grenzburgen); doch wo er steht, da ist sein eigener Boden. Wofür er kämpft, ist das eigene Land. Ein Entwurzelter, wie der Landsknecht nur zu oft, ist er keineswegs.

Eine reiche, sehr eigenartige Kultur entwickelt sich in diesem von klirrenden Waffen lauten Jahrhundert, erfüllt von wilder, männlicher, todesverachtender Lebensstimmung, die die heroische Haltung der Verteidiger erst möglich macht. In den Grenzburgen entsteht eine einzigartige dichterische Blüte, eine kriegerisch-volkstümliche späte Welle der Renaissance, getragen vor allem von Soldatenliedern, Trinkliedern, religiösen und Liebesgedichten, in denen das stets vom nahen Tod überschattete, demzufolge heldenmütig-tragische Lebensgefühl der Verteidiger von Glauben und Heimat sich ein unvergleichliches Monument gesetzt hat.

Diese Verteidiger der Grenzburgen sind Ungarn und Kroaten. Unter ihnen befinden sich große Herren wie Valentin Balassi — ein berühmter Haudegen, der bei der Belagerung von Gran fällt, gewiß der bedeutendste Lyriker des ganzen Jahrhunderts —, Vertreter des mittleren und des gemeinen Adels, einfache Offiziere und viele tapfere Namenlose aus den breitesten Schichten des Volkes. In der ersten Zeit der Grenzburgen fehlt noch ein System der Verteidigung. Erst gegen Ende von Ferdinands Regierung übernimmt die königliche Gewalt die Leitung des Widerstandes.

Aber die heroische Leistung bleibt bis ans Ende des Zeitalters ein Monopol des Individuums, das ausserhalb des Systems, häufig gegen seine Regel, die große Tat vollbringt. Trotzig schließt man sich in die Burgen der gefährdeten Gegenden ein und erwartet den Feind. Manchmal wird der Angriff der Heiden geradezu herausgefordert, wie in dem Fall von Szigeth. Durch seinen Widerstand und Tod verteilte der Verteidiger dieser Festung, Graf Nikolaus Zrinyi, den letzten großen Feldzug Suleimans gegen die westliche Welt. Der größte Kaiser der Türken starb während der Belagerung von Szigeth. Als

letztes und größtes Sprachdenkmal der Lebensstimmung, die einen Zrinyi und die Seinen beseelte, entstand hundert Jahre später das erwähnte Heldengedicht seines Urenkels, des anderen Nikolaus Zrinyi, der seinerseits auch ein letzter Vertreter der alten Grenzbürgen-Lebensform war.

Während diese Lebensform solche Früchte hervorgebracht hat, blieb die entwurzelte Welt des kaiserlichen Söldners schal und stumm. Er hat sich in Ungarn keinen guten Namen geschaffen. Ungarische Herren, deren türkenfeindliche Einstellung über jeden Zweifel erhaben ist, schreiben ihrem König ganz offen, daß der Heide keinen größeren Schaden anrichten kann als der plündernde, schändende und mordbrennerische westliche Soldner der christlichen Majestät. ¹

„Einrichtungswerke“ und andere „kaiserliche“ Maßnahmen. Was sich in den tiefen Sphären des habsburgischen Systems auf so krasse Weise zeigt, erscheint zwar in seinen höheren Kreisen geordnet, rationalisiert, verhält sich aber auch da noch seiner Grundnatur gemäß.

Kaltblütig schlägt Lazarus Schwendi, „Oberster über alles deutsche Kriegsvolk zu Roß und Fuß“, um den türkischen Aufmarsch auf Ungarns Boden hemmen oder aufhalten zu können, dem Kaiser Maximilian II. die systematische Verwüstung der ganzen östlichen Tiefebene von der Theiss bis Groß-Wardein vor. Etwa ein Fünftel des ungarischen Volkes wäre dieser Maßnahme zum Opfer gefallen. Trotzdem glaubt Schwendi — als taktischer Rationalist, Soldat und menschlich entwurzelter „Kaiserlicher“ — zweckmäßig und im Sinne der Politik seines Kaisers zu handeln, indem er diesen Vorschlag unterbreitet. ²

Ein Jahrhundert später (1688) arbeitet der Erzbischof Kolonits — ein Ungar südslawischer Abstammung, aber seiner Rolle und seinem Wesen nach „Kaiserlicher“ — sein „Einrichtungswerk“ für das vom Türken zurückeroberte Land aus. In diesem offenbart sich derselbe rationalistische Geist, der die nationalen Bedenken im Namen der Idee einer Durchtränkung des Ungartumes mit fremdem Blute zur Seite schiebt; hinstuernd auf ein ähnliches Fernziel wie der Plan des Lazarus Schwendi.

Zum Schluß ein drittes Beispiel. Graf Antonio Carafa, ein kaiserlicher General des ausgehenden 17. Jahrhunderts, hat aus seiner Meinung, der ungarische Adel sei ein widerspenstiges, extrem individualistisches Element, das sich den Zielsetzungen des „kaiserlichen“ Systems weder fügt noch fügen wird, die praktische Sofort-Konsequenz gezogen: Er machte sich in Preschau an das blutige Werk einer systematischen Ausrottung dieses Elements. Nur unter dem Druck heller Empörung der öffentlichen Meinung ließ dann König Leopold (1657-1705) die Arbeit dieses — übrigens auch vollkommen gesetzwidrigen — Gerichtshofes einstellen.

Ähnliche Forderungen der Staatsraison, und Versuche der „kaiserlich“ Gesinnten in der Politik und beim Militär, erscheinen in allerhöchsten Kreisen des Hofes natürlich in einem vielfach gemilderten Licht. Trotzdem gewinnt man den Eindruck, daß den Habsburgern und ihrer unmittelbaren Umgebung die Ungarn und ihre Probleme im Laufe der Generationen immer lästiger wurden. Ferdinand konnte sich noch an das ehemals große Land erinnern. Maximilian nicht mehr und die anderen, Späteren noch weniger. Ferdinand — so hat es sich gezeigt — versucht noch eine Annäherung an Ungarn. Die späteren Monarchen sehen nur das in fortwährendem Kampf und Krieg immer rauher, derber, provinzieller werdende Land; sie verschließen sich je länger je mehr vor diesem leidenden, anspruchsvollen, unbequemen Volk.

Kardinal Pázmány zwischen König und Land. Selbstverständlich bilden diejenigen Ungarn eine Ausnahme, die sich den inneren und hohen Kreisen der Zentralregierung anschließen, mit anderen Worten, die unter den Ungarn die „Kaiserlichen“ sind. So steht als ungarischer Ratgeber neben König Rudolph (1576-1608) der junge Bocskay; neben Ferdinand II. (1618-1637) der Kardinal Pázmány, neben ihm und seinen beiden Nachfolgern, Ferdinand III. (1637-57) und Leopold I., die beiden Esterházy, Nikolaus und Paul.

Allein Leute wie Bocskay fallen später von Habsburg ab, während es anderen wie Pázmány und den Esterházy doch gelingt, wenigstens einen Teil ihres Lebenswerkes innerhalb des Habsburgischen Sys-

¹ Gy. Miskolczy: A magyar nép története a mohácsi vésztől az első világháborúig (Geschichte des ungarischen Volkes von der Katastrophe bei Mohács bis zum ersten Weltkrieg). Rom 1956, 15.

² Gy. Miskolczy: A magyar nép története a mohácsi vésztől az első világháborúig (Geschichte des ungarischen Volkes von der Katastrophe bei Mohács bis zum ersten Weltkrieg). Rom 1956, 60-61.

tems zu verwirklichen. Diese großen politischen und diplomatischen Talente, vollkommene Weltmänner und Höflinge, haben es klug verstanden, nur die international-europäischen Seiten ihrer Persönlichkeit im Umkreise des Herrschers zur Geltung zu bringen. So wurden sie für ihre Rollen tauglich.

Hätte aber der Habsburger das Körnige, Vehemente, Witzige, Derbe und Hochmütig-Geistreiche der spezifisch ungarischen Seiten einer Persönlichkeit wie des Kardinal Pázmány überhaupt in Erfahrung bringen können, so fragt es sich, ob er wohl einer solchen Persönlichkeit auch weiterhin in seinem Räte, in seiner inneren Umgebung den ersten Platz eingeräumt hätte? . . . Hätte er je begreifen können, daß dieser Mann, die größte Gestalt der Gegenreformation in Ungarn, mit den kalvinistischen Fürsten von Transsilvanien in vertraulichem Briefwechsel steht? Oder daß er die Existenz des protestantischen Siebenbürgen für die Aufrechterhaltung der ungarischen Freiheit als eine unbedingte Notwendigkeit betrachtet? ¹

Die Wahl Ferdinands II. 1618 und sein Testament 1621. Bei der Königswahl Ferdinands II. lassen sich am Klarsten die Umrisse von Pázmány's Auffassung und die Art seines Vorgehens nachzeichnen.

Nach dem Tod des Palatins Georg Thurzó schlägt Pázmány die Ernennung eines Regierungsrates vor, dessen Präsident er selber sein soll. Das hätte einen Schritt in absolutistischer Richtung bedeutet. Sein Vorschlag wirbelt bei den Ständen einen kleinen Sturm auf; Pázmány zieht ihn auch sofort zurück. Als er aber erfährt, daß Matthias II. (1608-1619) und sein Totumfac, der Kardinal Khlesl, durch Heranziehen spanischer Truppen die Einsetzung Ferdinands von dem Reichstag einfach erpressen wollen, setzt er sich gegen diesen Plan — dessen Verwirklichung das Einvernehmen zwischen Habsburg und Ungarn für immer getrübt hätte — mit dem ganzen Gewicht seiner Autorität ein. Auf dem Reichstag hinwiederum schlägt er vor, Ferdinand auf die selbe Weise zum König zu erklären, wie es die Ahnen 1547 bei der Krönung Maximilians taten, d.h. er schickt sich an, den Wahlcharakter des Königtums zu schwächen. Das ist erneut ein Schritt in absolutistischer Richtung. Als er den einmütigen Widerstand sowohl der katholischen wie der protestantischen Stände sieht, ändert er seine Taktik: Nun ist er es, der für die Wahl plädiert, ja mehr noch: er überzeugt Ferdinand von der Wichtigkeit der Bewilligung des Inauguraldiploms vor der Krönung. So wird denn der nämliche Text aufgesetzt, der hinfort als Grundlage für jedes zukünftige königliche Inauguraldiplom dient. Auf dem Reichstag jedoch betont er in einer großen Rede die natürliche Beschränkung der Wahl auf die Person der Habsburgerprinzen, wodurch letztlich der Wahlcharakter des Königtums eingeschränkt wird. Er sagt:

„Es muß ein solcher der ungarländische König werden, der unser Land auch aus eigenen Kräften verteidigen kann, . . . wenn uns der Türke angreift. Folglich, so scheint mir, sind wir gezwungen, vor einem, der Böhmen mit Mähren und Schlesien nebst Österreich, Steyermark und Kärnten besitzt, unser Haupt zu beugen.“ Trotzdem schließt er die Rede im Sinn der alten Freiheiten Ungarns: „Ich komme zum Ende und konkludiere also: man gebe den Ablegaten der Komitate spezielle Instruktion, wonach er (Ferdinand) zum Sukzessor zu wählen und zu krönen ist; — vorher jedoch müssen wir — gemäß den Traditionen unseres Landes — von Seiner Majestät die Antwort bekommen, daß er alle die Stände in den alten Freiheiten, Gesetzen und Gewohnheiten unseres Reiches bestätigt und diese aufrecht erhält.“

Drei Jahre nach dieser Rede — 1621 — läßt Ferdinand II. sein Testament ausarbeiten. Pázmány ist schon einer seiner vertrautesten Ratgeber. So hat er auch großen Anteil am Wortlaut des Dokuments. ²

Das Testament enthält ein Projekt, das die Zusammenfassung des gesamten östlich-habsburgischen Besitzes in einer Gesamtmonarchie vorsieht. Sie hätte mit den Erbprovinzen auch die Königreiche Böhmen und Ungarn in einem einzigen macht- und staatspolitischen Gebilde vereinigen sollen: ein Erbreich Habsburgs im Osten, wie es Spanien im Westen war. Der Ratgeber, der dies Dokument an allererster Stelle unterschreibt, ist Pázmány. Und auch dieses Projekt bedeutet einen Schritt in absolutistischer Richtung. Ferdinands Plan setzt selbstverständlich ein absolutistisches System voraus. Pázmány läßt durch seinen Mitarbeiter, den Bischof Thomas Balásfy die theoretischen Grundlagen des Absolutismus ausarbeiten — in einer Zeit, in der das östliche Habsburgerreich noch kein solches Werk besitzt.

¹ Vgl. Autor: Pázmány, az államférfi (P., der Staatsmann) in „Katol. Szemle“, Rom 1970, 201-217 und 315-318.

² Gy. Szekfű: in B.Hóman – Gy. Szekfű: Magyar Történet (Geschichte Ungarns), Bd. V., 201-2

Doch Pázmány, erster Ratgeber eines Habsburgerfürsten, ist gleichzeitig auch ungarischer Staatsmann. Jede Zeile, die er hinterließ, zeugt davon, wie tief die Wurzeln seines Wesens in den Humus ungarischer Sprache, Denkart und Überlieferung, in das ungarische Geschichts- und Rechtsbewußtsein hinabreichen. So ging er auch an dieses Projekt mit international-europäisch geschultem, aber tief-ursprünglich ungarisch denkendem Geist heran.

Da er im Hinblick auf das im Projekt enthaltene Ungarn an etwas gedacht haben muß, das nicht bloß den westlichen Landstrich, sondern das große ehemalige Reich umfaßt, ist leicht zu erkennen, was sein Ziel war.

In der zitierten Rede nannte er den Herrn eben jener Länder, die einst durch Matthias I. dem ungarischen „imperium“ angegliedert waren, als denjenigen, vor dem „wir gezwungen sind. . . unser Haupt zu beugen“. Ähnlich wird auch im Testament Ferdinands II. der Plan eines Reiches entworfen, das mit dem von Matthias I. in seinen Grundzügen identisch ist. Ein wiedervereinigtes Ungarn wird — genau wie das alte — für ein solches Staatsgebilde als größte und mächtigste Einheit der Mittelpunkt sein.

Das ist der ungarisch-pazmanische Kern der supranational-habsburgischen Schale im Ferdinandschen Testament. So entpuppt sich letztlich der Plan einer Gesamtmonarchie des Habsburgers als der erste ungarische Versuch — Pázmánys Versuch — die restitutio Regni, die Wiederherstellung des alten „imperium“ des Matthias Corvinus in die Wege zu leiten; freilich dergestalt, daß dabei Ungarn ebenso wie sein fremder König auf ihre Rechnung kommen.

Ungarns Stellung im habsburgischen System. Die Stellung Pázmánys zwischen Dynastie und Nation ist aber bloß eine — sehr glückliche — vielleicht sogar die einzige Ausnahme.

Im allgemeinen nämlich schlägt die Entwicklung eine ganz neue, dem Ungartum als politischem Faktor im habsburgischen Komplex zunehmend ungünstige Richtung ein. Im Laufe des 16. Jahrhunderts wird durch die Zentralregierung der ungarische Königliche Rat bewußt verdrängt und seiner Bedeutung allmählich beraubt, der Reichstag auf das Niveau eines Landtages reduziert. Die auf diesen Reichstagen formulierten Gesetze werden zwar vom König sanktioniert, sie werden aber auch in Wien oder in Prag willkürlich umgearbeitet und nur so weit als rechtskräftig angesehen, soweit sie den Interessen des ganzen Komplexes entsprechen.

Der Geheime Rat des Habsburger-Fürsten hat bis Mitte des 17. Jhs. (1646) kein einziges ungarisches Mitglied. Der Reichstag kämpft vergebens dafür, daß wenigstens Friedensschlüsse und andere international gewichtige Angelegenheiten, die auch Ungarn tangieren, unter Heranziehung ungarischer Staatsmänner getätigt oder geregelt werden sollten.

Erst im 18. Jh. mildert und im 19. Jh. schließlich ändert sich — zugunsten Ungarns — die Lage.

XI. Das dreigeteilte Land. II. — Das „Hódoltság“: Türkisch-Ungarn.

Türkische Verwaltung. Jene Gebiete Ungarns, die im 16. und 17. Jahrhundert unmittelbar dem türkischen Sultan unterstanden, wurden vom ungarischen Volk *Hódoltság* genannt. Das Hódoltság (*hódol* = fidem alicui iurare) wurde als türkische Provinz verwaltet, und zwar im Sinne einer militärischen Verwaltung. Die Güter wurden türkischen Soldaten, vor allem Angehörigen der Reiterverbände, den sogen. Spahi, als Lehen für Lebzeiten bzw. eine beliebige andere Zeitspanne verliehen. Der übrige Teil des Bodens blieb unter direkter staatlicher Verwaltung. Der ungarische Bauer mußte also an den türkischen Staat Steuern entrichten, während er seinem Grundherrn gegenüber zur Dienstleistung und Ablieferung eines Teiles seiner landwirtschaftlichen Erträge verpflichtet war.

Das türkische Reich hatte vom byzantinischen eine mustergültige zentralisierte Verwaltung geerbt, die um so notwendiger war, als es auch ihm an einer einheitlichen, national zusammengehörigen Volksmasse mangelte. Um das Riesenreich mit Soldaten und Beamten versehen zu können, wurde eine seltene und grausame Einrichtung eingeführt: die „Kindersteuer“.

Auf dem Balkan und in Ungarn wurde, wenn nötig sogar jährlich, jedes fünfte gesunde, kräftige Kind männlichen Geschlechts in die Türkei entführt. Dort wurde es zum türkischen Soldaten herangebildet;

quasi zum militärischen Mönch des Islam. Die Janitscharen, die Ungarn zwei Jahrhunderte hindurch ausplünderten, waren nur zu oft Söhne ungarischer Eltern.

Es fehlte aber nicht nur an Soldaten. Dieser Militärstaat mit seinem privilegierten Soldatenstand konnte nur existieren, wenn für private Arbeiten und öffentliche Projekte unbezahlte Kräfte zur Verfügung standen. Er brauchte also Sklaven. Seit 1526 wurden jedes Jahr ungarische Jugendliche beiderlei Geschlechts auf Galeeren in die Türkei geschafft, und jährlich wurden Tausende von Ungarn über die berühmte Brücke von Eszék in die Fremde getrieben, wo man sie auf dem Sklavenmarkt verkaufte. Nur in den seltensten Fällen gelang es einem Unglücklichen, aus Istanbul, Anatolien oder von der Krim in die Heimat zurückzukehren.

Türken und Ungarn. Von seinen Ahnen, den Nomadenvölkern, hatte der Türke seine Indifferenz, Toleranz und unglaubliche Nachlässigkeit geerbt. In friedlichen Zeiten und Gebieten interessierte er sich nicht für das Privatleben seiner Untertanen. Solange die Steuer ordnungsgemäß entrichtet und der Lehensherr mit seinen Leibeigenen zufrieden war, ließ er ihre Sprache und Sitten, ja sogar die Religion des unterjochten Volkes unangetastet. Christen als solche wurden von ihm nie verfolgt, sondern lediglich verabscheut. Man kann seine Einstellung vielleicht so erklären, daß es ihm unfaßbar erschien, jemand könne einer so miserablen Religion wie der christlichen anhängen, wenn er in die Lage käme, eine so großartige Religion wie die mohammedanische zu wählen. Verblüfft und verständnislos stand er der Tatsache gegenüber, daß das ungarische Volk zäh und treu am Christentum festhielt. Andererseits aber schätzten sich Türken und Ungarn gegenseitig als starke und tapfere Krieger ein.

Wir haben Zeugen und Schriften dafür, daß türkische und ungarische Offiziere, die sich täglich bekriegten, menschlich trotzdem eine hohe Meinung, ja wirklich Sympathie füreinander hegten. Selbst die Lage des armen Volkes im Hódoltság war, nach dauernden Kriegen und Verwüstungen des 16. Jahrhunderts, im 17. Jh. im großenganzten erträglicher geworden. Hinzu kommen noch psychologische Aspekte: der Türke war der große Feind, der auch schrecklich und hinterlistig sein konnte, kannte aber weder jene Verachtung noch Verdächtigungen, wie sie die Kaiserlichen dem ungarischen Volk als Gesamtheit gegenüber an den Tag legten. Die ungarische Erinnerung ist reich an humorvollen, sympathischen, manchmal äußerst reizvollen Anekdoten, in denen der Türke häufig als lustige Figur und die türkisch-ungarischen Beziehungen als eher eigenartig-ulkig denn grausam geschildert werden. In Volksballaden wird auch die türkische Frau mit Herzlichkeit erwähnt. Häufig finden wir in diesen Gedichten das türkische Mädchen von dem schönen, traurigen Gesang des ungarischen Gefangenen angezogen, worauf sie ihm die Kerkertür öffnet, mit ihm nach Ungarn flieht, um dort die treue Gattin des Geretteten zu werden. Den Kaiserlichen gegenüber kennt die ungarische Erinnerung nur das Gefühl von Erbitterung und Haß, den auch Jahrhunderte nicht haben mindern können.

Das Komitat im Hódoltság. Freilich vermochten die anfangs gute Verwaltung und das später erträgliche menschliche Verhältnis der Türkenzeit nichts an der Tatsache zu ändern, daß der im Hódoltság lebende Ungar ein Untertan ohne Rechte und Angehöriger einer geduldeten, verabscheuten Religion war. Die Verwaistheit des ungarischen Volkes war fast vollständig. Obwohl die zentrale Regierung in Wien vielleicht die Absicht hatte, konnte sie ihre Autorität in dem Hódoltság nicht aufrecht halten. So traten die provinziellen Verwaltungsorgane des Landes (comitatus: vármegyé) immer mehr in den Vordergrund.

Auch unter der türkischen Herrschaft wurden diese alten Verwaltungsbezirke nie aufgehoben, obgleich ihr Sitz häufig nicht mehr auf dem von dem Türken eroberten Gebiet des Komitats selbst, sondern irgendwo im „königlichen“ Ungarn war. Diese merkwürdige Verwaltung im Exil, gleichsam „in partibus infidelium“, nannte man „das geflüchtete Komitat“. Wesentlich war, daß dadurch die Idee der ungarischen Integrität nicht verblaßte. Andererseits führte das Weiterbestehen des Komitats zu einer Erstarrung, war es doch Überbleibsel jener Verhältnisse, die zu Beginn des 16. Jhs. geherrscht hatten. Es nahm weder die neuen sozialen und administrativen Forderungen sowie Aufgaben zur Kenntnis noch die demographischen Verschiebungen auf dem alten Komitatsgebiet.

Entwicklung des Komitats. Die früher besprochenen Entwicklungen, die das demographische Bild Ungarns grundsätzlich veränderten, blieben dem adeligen Komitat sozusagen unbekannt bis ins 18., teilweise sogar bis ins 20. Jahrhundert. Das Komitat wollte das ganze Land wie im 15. Jh. als einheitlich ungarisches Gebiet verwalten. Damals jedoch war das Komitat wirklich nur noch das vom

Adel gebildete ungarische Verwaltungsorgan, indes die Territorien der anderen Volksgruppen sich hinter ihren manchmal großartig ausgebauten Autonomien (z.B. die „Sächsische Universität“ in Siebenbürgen) verschanzten oder die Leute neben dem ungarischen Bauern ihr Land bestellten bzw. in den Urwäldern der Karpaten nomadisierend kaum erfaßbar waren. In all diesen Fällen hatte das Komitat mit ihnen, als völkischen Minderheiten, noch nichts oder nur wenig zu tun gehabt.

Die demographischen Verschiebungen schufen aber eine neue Lage, der die altertümliche Verfassungsform des Komitats nicht gerecht wurde. Zweifellos waren die Pläne des aufgeklärten Absolutismus im sozialen Sinne fortschrittlicher als die Verwaltung des adeligen Komitats und des Reichstages mit seiner fast noch mittelalterlich ständischen Struktur. Trotzdem wäre es selbst einer die Interessen des Volkes berücksichtigenden Zentralregierung in Ungarn verwehrt gewesen, sich — wie es ja andere absolutistische Regierungen öfters taten — gestützt auf breite Schichten der Bevölkerung gegen den Adel zu wenden, weil der Bauernstand — soweit dieser sich nicht aus Siedlern rekrutierte, die von den Habsburgern ins Land gebracht worden waren und deshalb ihre ganze Existenz der kaiserlichen Regierung verdankten — auf Grund der ihm vom fremden kaiserlichen Militär zugefügten Unbill jederlei „Einrichtungswerk“ und dessen Konsequenzen im allgemeinen feindselig ablehnte.

Ein Angriff auf die Adelsprivilegien erwies sich zugleich als Angriff gegen den nationalen Charakter von Volk und Staat, und meist auch gegen die Religionsfreiheit. So stand beinahe das ganze Volk geschlossen gegen die Wiener Zentralregierung.

In diesen Spannungen spielten nun die Komitate, die autonomen Kommunitäten der Adeligen, eine gewichtige Rolle. „Das königliche Komitat hatte nämlich bereits unter den Anjou zu existieren aufgehört und war selber adelig geworden. Anfangs sprach das Komitat nur in kleineren Prozessen Recht, nach Mohács aber blieb es das einzige Verwaltungsorgan in der Provinz; die Könige konnten ihre Verordnungen nur durch die Komitate vollstrecken lassen. Auch die Organisation des adeligen Heeres ruhte auf den Komitaten; nur das Komitat konnte Soldaten bestellen und Steuern einheben lassen. Befand jedoch das Komitat, daß die Verordnung des Königs gegen die Gesetze des Reiches verstoße, legte es sie 'achtungsvoll beiseite', führte sie aber nicht durch. Diese Gewalt des Komitats wurde *vis inertiae* genannt. Die Obergespäne des Komitats wurden vom König ernannt, aber der Obergespan führte nur in den Generalversammlungen den Vorsitz, während das Komitat sich selber — von den in der Generalversammlung gewählten Vizegespänen und Stuhlrichtern — verwaltete. . . Außerdem wählten die Komitate die Ablegaten für den Reichstag und versahen diese mit Instruktionen. Die Komitate befaßten sich daher auch mit Staatsfragen, korrespondierten miteinander in Zirkularen, ermutigten einander zum Widerstand, und da jeder Adelige in jedem Komitate in der Generalversammlung erscheinen konnte, waren die Komitate auch Organe der Landesagitation. Dieser Zustand blieb bis 1848 bestehen.“¹

„Das geflüchtete Komitat“. In der geschilderten Lage des Hódoltság war die Ausübung der Verwaltung des Landes durch die Komitate größtenteils verunmöglicht. Es leuchtet sofort ein, daß die „geflüchteten Komitate“ nur eine Art imaginäres Leben weiterführen konnten. Ein Beispiel hierzu: das Komitat Pest-Pilis residierte während der Türkenzeit nicht in Buda, sondern in Fülek, einer königlichen Grenzburg im oberungarischen Komitat Nógrád. Das Volk des eigentlichen Komitats blieb daher verwahrlost und verlassen zurück. Nur selten bot sich Gelegenheit, den Kontakt zwischen den Gebieten Pest-Pilis und Fülek herzustellen, wengleich die Nachlässigkeit der Türken einen solchen Kontakt eher begünstigte als behinderte. Den türkischen Landesherren kümmerte es nicht, ob sein christlicher Bauer noch einer anderen Autorität gehorchte und ihr sogar Steuern zahlte. Große Gebiete haben während der Türkenzeit doppelt Steuern gezahlt. Trotz zwei Jahrhunderten Türkenherrschaft wurde Zugehörigkeit ungarischer Bauern im Hódoltság zur ungarischen Krone nie in Frage gestellt.

Diese Einstellung hängt mit der bäuerlichen Religiosität zusammen. Es ist bekannt, daß der Islam dem, der sich zu ihm bekennt, alle Möglichkeiten des Aufstiegs öffnet. Trotzdem kennen wir auffallend wenig Fälle, in denen ein Ungar seine Religion — und damit seinen Status als Unterdrückter und Benachteiligter in der türkischen Welt — verließ. Die gesamteTiefebene und Nieder-Ungarn hielten während der ganzen Türkenzeit an der Religion ihrer Ahnen fest.

¹ Gejza v. Ferdinandy: Staats- und Verwaltungsrecht des Königreiches Ungarn und seiner Nebenländer. (Übers. Dr. H. Schiller). Hannover 1909 (Bibliothek d. öffentl. Rechts. Band XVI)

Die Krise von Religion und Denken. Indes: selbst diese Religion der Ahnen wurde im 16. Jahrhundert einer früher nie erlebten Erschütterung ausgesetzt. Zur großen Krise, der das Ungarn während der Türkenzeit ausgesetzt war, gesellte sich nämlich die religiöse Krise als geistiges Erlebnis, das es — trotz Türkenherrschaft — wiederum entschieden und unmittelbar an den europäischen Westen bindet.

Bei Mohács hatten die beiden Erzbischöfe und alle Bischöfe Ungarns, bis auf drei, den Tod gefunden. Der Sitz des Erzbischofs von Kalocsa fiel sofort in türkische Hände, der des Erzbischofs von Gran einige Jahre später. Der ganze Aufbau der ungarischen Kirche wurde einer lang anhaltenden Krise ausgesetzt. Sie war für den Katholizismus um so gefährlicher, als der ungarische Hof wie der hohe Klerus und andere Kulturträger des Landes schon vor der Katastrophe einerseits von den Ideen eines Erasmus, andererseits von denen eines Luther in hohem Grade beeinflußt waren. Die alte Kirche wurde von der freimütigen Kritik, einem Geschenk der Renaissance an die europäische Menschheit, mit den Waffen des feinen, ironischen Zweifels der Humanisten sowie des gottsuchenden großen Wortes der ersten Reformatoren attackiert.

Nach Mohács zog sich die selbständige, kritische humanistische Kultur in die engen, ausgewählten Kreise etlicher hochgebildeter, einsamer Geister zurück, wie wir sie vor allem in Nikolaus Oláh, Anton Verancsics und Andreas Dudith finden. Erstere Zwei verblieben innerhalb des Katholizismus, trotz großer Sympathien, die z.B. Oláh, selber Erzbischof von Gran, den Lutheranern entgegenbrachte. Der Dritte legte den weiten Weg vom katholischen Bischofsstuhl über den Protestantismus bis zu einem kühnen, klaren und einsamen Deismus zurück.

Für die Gesamtheit des Volkes aber sollte die populäre Strömung des beginnenden Luthertums von größerer Wichtigkeit sein, als das vereinzelte, der Menge fast unbekanntes Wirken einiger vornehmer Geister. Symbolisch für die ganze Entwicklung ist die Gestalt Michael Sztáray's, der in der Schlacht von Mohács noch als Franziskaner teilgenommen hatte, wenige Jahre später aber als führende Persönlichkeit des keimenden Protestantismus erscheint. Er ist ein Prototyp dieser geistig wachen, unruhigen, gottsuchenden Menschengattung der ungarischen Prediger. Diese Männer, von der neuen wittenbergischen Lehre beseelt, führten fast ausnahmslos ein Wanderleben. Sie durchzogen das ganze Land, ließen sich weder von ungarischen noch deutschen oder türkischen Truppen aufhalten, und pilgerten in großer Armut, aber mit dem neuen Evangelium auf den Lippen von Dorf zu Dorf.

Die Dörfer waren oft ohne kirchliche Fürsorge: die Kirche abgebrannt oder zerstört, der letzte Pfarrer von Räubern, Türken oder Söldnern erschlagen. Die Leute empfingen den fahrenden Prediger mit hungriger Seele und waren ihm zutiefst dankbar.

Dieser ersten Welle des jungen Protestantismus folgte bald eine zweite, ohne daß sie jene ältere, spontane Form hätte verschwinden lassen können. Die Vertreter der ersten Predigergeneration waren ausnahmslos Leute, die, als Katholiken geboren, nicht selten in der ersten Hälfte ihres Lebens katholische Geistliche gewesen waren wie Michael Sztáray. Die zweite Generation hingegen hatte schon protestantische Ausbildung — nicht selten in Wittenberg selbst — bekommen. Nicht nur Leute des armen Volkes, auch Angehörige des Adels, sogar des höchsten Adels schlossen sich der neuen geistigen Strömung an. Diese, Geistliche wie Gläubige, sahen in der ersten Zeit noch keinen Widerspruch zwischen ihren Reform-Sympathien und ihrer Katholizismus-Anhänglichkeit. Die hochadelige Familie Török, die für die junge ungarische Reformation so viel tat, hatte auf ihrem Schloss auch einen Franziskaner als Beichtvater. Lange Jahre hindurch wollten selbst die Führer der neuen Bewegung keinen endgültigen Bruch mit Rom. Auch über den Weg der religiösen Zukunft waren sich weder Adel noch Volk im klaren. Freilich war das arme Volk auch von der bewußten Kritik der Humanisten und der Lutheraner noch unberührt.

Um so wichtiger muß im Hinblick auf die ungarische Geistes-Geschichte der Vorgang selber erscheinen. Sich allein überlassen und dem Türken ausgeliefert, wählte das Volk nicht den leichteren, bequemeren Weg. Gewiß wäre es vorteilhafter gewesen, den Weg der Bosniaken und Albaner einzuschlagen, nämlich mohammedanisch zu werden. Von vereinzelt Fällen abgesehen wurde diese Lösung entschieden abgelehnt.

Das Gefühl der Verlassenheit führte den ungarischen Bauern statt dessen in andere Richtung. Da die geschulten geistlichen Leiter mit der staatlichen Verwaltung des alten Ungarnlandes fast gleichzeitig verschwunden waren, begann der auf sich gestellte einfache Mensch persönliches Interesse für die religiösen Fragen zu zeigen.

Das mag zunächst überraschen. Wir dürfen uns auch nicht theologisierende Bauern vorstellen. Trotzdem bezeugen gewisse Erscheinungen ein stets zunehmendes Interesse für religiöse Fragen. Das Volk, Gefahren ausgesetzt wie seit dem Mongolen-Einfall kein zweites Mal, mußte sich in seiner Bedrängnis die naive Frage des an Gott glaubenden und an ihm hängenden Menschen stellen: Mein Gott, warum hast du mich verlassen? Was habe ich getan? — Wer ihm auf diese Frage, die im 16. und 17. Jahrhundert in Vers und Prosa immer wieder gestellt wurde, eine Antwort geben konnte, wurde eben sein ersetzter geistiger Führer.

Jahre später, als schon die zweite Predigergeneration die Betreuung der ungarischen Seelen übernommen hatte, hören wir häufig von Synoden, die manchmal in kleinen Dörfern, immer aber unter Teilnahme des ganzen Volkes der Region abgehalten wurden. Wäre die religiöse Stimmung, die gottsuchende Erregung der Seelen nicht stark gewesen, hätte es solche Synoden nicht gegeben.

Die Reformation in Debreczin. Ein Beispiel möge die religiöse Entwicklung der Stadt Debreczin liefern. Die Familie Török, seit 1536 Landesherrin der Stadt, sandte aus Niederrungarn einen Priester namens Valentin, der dort schon im protestantischen Sinne gewirkt hatte. In Debreczin war man jedoch vorsichtig und zögerte. Nach starken religiösen Diskussionen sagte sich die Gemeinde erst 1552 endgültig vom Katholizismus los. Sechs Jahre später übernahm Peter Méliusz Juhász, eine der bedeutendsten Persönlichkeiten der ungarischen Reformation, die geistige Leitung.

Méliusz, geboren 1536, hatte in Wittenberg studiert. Er war also als gebildeter Lutheraner nach Ungarn zurückgekehrt, wo ihn aber der kalvinistische Bischof von Ráczeve, Stephan Szegedi, für den Calvinismus gewann. — In Debreczin übernahm er die Organisation der dortigen Kirche ganz im kalvinistischen Sinne. 1561 wählte ihn die Gemeinde zum Bischof.

In seinen Schriften klingt die kraftvolle, bilderreiche Sprache, merken wir eine scholastisch gebildete Logik als Werkzeuge der großartigen Inspiration eines gottsuchenden Menschen. „Das ganze ungarische Leben“ wollte er „in das Joch des lebendigen Gottes stellen.“ „Gott möge bezeugen“ so ruft er aus, „daß ich nicht als stummer Köter verbleiben kann: ich bin die Trompete, ich bin das schreiende Wort; nicht aus mir selbst, aus Gottes Vermögen rede ich zu euch.“

In den letzten Jahren seines Lebens verwickelte sich Méliusz Juhász in einen religiösen Kampf. Die Glaubensunsicherheit und religiöse Erregung des Alföld-Volkes war schon so stark geworden, daß es auf jedem möglichen, noch innerhalb des Christentums liegenden Weg Antwort suchte auf quälende Fragen. Die klare, kühne Lehre des Méliusz Juhász konnte die erregten Gemüter nicht mehr beruhigen. Ein Teil des Volkes wurde von fragwürdigen Sektierern mitgerissen. Ist diese Erscheinung noch so disharmonisch, bezeugt sie doch auf elementare Weise das religiöse Interesse des verwaisten Volkes.

Es ist sehr schwer zu sagen, wo eine religiöse Reform aufhört und wo das Sektierertum sein wucherndes Leben beginnt. Aber man wird von Fall zu Fall immer wieder mit großer Klarheit herausfühlen können, ob eine Lehre ein in sich geschlossenes, logisch gegliedertes und mystisch oder scholastisch die Gottheit anstrebendes System ist, oder ob sie sich auf Pfaden verliert, wo geistige Gebilde seltener Art, verzerrte, unausgeglichene Gesichte der menschlichen Erinnerung dem gottsuchenden Wanderer auflauern.

Betrachtet man den einen oder anderen großen Prediger für sich allein, so ist deren Lehre immer ein wahrer Weg zu Gott. Auch wenn wir mit der angebotenen Lehre nicht einverstanden sind. Außerhalb ihrer ist der Sekten-Sumpf.

Auch der Bischof von Debreczin sah sich genötigt, gegen die Sekten aufzutreten. Tatsächlich erreichte er, daß die Vertreter der gefährlichsten Sekten ihre Lehren widerriefen. Aber die Krise war noch keineswegs beseitigt. Einige Jahre später verließ unter Führung ihrer Lehrer die ganze Studentenschaft

das Kollegium von Debreczin, gleichsam eine neue Sippe Abrahams, weil beide in religiösen Fragen mit Méliusz Juhász nicht einverstanden waren. Diese Abtrünnigen standen dem Antitrinitarismus nahe. So führte sie ihr Weg nach Klausenburg in Transsilvanien, wo sie für ihren Glauben einen günstigeren Boden zu finden hofften, zumal dort Franz Dávid, der bedeutendste ungarische Antitrinitarist — vielleicht sogar die größte Gestalt der ungarischen Reformation —, mit den Lehren seiner Christianismi Restitutio die Gemüter beherrschte.

Glaubenswahl im Hódoltság, in Transsilvanien und im „königlichen“ Ungarn. Zwar ist die starke Herrschaft eines Méliusz Juhász über Debreczin — quasi die Tyrannis eines ungarischen Calvin über einem ungarländischen Genf — im Hódoltság eher Ausnahmerscheinung. Wie das Beispiel des selben Debreczin uns zeigte, war im Hódoltság in den chaotischen Zeiten der türkischen territorialen Expansion eine freie Religionswahl der Gemeinden meistens möglich, es sei denn, über ihnen herrschte eine Persönlichkeit mit Wucht, Talent und Gotteserfülltheit wie Peter Méliusz Juhász. Wie in Debreczin während seiner bischöflichen Verwaltung seine persönliche Stellungnahme in Glaubensfragen für die Gemeinde bestimmend geworden war, wurde die freie Religionswahl von Gemeinden, Adeligen und großen Herren in Transsilvanien weitgehend von der persönlichen Haltung des regierenden Fürsten beeinflusst. Im „königlichen“ Ungarn hingegen dominierte im 16. Jh. das Latifundium. Der seiner Freizügigkeit beraubte Bauer war auch in Fragen der Religion von seinem Herrn abhängig. Hier erlangte das westliche Prinzip des „cuius regio, eius religio“ volle Geltung.

Die Mehrheit der großen Herren war nach Mohács lutherisch geworden und riss die Leibeigenen mit. Gerade deswegen richtete die beginnende katholische Restauration ihr Augenmerk vor allem auf die Bekehrung des Hochadels — in weiser Überlegung, daß mit ihr auch die Mehrheit der Bevölkerung wieder katholisch würde. So ging zwar der größere Teil der städtischen Bevölkerung und des vom Großgrundbesitz unabhängigen Landadels dem Katholizismus verloren; so vollzählig wie möglich kehrte dafür die Aristokratie selbst und mit ihr die breite Masse zur alten Religion zurück.

Die katholische Restauration: Petrus Pázmány. In diesem Kampf reifte Kardinal Petrus Pázmány zu einer der größten Gestalten der Epoche. 1570 aus einer uralten Familie des mittleren Adels unweit des östlichen Randgebietes des Hódoltság, in Groß-Wardein geboren, trat er als 13jähriger vom Calvinismus zum Katholizismus über. Mit 17 Jahren wurde er Jesuit und bekam die beste Erziehung in Rom, Wien, Krakau und Graz. In Graz wurde er Universitätsprofessor und entwickelte sich zu einem der gewaltigsten Redner seiner Zeit. Als er nach seinem 30. Lebensjahr endgültig in die Heimat zurückkehrte, ergriff ihn die große Idee der katholischen Restauration, eine wahre Christianismi Restitutio, wenngleich in anderem Sinne, als es bei Franz Dávid der Fall war. Nacheinander führte er die großen Dynasten des westlichen Landesteils zur alten Religion zurück. Nach einigen Jahren war er der bedeutendste Politiker des „königlichen“ Ungarn, zugleich in Lateinisch wie Ungarisch — jener große Redner und Schriftsteller, dem die ungarische Literatursprache der neueren Zeit zu verdanken ist.

Große Institutionen der national-religiösen Erziehung wie das Jesuiten-Kollegium in Pressburg, das Pazmanaum in Wien und die ungarische Universität in Nagyszombat tragen seinen Namen. Als Erzbischof von Gran wurde er geistiger und politischer Führer des westlichen Landesteils. Aber eben nur Führer des westlichen Landesteiles, weder Pázmány noch die anderen Kirchenfürsten der Türkenzeit blieben in ihren Diözesen. Dort saß der Türke. Pázmány hielt sich in Nagyszombat [Tyrnau], Pressburg oder Wien auf, obwohl er weiterhin Erzbischof von Gran und Fürstprimas des ganzen Landes war.

Volkstümlicher Katholizismus. Freilich waren Würde und Stellung des ersten Bannerherrn der heiligen Krone nur auf diese Weise zu bewahren, und die Rekatholisierung Westungarns nur unter dem Schutz der königlichen Macht und vom Westen her zu organisieren. Im Hódoltság hätte man in halbverfallenen Kirchen die Messe lesen, in zerstörten Bischofsburgen ein dürftiges Dasein fristen und mit dem armen Volke barfuß zu halbverschütteten Heiligenbildern wallfahrten müssen. Dort hätte man weder Könige krönen noch Universitäten gründen können. Dafür freilich hätte man dem verlassenem Volk, das mit rührender Treue an seiner alten Religion festhielt, die fehlende geistige Leitung und Betreuung geben können. Populäre Mittelpunkte des katholischen Kultes bildeten sich selbst in dieser Verlassenheit wie von selbst. Um hier nur einen zu nennen: der landläufige Marienkult blühte weiter um die Frauenkirche der Szegejiner Unteren Stadt, deren feiner gotischer Bau heute noch steht.

In seiner Verlassenheit aber sank der Kult hinab, verbäueralichte. Maria, Ungarns „Herrin“ (domina) schon seit dem 11. Jahrhundert, rückte zunehmend in das Zentrum des religiösen Lebens. Sie ist zu einer ungarischen Mutter geworden, die ihren Sohn „mit Milch und Honig“ zum Abendessen erwartet. Weil er nicht kommt, verläßt sie beunruhigt ihre liebliche Bauernhütte und begegnet dem traurigen Zug, der ihn — durch die Straße einer ungarischen Stadt — zur Schädelstätte führt. So erzählt eine Volksballade in Szegedin die Vorgeschichte der Passio Christi.

Im 18. Jahrhundert hatte die katholische Aktion — der nun wieder das gesamte Land offen stand — den Wert dieses volkstümlichen Kults erkannt und ihren Zwecken dienstbar gemacht. Der Kult ungarischer Heiliger — Stephan, Emmerich, Ladislaus und Elisabeth — wurde überall in den Vordergrund gestellt. Damals entstand das Bild des gütigen alten Sankt Stephan mit weißem Vollbart und barocker Adelsbekleidung. Damals wurde aus seiner Legende die schöne Stelle in den Mittelpunkt des nationalen Kultes gestellt, wo der erste heilige König das Ungarnland der Jungfrau weiht. Seit dieser Geste des Hl. Stephan ist die Muttergottes Schutzpatronin des Reiches, Herrin des Landes, Ungarns eigentliche, ewige Königin.

Aus diesem Bild entsteht die barocke Konstruktion, in der Ungarn das Regnum Marianum wird, die Mutter Gottes Königin von Ungarn, die nun mit der heiligen Krone geschmückt vor ihrem Volke erscheint.

Dieser national-volkstümliche Heiligenkult mit seinem weiblich-mütterlichen Zentralpunkt, dem Marienkult, versöhnt das Volk mit seinem Schicksal: die Christianismi Restitutio so vieler bedeutender Geister wird in ihm Ereignis.

Die „kleine Flucht“ und die „große Flucht“. Mit der gleichen Selbstverständlichkeit, mit der das Ungartum in Zeiten der Türkenherrschaft Christ war und blieb, war und blieb man damals Ungar. Weil man aber verlassen und ausgeliefert war, mußte man die Fragen der Verteidigung und Verwaltung auf sich nehmen.

Jedes Gebiet des Hódoltság kennt das Erlebnis der „kleinen“ und der „großen Flucht“ (kis futás, nagy futás).

Wurde ein Gebiet von türkischen, tatarischen oder kaiserlichen Truppen, von ungarischen oder serbischen Räubern, angegriffen, verließ das arme Volk seine Dörfer und versteckte sich in den benachbarten Wäldern und Sümpfen. In diesen Zeiten erlitt die ungarische Erde eine schreckliche Veränderung; das schöngebaute, freundliche, reiche Kulturland des Mittelalters mit seinen vielen kleinen blühenden Siedlungen verschwand für immer. Nur einige Teile in Niederrungarn oder im nord-nordöstlichen Randgebiet der Großen Ungarischen Sprachinsel zeigen noch das alte Bild. Die Tiefebene wurde damals wieder zu einer Heide-Landschaft von großen grasbewachsenen Flächen, teils auch von dürftigen, sandigen, steppenartigen Gebieten, wo der Ackerbau zurücktrat und die archaischere, aber auch primitivere Viehzucht neuerdings Oberhand gewann.

Wo große türkische oder christliche Heere durchzogen oder überwinterten, wurde aus der „kleinen Flucht“ die „große Flucht“. Da zog das arme Volk für Jahre, manchmal für ein Jahrzehnt aus seiner Heimat und gründete eine provisorische neue Heimat irgendwo im Norden oder im tieferen Süden — fern vom Kriegsschauplatz — oder auf transsilvanischem Gebiet. War die Gefahr vorüber, kehrte das Volk — unter Führung anonymer Landnehmer dieser kleinen Völkerwanderungen — in das alte Gebiet zurück und baute seine Dörfer wieder auf.

Manchmal aber wurden die Dörfer nicht wiederaufgebaut: man hatte eingesehen, daß sie nicht zu verteidigen waren. In solchen Fällen ersuchte das geflüchtete Volk eine benachbarte Ackerbürgerstadt um Aufnahme. So entstand um die großen Städte der ungarischen Tiefebene die unbevölkerte Puszta. Das Gut der Stadt Kecskemét erstreckt sich über ein Gebiet, wo noch im 16. Jahrhundert 37 Dörfer blühten. Das Gut der Stadt Debreczin, die Hortobágy, umfaßt das Gebiet von 47 verschwundenen Dörfern. Hier und da sieht man noch auf dem Alföld einen einsamen, verfallenen Turm oder die Grundmauer einer verschwundenen Kirche. Dort stand einmal ein Dorf, dort lachte Leben. Heute werden sie vom Volke „Ödkirchen“ (Pusztatemplom) genannt.

„Bauernkomitat“ und Städtebund — Debreczin. Selbstverteidigung wurde also zum zentralen Problem. Das Volk konnte mit polizeilichem Schutz weder seitens der Türken noch des Komitats rechnen. So entstand das Bedürfnis, einen Selbstschutz zu organisieren. Dies geschah nicht ganz ohne Bevormundung und Kontrolle des adeligen Komitats. Immerhin kam zustande, was vom Komitat zwar nicht unabhängig, aber in seiner Erscheinungsform doch von ihm grundverschieden war.

Das Komitat erlaubte den Städten und Dörfern des Hódoltság die Wahl von Gendarmerie-Offizieren. Man nannte sie „Bauernkapitäne“. Diese beriefen Volksversammlungen ein und erörterten die Fragen der gemeinsamen Verteidigung. Das Komitat gab ihnen Waffen, war es doch sein ureigenstes Interesse, das Volk gegen Räuber zu schützen: anders besaß es weder als Untertan noch als steuerzahlendes Subjekt für den Staat einen Wert. Unter dem Schutz des adeligen Komitats wurden also das sogen. „Bauernkomitat“ (parasztvármegye) gebildet, seinem Wesen nach ein Bündnis zwischen verschiedenen Dörfern, die auf Grund einer Erlaubnis des adeligen Komitats sich selbst verteidigten und teilweise auch verwalteten. Diese Befugnisse waren oft regelrecht kleine Konstitutionen, in denen das adlige Komitat die Rechte, Pflichten und Aufgaben der „Bauernkapitäne“ und der von ihnen einberufenen Volksversammlungen umschrieb.

Ein anderer Keim solcher bäuerlichen Anfänge sozialer Selbstorganisation im Hódoltság waren die Bündnisse der Alfölder Städte untereinander. So kennen wir im 17. Jh. einen Bund zwischen den drei größten ungarischen Marktflecken der Donau-Theiss-Ebene: Großkörös, Czegléd und Kecskemét. Ein anderer Bund bildete sich tiefer im Süden durch die Zusammenarbeit der ausgedehntesten kleinkumanischen Marktplätze: Kiskunfélegyháza und Kiskunhalas .

Erneut ist es Debreczin, das unsere Aufmerksamkeit auf sich lenkt.

Eigenartig und sehr charakteristisch entwickeln sich Stellung und Rolle der Stadt während der Türkenzeit. Dieser große Marktflecken samt Oppidum gehörte im 15. Jh. zum Güterkomplex der Hunyadi und wurde von König Johannes 1536 Valentin Török geschenkt. Nach dessen Tod in türkischer Gefangenschaft wurde Debreczin immer selbständiger. Schon 1543 regelte es mit dem Pascha von Buda auf überaus kluge Weise seine politische Stellung innerhalb des türkischen Reiches. Diese Position war während der ganzen Türkenzeit sehr gefährlich. Sie barg aber auch große Möglichkeiten, die von den Debreczinern früh erkannt und sehr geschickt ausgenutzt wurden. Debreczin gehörte zwar zum Hódoltság, war aber durch seine geographische Lage ebenso nahe den königlichen wie den transsilvanischen Hoheitsgebieten. Manchmal, so des öfteren im 17. Jh., erstreckte sich die siebenbürgische Oberhoheit auch auf diese Stadt.

Schon Mitte des 16. Jhs. war sie zu einer Hochburg des Calvinismus geworden: eine Stellung, die sie bis heute nicht eingebüßt hat. Wer ihr Wesen begreift und ihr Schicksal innerlich nachvollziehen kann, wird den Beinamen „das calvinistische Rom“ als durchaus zutreffend finden.

Die Thesen eines wesenhaft ungarisch gewordenen Calvinismus wurden von den Lehrstühlen des berühmten alten Kollegiums der Stadt verkündet und verteidigt. Diese Hochschule wuchs im 16. Jh. aus bescheidenen Anfängen zur ersten Lehranstalt der ganzen Tiefebene heran. Später von den calvinistischen Fürsten Transsilvaniens mit Schenkungen und Privilegien unterstützt, hat sie sich — obwohl sie diesen Titel erst im 20. Jh. erlangte — zu einer östlichen, protestantisch-ungarischen Universität entwickelt und geht eigentlich der von Petrus Pázmány 1636 gegründeten westlichen, katholisch-ungarischen Universität zeitlich voran. Sie war Mittelpunkt einer höchst eigenständigen und zutiefst ungarischen Kultur, deren Einfluß auf die Gesamtheit des ungarischen Kulturbildes bis ins 20. Jh. hinein fühlbar geblieben ist.

Zur kulturellen Bedeutung Debreczins gesellte sich während der Türkenzeit die politische und auch die kommerzielle. Die Bauernstadt verstand sich bald als eine Art Bauernstaat. Der oberste Richter, der natürlich von der Gemeinde gewählt wurde, nahm gleichsam die Stellung eines Präsidenten ein, dem nicht selten auch eine Rolle in der großen Politik des Landes zuteil wurde, so letztmals im Jahre 1711, als der Debrecziner Richter Georg Komáromi Csipkés die Friedensverhandlungen zwischen den Bevollmächtigten des Fürsten Franz Rákóczi II. und den Kaiserlichen vermittelte.

Während der Türkenzeit bezeichnete sich Debreczin nicht nur als Stadt, sondern auch als Staat. In jenen Zeiten, als es sich gegen den christlichen, aber auch gegen den muslimischen Kaiser zu behaupten hatte, als es sich mit den Zeichen der Gunst des Fürsten Transsilvaniens schmücken durfte, als seine Weinhändler hoch oben im polnischen Norden reisten und seine Galeere auf der Adria mit Venedig Handel trieb, nannte sich Debreczin in vollem Bewußtsein seiner außerordentlichen Rolle und Stellung „die christliche Republik.“

Mit dieser vielversprechenden Entwicklung war es mit Ende der Türkenzeit für immer aus. Das „Bauernkomitat“ verlor durch die Rückkehr und Wiederherstellung des adligen Komitats seine Existenzberechtigung. Nun konnte das alte Komitat die Polizeigewalt des Landes wieder in eigene Hände nehmen. Auch die Bündnisse der Städte lösten sich auf, indem sie wieder dem Komitat untergeordnet wurden. Auch Debreczin — obwohl Sitz einer eigenen städtischen Verwaltung, später auch „freie königliche Stadt“ und daher dem Komitat nicht untergeordnet — war nicht mehr jene „christliche Republik“, die sich mühsam und geschickt zwischen Türken und Kaiserlichen sowie dem Fürsten von Siebenbürgen behauptete . . .

Das Volk im Hódoltság war nahe daran, sich während der Türkenherrschaft eine Grundlage zu schaffen, aus der eine volkhaftere Entwicklung hätte ausgehen können. Dies wäre die natürliche, die gesunde Entwicklung gewesen, deren Verwirklichung wenigstens einen Teil des Elends und der Leiden, denen das Ungartum während der Türkenzeit ausgesetzt war, hätte rechtfertigen können. Weil aber das Land auch nach den sogen. „Befreiungskriegen“ (1683-1699) nicht frei, sondern den Kaiserlichen überantwortet wurde, verkrampte es sich in Opposition zu der Zentralregierung Wien in Verteidigung seiner alten Freiheiten. Diese Verteidigung übernahm das ungarische Komitat. In seinem Traditionalismus, seiner Treue zur alten Reichsidee, hat es tatsächlich Ungarn als selbständiges Königreich zu retten vermocht.

XII. Das dreigeteilte Land. III. — Das Fürstentum Transsilvanien.

Ein politisches Notgebilde. Die Türken hielten den Staat Transsilvanien für eine „Erfindung“ Sultan Suleimans. Das war dieser kleine türkische Vasallenstaat auch — was seine äußere Lage anbetrifft. Zweifellos war Siebenbürgen in seinen Anfängen nichts als ein politisches Notgebilde. Bezeichnenderweise lassen sich in seinem Werdegang bis zum Fall Budas keinerlei Keime aufzeigen, aus denen die spätere staatliche Entfaltung hätte wachsen müssen.

Selbst dem ersten „Fürsten“ des neuen Staates, Johannes Sigismund, ist noch die Idee eines selbständigen Transsilvanien völlig fremd. Er als Sohn des Königs Johannes nennt sich König von Ungarn; — da er kinderlos ist, dünkt es ihn ganz natürlich, daß mit ihm auch sein Teilreich zu existieren aufhören wird: 1570 schließt er sogar ein geheimes Abkommen mit Habsburg, worin er auf seinen Königstitel verzichtet: Nach seinem Tod soll das gesamte von ihm regierte Land als Teil der hl. Krone in den unmittelbaren Besitz der Träger dieser Krone zurückkehren.

Nach seinem Ableben kam es jedoch anders.

Dem geheimen Abkommen nämlich widersprach die wirkliche Lage. Lehensherr Transsilvaniens war der Türke. Und der verlangte die Wahl eines neuen Fürsten. Stefan Báthory, ein Grandseigneur vorzüglichster politischer Schulung, bestieg den Thron. Damit erst erlangte die neue Lage Dauerhaftigkeit (1571).

Die Báthory-Macht. Durch Báthorys Erhöhung geschieht es zum dritten Mal, daß ein Großgrundbesitzer zur Leitung des Staates emporsteigt. Báthory hatte in einer Hinsicht mehr Glück als Hunyadi und Zápolya: seiner Familie gelang die Gründung der Dynastie. Zwischen 1571 und 1613 haben fünf Báthory — Stephan, Christoph, Sigismund, Andreas, Gabriel — über Transsilvanien regiert.

Dann werden noch einmal Fürsten von Siebenbürgen aus dem ostungarischen Großgrundbesitz hervorgehen: die Rákoczi. Diese auf den ersten Blick seltsame Tatsache, daß kein transsilvanischer Fürst von Bedeutung selber Siebenbürger ist — auch Gabriel Bethlen ist nur mütterlicherseits transsilvanischer Abstammung —, erklärt sich aus dem jeweils verhältnismäßig geringen Vermögen der dor-

tigen Adeligen und der daraus folgenden Zersplitterung der siebenbürgischen Aristokratie, die als Werkzeug in die Hände der großen Dynasten von Ostungarn gelangte.

Die Báthorysche Macht kam jedoch dem jungen Staat zugute. Fürst Stephan scheute sich nicht, zeitweise sogar das eigene Vermögen dem Lande zur Verfügung zu stellen, wie er ja auch die militärische Macht des Fürstentums weitgehend in eigener Verwaltung hielt. Letzteres spiegelt natürlich die elementarsten Interessen der Báthory-Macht: kein Fürst, der wirklich regieren wollte, durfte sich in der zweiten Hälfte des 16. Jhs. der Macht der Stände und der launischen, unsteten Hilfsbereitschaft der adeligen Bänderien ausliefern. Báthory wollte über die Scheinregierung siebenbürgischer Stände eine in der Macht seiner Familie verankerte starke Autokratie ausbauen.

Er und sein Bruder, der Woiwode Kristoph (1576-81), erreichten das Ziel. Damit stehen wir vor den frühen Formen eines transsilvanischen Absolutismus.

Frühe absolutistische Tendenzen. Transsilvaniens Lage ist mehr als eigentümlich.

Der Vorstand des Landes ist ein vom Türken-Kaiser eingesetzter Vasallenfürst. Transsilvanische Stände üben das Wahlrecht aus; doch die Wahl beschränkt sich in den meisten Fällen auf Anerkennung des wirklichen Machthabers und Kandidaten des Türken. Zwar gebärdet sich das Teilland in allen Funktionen schon als wirklicher Staat. Es hat einen Reichstag, verwaltet seine Finanzen und sein Steuerwesen, organisiert seine Außenpolitik und versieht auch seine Verteidigung. Der Staatschef richtet sich zunehmend als wirklicher Fürst ein; er lenkt die Angelegenheiten des kleinen Landes in völliger Unabhängigkeit von Wien oder Prag, aber auch von dem ungarischen Reichstag. — Der Türke wiederum redet in die inneren Landesangelegenheiten nicht hinein. Er will den Tribut (bis zum Zusammenbruch jährlich 10, dann 15.000 Goldstücke, was relativ wenig ist) ordnungsgemäß bekommen, und Gewißheit haben, daß die beiden Reichshälften Ungarns sich nicht vereinigen. Die bedeutenden Fürsten Siebenbürgens genießen also fast volle Souveränität.

Hinzu kommt die erwähnte absolutistische Regierungsform. Durch die persönliche militärische und finanzielle Macht hält der Fürst die Stände völlig in seiner Hand.

So entsteht eine scheinbar paradoxe Lage.

Der mächtige Habsburger kann sich als absolutistischer Herrscher in Ungarn nie auf die Dauer durchsetzen. Dem kleinen Fürsten im Osten gelingt das spielend: er ist eben ein ungarischer Herrscher über ungarisches Land. Sein Absolutismus ist ungarischer Art, ebenso wie der seines französischen Zeitgenossen ein französischer Absolutismus ist: Statt des Odiums fremder Tyrannei dominieren nationale Macht und Kultur.

Stephan Báthory im östlichen und im westlichen Zusammenhang. Gerade hier liegt ein Berührungspunkt zwischen den siebenbürgischen Regierungsformen und jener ungarischen Herrschaftsform, deren größter Vertreter Matthias Corvinus war. Wir sahen wie sich durch individuelle und nationale Herrschaftsform der Typ des regierenden Menschen ungarischer Prägung befreite und emanzipierte. Zwar war dieser Typ auch während der Anjou-Zeiten und Luxemburg-Ära gegenwärtig, kann jedoch nur durch die dynastisch-supranationale Herrschaftsform bedingt zum Ausdruck gelangen. ¹

Erst Matthias verkörpert ihn vollständig und bedingungslos. In seiner Herrschaft — wie in der von Ladislaus IV. — kam erneut Ursprünglichstes zum Ausdruck. Schon Antonio Bonfini († 1503), der Matthias wie kein Zweiter begriff ², hatte die innerliche Wesensverwandtschaft des Herrschertyps von Matthias und Attila hervorgehoben. In beiden war jene „Gabe zur Herrschaft“, jene „königliche Natur“ der alten Nomadenvölker zur Dominanz gelangt, die das um 1303 niedergeschriebene Geschichtswerk des Persers Raschid ed-Din mit großem Nachdruck anführt, und zwar dort, wo über die Ausscheidung der Gegenkandidaten wie auch über die endgültige Absonderung des Gegenspielers von Temudschin berichtet wird — über den Durchbruch des Tschingis Khan zu seiner eigenen Herrschaftsform. ³

¹ Man denke vor allem an die Lackfi neben Ludwig d. Großen, an den Palatin Nikolaus Gara neben Sigismund.

² A. Bonfini: *Hungaricarum rerum decades IV et dimidia*, hg. von Sambucus, Basel, 1568. — Ders.: *De rege Mathia*, Monum. Hungar. II., Magyar Helikon, 1959.

³ R. Grousset: *L'Empire Mongol*, Paris 1941, 108.

Solche Ausscheidung und solche Absonderung — sein Gegenkandidat kann sich nicht behaupten, sein Gegenspieler (Habsburg) muß sich aus Siebenbürgen, dann auch aus Polen zurückziehen, — geschieht nun im Falle Báthorys: der Durchbruch zur eigenen Herrschaftsform bei einem Mann von „königlicher Natur“, der die „Gabe zur Herrschaft“ besitzt, erfolgt mit der Selbstverständlichkeit eines Naturereignisses. Dabei ist sein Aufstieg zugleich Symptom der Zeit: er gehört organisch in deren Strömungen hinein. Dieser Umstand macht sein Unternehmen auf dem großen Schachbrett Europas auch machtpolitisch möglich.

Die Regierung von Matthias fiel mit der ersten Welle des fürstlichen Absolutismus in Europa zusammen: Ludwig XI., Heinrich VII., die Katholischen Könige, Iwan III. waren seine Zeitgenossen. Dann folgt das eigentümliche Zwischenspiel Karls V., das ganz alte Überlieferungselemente mit Ideen modernster Staatsauffassung zu vereinigen versucht. Ähnliche Haltung verkörpern neben Karl die beiden Gegensacher auf ungarischem Thron: sein Bruder Ferdinand und Johannes Zápolya. Nun jedoch bereitet sich der zweite — noch immer nicht der sogen. „reife“ — Absolutismus über Europa aus: in diese Fürstengalerie gehört neben Philipp II., Rudolph II., Catherina de Medici, Elisabeth von England und Iwan IV. auch das martialische Profil Stephan Báthorys. Die individuell-nationale Herrschaftsform von Matthias Corvinus, oder der große Bogen des Aufstiegs von Stephan Báthory — dessen „königliche Natur“ sich in der Enge des nicht einmal unabhängigen Teillandes Siebenbürgen nicht frei entfalten kann, und darum die Möglichkeit souveräner Entfaltung auf dem Thron der polnischen Großmacht sucht (und findet), — das sind Phänomene, die den Verwirklichungsdrang eines ungarischen „Talents zum Regieren“ in höchster Gestaltung exemplifizieren.

Absolutismus und Widerstandsrecht. Die königlich-ungarische Entwicklung verläuft mit der siebenbürgischen nicht synchron. Dort ist die Türkenzeit eine Ära der großen Latifundien. Der materiellen Zersplitterung und politischen Gewichtslosigkeit des siebenbürgischen höheren Adels stehen die mächtigen Magnaten des westlichen Landesteiles entgegen, die zusammen gewiß vermögender sind als ihr König: die Länderkomplexe der Illésházy, Thurzó, Zrinyi, Nádasdy, Esterházy und vieler anderer schon einzeln nicht mehr als Güter (uradalom), sondern als kleine Reiche (birodalom) anzusprechen. Diese persönliche Macht ist ein hervorragendes Pfand ständischer Privilegien: selbst die Königtreuesten unter diesen Dynasten treten schon ihrer Machtlage zufolge für die „alten Freiheiten“ des Reiches ein. Sie zu reizen und verletzen, selbst ihnen zu drohen ist gewagt, denn sie sind jede Herausforderung als Angriff auf ihre Freiheiten aufzufassen gewohnt und vergelten ihn mit der Waffe in der Hand — notfalls auch gegenüber Seiner Majestät, dem König. Denn so vorzugehen ist ihr königlich verbrieftes, uraltes Recht.

Der letzte, der § 31 der Goldenen Bulle, des von Andreas II. im Jahre 1222 herausgegebenen großen Freiheitsbriefes, der als die Grundlage der ungarischen Verfassung angesehen wurde, enthält dies Prinzip des Widerstandsrechtes. Keine Rechtsformel könnte dem göttlichen Autoritätsprinzip des absolutistisch regierenden Monarchen krasser entgegengesetzt sein, als diese. Sie lautet: „Sollten Wir oder Einer Unserer Nachfahren gegen diese Unsere Verordnung sündigen, so steht den Bischöfen, den Großen und den Adeligen des Reiches, gemeinsam oder einzeln, so jetzt wie in der Zukunft die Freiheit zu, Uns und Unseren Nachfahren zu widersprechen und zu widerstehen, ohne dadurch die Sünde des Hochverrats zu begehen“.

D.h. der Monarch ist durch das Gesetz gebunden; sollte er es verletzen, fordert er dadurch den legalen Widerstand seiner Untertanen heraus.

Als verbrieftes Gesetz heißt diese Auffassung — wie noch in dem erwähnten Tripartitum von Stefan Werbőczy (1517) — consuetudo und „gutes altes Recht“. Werbőczys Buch — fast gleichzeitig verfaßt mit dem Principe und der Utopia, Bücher einer „Modernität“, denen gegenüber Werbőczy und sein System geradezu der archaische Gegenpol des Denkens im europäischen Gedankenkonzert der Renaissance sind — ist übrigens das große Arsenal ständischen Rechtes und alter Privilegien, dessen Waffen man gegen den Absolutismus in den Kampf führen kann. Die Ungarn haben sie auch in ihren sogenannten „öffentlich-rechtlichen Kämpfen“ (közjogi küzdelmek) bis in das 20. Jahrhundert hinein mit viel Erfolg gegen Habsburg verwendet.

Die andere, extrem-autokratische Auffassung spiegelte das Werk des Franzosen Jean Bodin (1530-1596), die Six Livres de la Republique. Für Bodin ist Gesetz lediglich Befehl. Es hat für ihn keinen moralischen Charakter. Gesetz und Recht sind für diese Auffassung nicht mehr notwendig identisch.

Der Souverän ist „souverän“, weil er über das positive Gesetz — wenn auch nicht über das Naturgesetz — erhaben ist. Er kann es ändern. Auch Konstitutionen und Verträge sind nur gültig, solange es der Souverän will. Er ist keinem Zwang unterworfen, Gott allein ist die Quelle seiner Macht.

„Freiheit — sagt Bodin — entsteht dort, wo die Macht gespalten ist.“ Sie soll aber nicht entstehen. Denn nur ungeteilte Macht bringt aus dem Chaos die Ordnung hervor. Damit wird jede Macht auf das „göttliche Recht des Königs“ zurückgeführt. Eine Körperschaft — egal welche — kann nur als ein administratives Instrument oder ein Rat neben dem König bestehen.

Keiner seiner Zeitgenossen, weder der Engländer Sir Thomas Smith noch der italienische Jesuit Robert Bellarmin — Pázmánys Meister und Vorbild -, gehen in ihren Schlüssen so weit wie Bodin. Smiths Auffassung räumt neben dem absolutistischen Königtum noch einen Platz für die alten Rechte des Parlamentes ein. Für sie ist selbst der Widerstand ehrenhaft und moralisch zu verantworten; die berühmte Klausel der Magna Charta — ein Pendant zu obiger Schlußklausel der Goldenen Bulle — ist für ihn noch lebendiges altes Recht. Bellarmin wiederum vertritt die sehr wichtige, auf Augustinus zurückgehende Idee, nach welcher die Essenz jeden Gesetzes etwas Universelles enthält, es folglich gerecht und richtig ist und ein Gesetz zu sein aufhört, wenn es Unrecht verordnet.

In diesen beiden Lehren sind Inhalte gegenwärtig, die uns nach Ungarn zurückführen.

Der Widerstand, den die Komitate in gemilderter Form — selbstverständlich nur mit friedlichen Waffen das letzte Mal in den Jahren 1904/6 gegen die königliche Gewalt entfaltet haben, erhält in den großen bewaffneten, über ganz Transsilvanien wie auf Ungarn sich erstreckenden Unternehmungen der Fürsten von Siebenbürgen seine für die Gesamtheit der beiden Ungarn wichtige Gestalt. Es ist noch immer das königlich verbriefte jus resistendi von 1222, was diesen sich zu Großkriegen auswachsenden Aufständen Bocskays (1606), Bethlens (1619, 1624, 1626), des „alten“ Rákóczi (1644) und Thököllys (1678) ihre rechtliche Grundlage, ja moralische Rechtfertigung verleiht.

Das moralische Problem des Widerstandes muß betont werden. Recht oder Unrecht des Widerstandes ist gerade im Zeitalter des Absolutismus zu einem Problem von europäischer Tragweite geworden. Montaigne sah in ihm die höchste Frage seiner Zeit, „wie kann man, so fragte er, auf religiöser Grundlage den Widerstand gegen einen legitimen Souverän rechtfertigen?“ Und etwa 60 Jahre später schrieb Milton sein großes Pamphlet über jene Regiciden, die König Karl I. von England hinrichteten.

Der Bocskay-Aufstand. In diese Perspektive hinein gehören und vor diesem Hintergrund erst sind die Aufstände der siebenbürgischen Fürsten geschichtlich zu werten.

Unter ihnen ist der erste, von Stephan Bocskay geführte Aufstand nicht nur der erfolgreichste, sondern auch jene, in dem noch Zielsetzung und Resultate beinahe vollkommen harmonieren.

Nachdem Bocskays ganze Politik, die eine Vereinigung Ungarns und Siebenbürgens unter König Rudolfs Zepter vorsah, infolge völligen Versagens der Regierungskunst der Kaiserlichen in Transsilvanien gescheitert war, saß Bocskay, der Schwager König Stefans von Polen, Onkel und ehemals erster Ratgeber des Fürsten Sigismund von Siebenbürgen, einer der reichsten und politisch fähigsten großen Herren des ganzen Reiches, wie gelähmt auf seinen ostungarischen Gütern und sah der fürchterlichen Zerstörung des Landes durch die kaiserliche Soldateska ratlos zu.

Dort erreichten ihn die Briefe eines blutjungen Politikers, Gabriel Bethlen, der vor der Verfolgung der Kaiserlichen in die Türkei geflohen war.

Die Attitüde, vor dem christlichen Kaiser im Reich des heidnischen Kaisers Zuflucht zu suchen, war neu. Der bis zu diesem Punkt zurückgelegte Weg ist zutiefst bedeutsam für die ganze Lage. Ferdinand I. war noch gewählt worden, weil man hoffte, er und seine Macht würden das Land aus den Krallen des bösen heidnischen Feindes retten. Sechzig Jahre fortwährender Enttäuschung solcher Hoffnung verkehren jedoch die nationale Vorstellung total. Der große Feind (bald heißt er sogar „die apokalyptische Bestie“), aus dessen Krallen man das Land retten muß, ist nicht mehr der im sogenannten „Langen Krieg“ häufig geschlagene und deshalb friedensbedürftige Türke, sondern die kaiserliche Macht des Westens.

Trotz dieser einschneidenden Wendung bleibt aber der neue Verbündete im Osten noch immer der heidnische Gegner; säkularer Feind, dem man nie trauen kann und von dem Große wie Kleine wissen, daß er es war, dem der Zerfall in Vergangenheit und das Elend der Gegenwart zu verdanken ist. Der neue Feind im Westen hingegen — wenngleich seine Schergen um die Jahrhundertwende das ost-ungarisch-siebenbürgische Ungarntum beinahe ausgerottet hatten — ist trotzdem der vom ungarischen Reichstag gewählte christliche Monarch, der die heilige Krone des Landes trägt. Erst wenn man sich diesen Zwiespalt vergegenwärtigt, fühlt man die innere Zerrissenheit des Volkes, das in diese neue Spannung durch einen verhängnisvollen Wandel der Umstände gleichsam hineingetrieben worden ist.

Vor allem ist es eben Bocskay, der in sie tatsächlich hineingetrieben wurde. Sein Briefwechsel mit Bethlen fiel auf; des steinreichen Grandseigneurs Güter und Schätze erweckten Habsucht bei den Führern der Soldateska. Man zeigte ihn bei Rudolf in Prag an. Bocskay wußte, daß er zu reich war, um mit Schonung und Gerechtigkeit behandelt zu werden. Damit stand für ihn nur ein einziger Weg noch offen. Allein: es fehlten ihm Soldaten.

Auf der Tiefebene hatte sich damals — nach sechzig Jahren Türkenherrschaft — aus geflohenen Soldaten, Bauern und kleinen Adligen eine neue Volksschicht zusammengefunden, die man bald unter dem Namen „Haiduck“ kennen und fürchten lernte. Die Haiducken waren kaum mehr als nomadisierende Räuber. Doch sie waren tapfere Männer und stark an Zahl. Bocskay suchte und fand Kontakt zu ihnen. Er versprach diesem in seiner überwiegenden Mehrzahl kernungarischen Element Sold, Boden, Schutz und nach Abschluß des Kampfes adelsähnliche Privilegien. Das Heer war wie auf Zauberschlag da. Bocskay, Feldherr und Organisator großen Stils, formte aus seinen Haiducken unbesiegbare Truppen. Als man ihn angriff, schlug er siegreich zurück. Das blutende, brennende Land, das gehetzte, landesflüchtig gewordene Volk erkannte in ihm den gottgesandten Retter. Mit sicherer Hand ergriff Bocskay das Steuer. Aus dem krank grübelnden, alternden Mann ist der Fürst seines Volkes hervorgetreten.

Der Vorgang ist bezeichnend. Dort, wo die festgefügte Struktur des Werkes Stephans des HI, der ungarische Staat mit seinen Organen und Institutionen auseinanderfällt, finden Teile des Volkes zum schweifenden Dasein der reiternomadischen Ahnen zurück. Doch eben deren schweifendes Dasein birgt für die Nachkommen fatale Gefahr: das Aufgehen, Zerbröckeln zwischen den großen staatlichen Einheiten ihrer Zeit, — wie es einst den politisch und militärisch schon atomisierten Petschenegen und Kumanen erging.

Die Lage ähnelt jener, in der sich das Ungarntum vor Geysas Auftreten (970), dann erneut vor Andreas' I. (1046), später bei der Rückkehr Bélas IV. in das von den Mongolen verwüstete Land (1242) befand. Der jetzige Retter all dessen, was lebendige Gestalt einzubüßen und zu verschlacken droht, ist kein König von Abstammung her, wohl aber ein durch lange politische Schulung gereifter Fürst „königlicher Natur, zur Herrschaft begabt“. Dem Land, das unter seiner Führung aus fast tödlicher Krise wieder aufersteht, schenkte er zeitgemäße Inhalte in Gestalt der von den Hunyadi und Báthory begründeten nationalen Herrschaftsform.

Bocskays status quo. Der neue „Principe“ Ungarns — erst wählt ihn Siebenbürgen, dann Ungarn zu seinem princeps — besitzt genügend Mut und Nüchternheit, in der neuen Lage mit jener traditionellen Politik zu brechen, zu der früher auch er selbst sich als unbedingter Anhänger bekannte. Er sucht Verbindungen zum Türken. Stambul — am Ausgang eines großen Krieges, in dem es sehr viel verloren hat — erkennt seine Interessengemeinschaft mit Bocskay und ernennt ihn zum Fürsten von Transilvanien. Unter den Mauern von Buda kommt Bocskay mit dem Großwesir zusammen. Ein türkisch-ungarisches Bündnis wird erzielt — gegen Habsburg. Man begrüßt Bocskay als ungarischen König. Der Großwesir schmückt ihn sogar mit einer Krone, die Bocskay freilich sofort abnimmt mit der Bemerkung: Das Land hat seinen König, es braucht keinen anderen.

Vielleicht sind diese so nüchternen, ja edel klingenden Worte jener große, nie mehr gutzumachende Fehler, den dieser „Principe östlichen, brachikephalen Typs“ beging. ¹

War er vielleicht — trotz unbestreitbarer Gültigkeit dieser Charakterisierung — doch nicht genügend „macchiavellistisch“, um die letzten Schlüsse aus seinem Erfolg zu ziehen? 1605-6 war die Lage für

¹ Oft angeführter Ausdruck bei Á. Károlyi: *Néhány történeti tanulmány* (Einige historische Studien). Budapest 1930, 255

die Wiederherstellung der nationalen Herrschaftsform günstig. Rudolf, der in krankhafter Gleichgültigkeit versunkene Kaiser, brachte das gesamte habsburgische System ins Wanken. Bruderzwist bereitete sich vor: zwei Jahre später wurde Rudolf von seinen Verwandten zum Verzicht gezwungen. Schon 1606 verdient der geistesranke Rudolf ebensowenig Vertrauen wie sein Bruder, der nunmehrige Vertreter der Dynastie, Erzherzog Matthias, auf dessen Anregung hin der Sekretär der ungarischen Kanzlei in Prag, Tiburtius Himmelreich, das ungarische Gesetzbuch von 1604 durch Einfügen des berüchtigten, gegen die Glaubensfreiheit gerichteten § 22 verfälscht hatte¹, ein Vorgang, der zu einer Hauptursache des Bocskay-Aufstandes wurde. Denn nun verlangten Ungarns Stände für den Ausgleich zwischen Ungarn und der Dynastie eine Garantie seitens der österreichischen und böhmischen Stände. Dies geschah; es wurde eine ähnliche Annäherung zwischen den Ständen Ungarns und den der anderen habsburgischen Ländern erzielt wie im 15. Jahrhundert, als die Stände Österreichs einen gegen das Erzhaus siegreichen ungarischen Staatsmann — Hunyadi schlug damals Friedrich III., nahm ihm die Wiener-Neustadt und zog vor Wien — ebenfalls unterstützt hatten und sich sogar mit Ungarns Ständen zu einer dieta amicabile zusammenfanden.²

Wie im 15. Jahrhundert war Ungarn auch im 17. Jh. Wahlkönigtum: nach Rudolfs Rücktritt, womit 1605-6 schon gerechnet werden mußte, wäre die Wahl eines nationalen Königs ein vollauf legaler Akt gewesen. Schon Gabriel Bethlen — nur 15 Jahre später — hätte sich gegen den gekrönten und tatsächlich regierenden Habsburger Ferdinand II. zu behaupten gehabt; daran mußte er scheitern und scheiterte auch, weil ihm gleichzeitig die Hohe Pforte Hindernisse in den Weg legte, während mit Bocskays Königtum der Türke einverstanden war. — Er krönte ja Bocskay zum ungarischen König!

War es richtig, so könnte man vom Standpunkt macchiavellistischer Realpolitik fragen, den letzten Schritt zu versäumen und das nationale ungarische Wahlkönigtum nicht zu begründen — wenngleich vorläufig noch, unter Oberhoheit des immer schwächer werdenden Türken — einer Chimäre zuliebe? Anscheinend war Bocskay trotz seiner Principe-Stellung und -Rolle, innerlich zutiefst Christ und königstreu Patriot. Davon zeugt auch der kluge, maßvoll schlichte und doch tiefgründige Wortlaut seines Testaments.

Auf keinen Fall wollte er die Lage unerträglich zuspitzen. Er trachtete nach Gleichgewicht und Frieden. Und wiewohl er die Kaiserlichen gut kannte, hegte er auch den Türken gegenüber aus alter Erfahrung keine Illusionen. So hütet er sich, statt an Prag und Wien sich jetzt an Istanbul auszuliefern. Er hält ganz Ober-Ungarn fest in der Hand und steht vor Wien. Nun will er die Aussöhnung nicht erschweren.

Auch die Habsburger müssen — sofern sie ihre Stellung in Ungarn behaupten wollen — die Aussöhnung versuchen. So kommt einerseits der Wiener Friede (1606) zwischen Bocskay und Habsburg und andererseits der nach der Zsitva-Mündung benannte Friede zwischen Habsburg und dem Türken zustande, jener Frieden, der den sogenannten Langen Krieg (1593-1606) beendet.

Im Wiener Frieden erreicht Bocskay die Anerkennung seines transsilvanischen Prinzipats, ferner Religionsfreiheit im „königlichen Ungarn“ — wenigstens im beschränkten Umfang, wie es das angehende 17. Jahrhundert erlaubte —, die Sicherung der Rechte der ungarländischen Stände und die Aufrechterhaltung der alten Verfassung.

Der Friede mit dem Türken — durch Bocskay vermittelt — bedeutet Konsolidierung der bestehenden Lage. Die Idee der Vereinigung des ganzen Landes wird auf Jahrzehnte hinaus aufgegeben. Nach dem Langen Krieg zieht die Epoche des Langen Friedens herauf. Von nun an gibt es nicht nur de facto, sondern auch de jure zwei Ungarn: ein dualistisches System von Königtum und Prinzipat, d.h. eine supranationale Herrschaftsform, unter welcher der ungarische Ständestaat seine „Freiheiten“ als gefährdet wenn nicht eben als verstümmelt ansieht; dazu eine nationale Herrschaftsform unter türkischer Oberhoheit und nur formell beschränkter Autokratie des Fürsten, wobei jedoch „die ungarische Sprache“ im Sinne der Hunyadi-Tradition weitergedeihen kann. Diesem dualen System fehlt aber die Landes-Mitte: Unter-Ungarn und die Große Tiefebene mit Buda, Gran, Stuhlweißenburg und Visegrád.

¹ Á. Károlyi: Á. Károlyi: Néhány történeti tanulmány (Einige historische Studien). Budapest 1930, 205-26. Die Fälschung in Facsimile: 222f

² Autor: Két uradalmi elv ütközete Közép-Európában a 15. század derekán, in: Katolikus Szemle, Bd. XVII. Rom 1956, Heft 4, 353. Auch englisch: Conflict of Dynastic and Nationalistic Principles of Rule in Central Europe in the 15th Century, in: Studies for a New Central Europe, Bd I, Nr. 3, New York, 1966, 66.

Die hatte der Türke in unmittelbaren Besitz genommen. Sie waren der allzu hohe Preis für die relative Ruhe des siebenbürgischen und des „königlichen“ Landes.

Die beiden Verteidigungslinien, die türkische und die kaiserliche, durchlaufen die wichtigsten Gebiete der mittelalterlichen Kulturlandschaft Ungarns. Nicht nur Kunstdenkmäler verfallen, nicht allein das zivilisatorische Niveau sinkt, sondern große, einst blühende Regionen verdorren zur Wüste, weil ihre Bebauer entweder getötet oder in die Sklaverei verschleppt werden, oder sie die vielerlei Plagen nicht mehr ertragen können und fliehen.

Dem Schicksal dieser Hunderttausenden trägt der von Bocskay geschaffene „Status quo“ keine Rechnung. Für das ungarische Volkstum schlägt als einziges, immerhin lebenswichtiges Ergebnis zu Buch, daß ihm durch die Ansiedlung und soziale Hebung der Haiducken wenigstens die nord-östlichen Regionen der Großen Tiefebene erhalten geblieben sind. Als dauerhaft erwies sich auch Bocskays andere wichtige Errungenschaft: Es gelang ihm, die ständischen Freiheiten Ungarns zu retten und so zu festigen, daß sie jedem späteren Angriff trotzen und sich bis tief in das 19. Jahrhundert hinein erhalten konnten. Er wahrte dadurch die Freiheit und Unabhängigkeit des „königlichen“ Landes. So haben sich freilich auf lange Sicht im „königlichen“ Ungarn — in den alttümlichen Formen des Ständestaates — mittelalterliche Inhalte petrifiziert, die Ungarn je länger je mehr sein archaisches Gepräge gaben. Denn die Entwicklung des übrigen Westeuropa wies immer entschiedener in absolutistische Richtung.

Widersprüche. Bocskay ist für den Türken ein ernannter Vasall; den Ständen Ungarns und Siebenbürgens ist er ein legitim gewählter Princeps beider Länder, der sich auf seine Haiducken stützt und — im wesentlichen — absolutistisch regiert; dem gekrönten König gegenüber, den er bekriegt, darf er sich auf das uralte Widerstandsrecht berufen. Nichtdestoweniger gilt er den Habsburgern als kühner und glücklicher Rebell, mit dem sie sich zu vertragen gezwungen sind, weil hinter ihm nicht bloß die ständische Macht Ungarns steht, sondern auch die ihrer Öster-Reiche und Böhmens.

Deshalb auch wurden im Wiener Frieden sämtliche alten ständischen Freiheiten ebenso ihm zugesichert wie die neue Freiheit seinen Glaubensgenossen — denn Bocskay ist Calvinist -, dazu das neue Recht seiner fürstlichen Würde.

Das aber bedeutet: Der ungarische Fürst Siebenbürgens sichert die ständischen Freiheiten Ungarns dem ungarischen König gegenüber von der Grundlage einer solchen absolutistischen Machtvollkommenheit aus, die der Träger der Krone, obwohl er Kaiser und Herr auch anderer Länder ist, selber über Ungarn nur vorübergehend erreicht, und auch da noch von den Ungarn als widernatürlicher Tyrann angesehen wird.

Zwar stellt sich die fernere Zukunft auch für Ungarn — wir werden im nächsten Kapitel diese Entwicklung prüfen — in absolutistischen Formen dar. Pázmánys diesbezügliche Ideen und Pläne haben wir bereits gesehen. Er jedoch — auffassungsmäßig Bocskay nur zu ähnlich — sah die Zeit für derlei Pläne noch nicht gekommen; über die Probleme des Zusammenlebens von Kaiserlichen und Ungarn hatte er, genau wie Bocskay, ein klares Bild.

So läßt er den König den Eid auf die alten Freiheiten ablegen und tut alles — gleich Bocskay, dessen Fernziel ebenfalls die Einheit Ungarns mit Siebenbürgen war — für die Erhaltung, ja Stärkung des protestantischen Siebenbürgen: obwohl dessen größter Fürst, Gabriel Bethlen (1613-1629), der auf Grund des Widerstandsrechts (wie vor ihm Bocskay) Ferdinand II. bekriegt, Pressburg nimmt, Wien belagert, sich zum König von Ungarn wählen läßt und beinahe König von Böhmen wird, mit alledem ausgerechnet von protestantisch-siebenbürgischer Seite her jenem Ziel sich nähert, dessen Verwirklichung in katholisch-königlichem Sinne Pázmánys großer Lebenstraum war.

Bethlens Prinzipat. Bethlen war zehn Jahre jünger als Pázmány. Während letzterer auch als Kirchenfürst und erster Ratgeber der hl. Krone doch nur ein Diener war und blieb — Diener seiner Kirche wie seines Königs -, wurde Bethlen zum princeps, wie vor ihm Bocskay und nach ihm nur noch die drei Rákóczi: ein regierender Mensch wie Stephan Báthory oder Matthias Corvinus. Mochte seine materielle Macht auch nicht an jene der beiden Letzteren heranreichen, so war er ihnen doch in einem Punkt überlegen: Báthory wie Matthias waren als katholische Fürsten der Kirche in kirchenpolitischen

Angelegenheiten untertan, während der Calvinist Bethlen auch in religiösen Dingen sein eigener Herr, das unbestrittene Oberhaupt seines Landes war.

Er gehört zu dem seltenen Typ des königlichen Menschen, der, vom Schicksal geführt, den höchsten Posten, für den er geboren, mit „traumhafter Sicherheit“, schnell und wie selbstverständlich ersteigt. Báthory, Bocskay, Rákóczi, — das waren steinreiche Magnaten; Bethlen war ein armer Jüngling aus glanzlosem, obschon uraltem Adel. Seine Lebensbahn begann mit einer Flucht. Diese Emigration hat jedoch eine entgegengesetzte Note als all die späteren: sie ist kein wehmütiges Ende, kein Abtrünnigwerden eines „stultus populus“, sondern glorreicher und sehr geschickter Auftakt zu einem großen Schicksal.

Der 22-jährige, ohne darob zum Renegaten zu werden, gewinnt die Neigung der Türken; er erkennt in Bocskay den Mann des Augenblicks, lockt ihn aus seiner Passivität heraus und öffnet schließlich dem großen Türkenbesieger den Weg in das türkische Lager.

Nach Bocskays Tod spielt er eine Rolle bei der Abdankung des ersten Rákóczi — des alten Sigismund, sowie bei der Fürstenwahl des letzten Báthory, des jungen Gabriel (1608-1613). Neben diesem gehört er schon zu den tonangebenden Politikern des Landes. Der neue Fürst, ein glänzender, talentierter, aber ungestümer Jüngling, treibt Siebenbürgen noch einmal an den Rand des Abgrunds, in den es zu Zeiten seines unglücklichen Onkels Sigismund gestürzt worden war. Als Bethlen erkennt, daß er Báthory nicht mehr retten kann, begibt er sich das zweite Mal in die Emigration: er geht nach Konstantinopel und kehrt von dort als ernannter Fürst zurück. Báthorys Schicksal hat sich inzwischen erfüllt; der Reichstag wählt nun Bethlen zum Fürsten.

Bethlens Absolutismus. Bethlen ist bewußt Autokrat. Für ihn hat die fürstliche Macht eine einzige Schranke: das Gebot Gottes; eine einzige Rechtfertigung: „das allgemeine Wohl“ („a községes jó“). So gilt seine erste Anstrengung dem Wiederaufbau des Landes. In seinen finanziellen und wirtschaftlichen Verordnungen erscheint Transsilvanien schon als geschlossenes nationales Staatsgebiet. Den Fürsten leiten die Prinzipien eines noch primitiven Merkantilismus: er fördert mit ganzer Kraft die Produktion im Innern, um einen möglichst großen Exporthandel zu erreichen. Seine Regierung trägt entschieden zur Hebung des Wohlstandes im Volk bei. So entsteht in wenigen Jahren das transsilvanische Commonwealth. Nun gilt sein Interesse den Anstalten hoher Kultur und den äußeren Formen fürstlicher Macht. 1622 gründet er die Akademie in Weissenburg; hochqualifizierte Ungarn und Ausländer bilden den Lehrkörper. Weissenburg wird wieder, wie zu Báthorys Zeit, fürstliche Residenz: nun mit barockem Hofhalt, neuen Palästen im Stil des italienischen Barocks, und einer fürstlichen Bibliothek.

In seinem letzten Lebensjahre verleiht er allen reformierten Predigern seines Landes den Adel. Unter ihrem Wappen steht sein eigener Wahlspruch: Arte et Marte dimicandum.

Ein Theoretiker des transsilvanischen Absolutismus. Einer dieser reformierten Prediger, Johannes Pataki Füsüs, arbeitet die Theorie seines transsilvanischen Absolutismus in einem Királyoknak tüköre (Königsspiegel) betitelten Buche aus. Seine Lehre klingt entschieden anders als die auf Werböczy fußenden gravamina der Reichstage von Pressburg; sie wirkt aber wie eine kalvinistische und auch etwas patriarchale Paraphrase des mächtigeren Werkes von Jean Bodin, der ein halbes Jahrhundert vor ihm schrieb.

Das Volk, „die blinde bäuerliche Gemeinde“, hat überhaupt keine Rechte, — sagt Füsüs, — sondern nur Pflichten seinem Monarchen gegenüber. „Wer der Rede der Gemeinde sein Ohr leiht und von dieser Rede abhängt, der wird betrogen und der betrügt.“ Der Fürst hat einen Ratgeber: die Bibel — die Bethlen 26mal durchgelesen hat — denn „aus ihr spricht Gott“. Andere Ratgeber, die er freilich selber wählt, braucht der Fürst nur, weil er sonst die ganze Arbeit nicht allein bewältigen könnte. Er hat sich ihrer zu bedienen „wie der Steuermann die Ruderer: obwohl es Viele sind, die das Schiff in Bewegung setzen, kann die äußerste Verantwortung für das ganze Schiff nur einer tragen: der Steuermann.“ „Der Fürst vertritt die Person des lieben Gottes auf Erden: er ist hier das, was Gott im Himmel ist“. „Daß er (der Fürst) sich durch die Würde seiner Genealogie hervortue, ist von geringer Wichtigkeit; glänzen soll er aber durch seine guten Taten“. Eine Maxime, die ganz auf Bethlen, den König ohne Ahnen, zugeschnitten ist.

Bethlens Kämpfe gegen Habsburg. Um so eher will er jedoch ein Gründer werden. Hier nun erkennen wir die Kehrseite seiner Laufbahn. Seine beiden Kinder aus erster Ehe sterben; seine zweite Ehe, mit Katharina von Brandenburg, bleibt kinderlos. Sein Bruder ist politisch eine Null; entferntere Verwandte kümmern ihn wenig. Er begreift, daß er weder Nachfahren noch Nachfolger hat, und ein Gefühl von Eile ergreift ihn. Er ist beseelt vom großen Traum der Wiedervereinigung Ungarns unter seinem Zepter. Der Böhmenaufstand von 1618 scheint sich als die erwünschte Gelegenheit anzubieten; als Calvinist ist er auch höchster Schirmherr des Protestantismus im „königlichen Ungarn“: Bethlen greift Habsburg an.

Bethlens drei Feldzüge, mit denen er teilnimmt an der großen Auseinandersetzung zwischen Protestantismus und Katholizismus — dem 30jährigen Krieg, enden zwar jedesmal siegreich und fördern die Erhaltung politischer und religiöser Freiheiten im westlichen Landesteil. Mehr als Bocskay aber hat Bethlen nicht erreicht. Im Gegenteil: jeder neue Friedensschluß Bethlens bedeutet partiellen Verzicht auf die Errungenschaften Bocskays. Diese allmähliche Verwässerung der Erfolge dessen, der den Frieden von Wien ausgehandelt hatte, entspricht allerdings dem allgemeinen Trend der Zeit: Nach der Niederlage der Tschechen am Weissenberg steht kein Bund böhmischer und österreichischer Stände mehr hinter Bethlen, wie noch bei Bocskay. Sie hatten ihre Macht auf immer eingebüßt, d.h. die ungarischen Stände waren in den Reichen der östlichen Habsburger alleingeblichen. Trotz der Erfolge Bethlens scheint auch ihr Schicksal in fernerer Zukunft besiegelt.

Daß es letzten Endes anders kommt, ist eine Eigentümlichkeit der ungarischen Entwicklung — wie wir sehen werden.

Bocskays Unternehmung war eine nationale Notwendigkeit: sie rettete das Ungartum im letzten Augenblick vor dem Untergang. Der Wert von Bethlens Unternehmungen erscheint in anderem Licht. Ihnen ist ein machtpolitischer Zug nicht abzusprechen. Seine Beteiligung am großen europäischen Krieg gegen den Kaiser, der ja auch rechtmäßiger König von Ungarn war, führte zu einer fatalen Vertiefung der Gegensätze zwischen Dynastie und Ungartum.

Transsilvanien und der Türke. Noch gravierender ist das langsame Erlöschen des guten Einvernehmens mit der Hohen Pforte.

Die eigenwillige, nach immer höheren Zielen greifende Außenpolitik seines Vasallenstaates verstimmt den Türken zunehmend. Zwar ist Bethlen noch ein unbedingter Anhänger der türkischen Orientierung. Das weiß der Türke; weiß freilich auch, daß ein starkes Transsilvanien ein unabhängiges Transsilvanien bedeutet. Ein unabhängiges Transsilvanien aber führt zur Wiederherstellung der Macht Hunyadis, oder — in dem für den Türken günstigeren Fall — der Báthoryschen Macht.

Bethlen noch war die Pforte aufrichtig gewogen; nicht hingegen seinem Nachfolger, Georg Rákóczi I. (1630-1648). Rákóczi muß bereits eine türkische Strafexpedition mit Waffengewalt zurückweisen. Als er sich später nicht nur in ungarische, sondern in polnische Angelegenheiten einmischt, wird die Spannung zwischen Stribul und Weissenburg peinlich fühlbar. Der „alte“ Rákóczi ist nüchtern genug, um einzusehen, daß der Türke nicht nur die Wiederherstellung von Ungarns Einheit, sondern auch eine Vereinigung von Polen und Siebenbürgen nicht dulden würde. Nichtsdestoweniger ist der Schatten ehemaliger Báthory-Macht für die nun viel schwächere Pforte ein unheimliches Gespenst. Und trotz Rákóczis Autorität sowie Reichtum hängt die Herrlichkeit Transsilvaniens noch immer von der Gunst des türkischen Kaisers ab, und auch Wien gegenüber gilt sie lediglich, solange der von Bocskay geschaffene status quo besteht.

Der „alte“ Rákóczi: Siebenbürgen auf dem Höhepunkt. Er besteht noch; und im Rahmen dessen wird noch Wichtiges erreicht.

Der „alte“ Rákóczi war Herr des größten Privateigentums seiner Zeit. Nur die Hunyadi- und die Báthory-Macht taugen als Vergleich. Mehr als 1000 Dörfer, mehr als eine Million Morgen mit einer jährlichen Einnahme von wenigstens einer halben Million Gulden waren Grundlage seiner fürstlichen Macht. Der Fürst selber war typischer Repräsentant einer zweiten Generation. Von seinem Vater hatte er seinen Reichtum geerbt; sein Vorgänger hatte ihm ein wohlgeordnetes Fürstentum hinterlassen. Begründer war er nicht, desto mehr ein Bewahrer und Fortsetzer großen Stils, mit sehr glücklicher Hand.

Obgleich ihm die Initiative und Beweglichkeit Bethlens glühende, unruhige Fantasie fehlten, ist — in internationaler Perspektive — seine Regierung der Höhepunkt transsilvanischer Geschichte.

Vorzüglich und umsichtig vorbereitet, im Bündnis mit Frankreich und Schweden, greift Rákóczi 1643 den Faden Bethlenscher Offensiv-Politik gegen den Westen wieder auf. „Die Freiheit und das Evangelium verteidigend“ erobert er Oberungarn und trifft mit dem schwedischen General Torstenson bei Brünn zusammen. Der Linzer Friede (1645) sichert noch ein letztes Mal die Errungenschaften Bocskays und erstreckt sich zum ersten Mal auf die vom Bekenntnis ihrer Landesherren unabhängige, persönliche Glaubensfreiheit der Leibeigenen. So ist es Rákóczis Verdienst, daß drei Jahre später sein Fürstentum als souveräner Staat im Westfälischen Frieden Aufnahme findet. Transsilvanien ist der neue ungarische Staat, von dem das gesamte Land sich die nationale Erneuerung zu erhoffen beginnt.

Transsilvaniens Untergang. Als nun Georg Rákóczi II (1648-60) als einer der wenigen siebenbürgischen Fürsten, die sich die Macht nicht erkämpfen mußten, sondern sie erbten, seine Hand nach der polnischen Krone ausstreckt und trotz des Mahnworts beider Kaiser in Polen einbricht, sind plötzlich die goldenen Jahre des kleinen Landes vorüber. Türkische und tatarische Truppen des erzürnten Sultans verwüsten die letzte Hochburg ungarischer Kultur und ungarischen Wohlstands. Verzweifelt versucht sich Siebenbürgen noch einmal aufzurichten. Umsonst. Das größte Unglück, das nach dem Sturz Georgs II. nicht nur Siebenbürgen, sondern die Gesamtheit des einstigen Ungarns trifft, ist der Verlust des von Bocskay geschaffenen Gleichgewichts. Auf die Verwüstung Siebenbürgens folgt das Ende des Langen Friedens. Wien siegt bei Sankt Gotthard. Doch Habsburg fürchtet einen Angriff Bourbons und drängt — ohne Ungarn zu Rate zu ziehen — auf sofortigen Friedensschluß. Der Friede von Ungarisch-Eisenburg (1664) verbrieft die größte Ausdehnung der Türkenherrschaft über Ungarn. Bis auf klägliche Reste im Westen und Norden ist das gesamte Land verloren. Nun glauben die Kaiserlichen, diese Reste endlich ihrem absolutistischen System angliedern zu können. Allein: die Lage ist fließend geworden; kein neues Gleichgewicht kam zustande.

XIII. Die Wiederherstellung: Wirklichkeit und Vorstellung.

Thököly.

Das glücke hat mit mir ein Schauspiel angericht,
Darinnen ich mich oft verändert auffgeführt:
Vier actus sind vorbei; gelingt der fünffte nicht,
So hab ich auf der Welt ein trauerspiel agieret.

Zeitgenössisches Epigramm über Emmerich Thököly. ¹

Irreale Kombinationen. Stephan Bocskay gab die Idee der Wiederherstellung Ungarns in integrum — und zwar weitgehend unter dem Einfluß des jungen Bethlen — auf. Der reife Bethlen griff auf sie wieder zurück. Allein in ihm hielten sich noch das schimmernd ferne Ziel und nüchternes Abwägen der täglichen Gegebenheiten die Waage. Noch eher war das der Fall bei seinem Nachfolger, weil der „alte“ Rákóczi die außerordentliche Beweglichkeit und die glühende Erregtheit der Einbildungskraft, die Bethlen auszeichneten, nicht besaß. Die irrealen Einstellung nimmt dann in seinem Sohn überhand: diesem fehlt schon Bethlens ausgleichendes Korrelat. Er will Polen erobern, Habsburgs Macht stürzen, die Türken bekehren; statt dessen liefert er Siebenbürgen der Rache der Türken aus, zerstört das von Bocskay geschaffene Gleichgewicht und verliert Thron und Leben. Gleich nach seinem tragischen Ende gelangen jene Charakterzüge, die ihn zu Fall brachten, auch bei den Vertretern des „königlichen“ Ungarn zur Geltung. Für das gesamte Ungarn bricht eine neue Epoche an; mit ihr tritt ein neuer Menschentyp in den Vordergrund.

Graf Nikolaus Zrinyi. Während der Regierungsjahre Georgs II. in Siebenbürgen läßt sich im ganzen „königlichen“ Ungarn als hervorragendste Persönlichkeit Nikolaus Zrinyi (1620-1664) nennen. Banus von Kroatien, Schöpfer des ungarischen Nationalepos, militärischer und politischer Schriftsteller, Heerführer und Staatsmann, Zögling Kardinal Pázmánys, geschult in Italien und in den höchsten politischen sowie gesellschaftlichen Kreisen des Landes und am Hofe, ist Zrinyi ein später ungarländischer Vertreter des uomo universale der reifen Renaissance. Mit seinem Namen sind die letzten großen ungarischen Siege über die Türken verbunden.

¹ Herrn Hofmannswaldau und anderer deutschen auserlesener und bisher ungedruckter Gedichte III. Teil, Leipzig 1703, 113

Zrinyis letzte Lebensjahre fallen zusammen mit Transsilvaniens Untergang und dem Frieden von Ungarisch-Eisenburg, der die ungarische öffentliche Meinung an der Hilfsbereitschaft und dem guten Willen des Königs verzweifeln ließ. „Da er unsere Verteidigung nicht erstrebt, was soll uns der König?“ — schrieb Zrinyi. Diese Worte kennzeichnen eine neue, folgenschwere Wandlung in der ungarischen Einstellung gegenüber dem regierenden Habsburger.

Was Zrinyi klar erkannte, war die innere Lage des türkischen Reiches; ein in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts schon morsches Gebilde. Ansonsten aber entfernte er sich in seinen politischen Kombinationen immer mehr von der Wirklichkeitsgrundlage, indem er in einen Gedankenaustausch mit französischen Agenten geriet.

Die mécontents. Damit wurde ein verhängnisvoller Weg der ungarischen Außenpolitik für die nächsten 60 Jahre eingeschlagen. Die Erwägung, die dieser neuen Orientierung zugrunde lag, war richtig, die Folgerung jedoch erwies sich als falsch, weil sie auf einer fatalen Verkennung der gesamten Lage fußte. Die Habsburger hatten nur einen einzigen ebenbürtigen Feind in Europa: das Frankreich des Sonnenkönigs. Es erschien somit richtig, für eine Aktion, die Ungarn von den Habsburgern befreien wollte, die Unterstützung Ludwigs XIV. zu suchen. Man erinnerte sich noch, wie positiv sich das Bündnis des „alten“ Rákóczi mit Frankreich ausgewirkt hatte.

Nur war Georg I. der fast souveräne Fürst eines reichen und blühenden Landes gewesen, mit dem sich ein anderer Fürst getrost verbinden konnte; Zrinyi hingegen war bloß ein unzufriedener Habsburg-Untertan, der auf ein Widerstandsrecht pochte, das der Vertreter des einen großen absolutistischen Systems der Zeit entweder nicht mehr verstand oder gar nicht mehr verstehen wollte. Freilich werden mit einem Zrinyi Gespräche angeknüpft — die keine zwingende Kraft haben, aber wichtige Einblicke in die Karten des Feindes gewähren können. Bei der ersten Wendung der politischen Lage läßt man aber den Gesprächspartner in Stich, u.U. liefert man ihn sogar dem Vertreter des anderen großen absolutistischen Systems des Zeitalters ans Messer.

Zunächst noch hielt der französische Botschafter in Wien die Gespräche mit den ungarischen mécontents auch nach dem Tod Nikolaus Zrinyis aufrecht. Bald schließt sich eine Gruppe der mächtigsten Aristokraten Ungarns (Graf Franz Wesselényi, der Palatin, Graf Franz Nádasdy, der Reichsoberrichter, Graf Peter Zrinyi, seit dem Tode seines Bruders, Nikolaus, Banus von Kroatien, sein Schwiegersohn: Franz Rákóczi I., erwählter Fürst von Transsilvanien, — der jedoch nie regierte — und Zrinyis Schwager, Graf Franz Frangepán) mit der Idee einer Verschwörung gegen den König zusammen.

Was wollten die Verschwörer? Vitnyédy, ein Kleinadliger im Dienste der Zrinyi, schlug folgendes vor: Man solle dem Kaiser bei einer seiner häufigen Jagden, die in Laxenburg nahe der ungarischen Grenze stattfinden, auflauern und ihn entweder töten oder gefangennehmen. Im letzteren Fall sollte er auf eine Burg verbracht und nicht eher frei gelassen werden, bis er ihnen Abhilfe der Beschwerden des Reiches garantiere.

Der zweite Teil seines Vorschlages war in der ungarischen Geschichte nicht unbekannt: Ladislaus IV. und Sigismund von Luxemburg wurden — bei ähnlichen Gravamina der Nation — von widerstehenden Großen festgenommen und später, nach erfolgtem Ausgleich zwischen Monarch und Volk, wieder als Könige eingesetzt.

Selbst der erste Teil des Vorschlages konnte u.U. in Erwägung gezogen werden (wenngleich ihn der Palatin mit Vitnyédys Hinrichtung vergelten wollte), lag doch das englische „Regicidium“ des Jahres 1649 für die Zeitgenossen in durchaus erreichbarer Ferne.

Ungarn war 1666 noch Wahlkönigtum und Leopold I. (1657-1705) ohne Sohn; sein Tod konnte der ganzen Habsburg-Ära in Ungarn ein Ende bereiten.

Das Dilemma von Widerstandsrecht und Absolutismus — aktiver Verteidigung und passiver Obödienz — hatte noch nichts von seiner quälenden Schärfe und Dringlichkeit verloren. Ein französisches Werk — Vindiciae contra Tyrannos — erkannte im Widerstand sogar noch eine moralische Notwendigkeit. Doch es zog klare Grenzen zwischen einem tyrannus absque titulo, gegen den es jede Wider-

stands-Form erlaubte, und einem tyrannus in exercitio, dem gegenüber es kein Recht auf individuellen Widerstand einräumte. In letzterem Fall steht dafür das Widerstandsrecht dem anderen Träger des nationalen Willens zu, nämlich den Ständen und großen Würdenträgern, die keine königlichen Diener, sondern öffentliche Funktionäre des Reiches sind. Das aber waren die bereits angeführten Großen, diese späten Vertreter ungarischen, traditionsgemäßen Ständebewußtseins.

Das Erschrecken des Palatins angesichts Vitnyédys Vorschlag, die fast kindisch anmutende Unentschlossenheit und Schüchternheit des Reichsoberrichters wie auch des Banus von Kroatien dem Souverän gegenüber, verraten aber, daß diese Träger des Bewußtseins ihres Standes zugleich durchdrungen sind von der Ideologie und Praxis der absoluten Monarchie ihrer Zeit, d.h., daß sie dem Kaiser innerlich viel stärker ergeben sind, als es ihr trotziges Ständebewußtsein zugeben möchte. Die Schulung von anderthalb Jahrhunderten Habsburgerregierung hat auf diese Herren ihren Einfluß nicht verfehlt. Sie sind weder wie Bocskay von früh an Lenker des Landes-Geschicks, noch wie Bethlen oder Rákóczi selbständig regierende Fürsten. Bei ihnen steht Obödienz vor Resistenz, jene Obödienz, über die Hobbes mit berechtigter Bitterkeit sagte, sie sei nicht unlimited obedience, sondern viel eher unlimited no-resistance. Dreien von ihnen hat dies den Kopf gekostet.

Einführung des Absolutismus. Die Jahre der Magnatenverschwörung in Ungarn (1666-1671) fallen schon in das Zeitalter des „reifen“ Absolutismus. Ludwig XIV. übernimmt die Leitung der Geschäfte im Jahre 1661. Und sollten auch Leopold der Schwung und die Entschiedenheit von Ludwigs Auftreten fehlen, äußert er sich trotzdem — zu einer Zeit, wo der Reichsoberrichter noch frei, der Banus von Kroatien soeben gefangengenommen ist — mit genügender Klarheit: „Ich will diese Gelegenheit nutzen, um Ungarns Verwaltung anders einzurichten.“

Nach den Hinrichtungen wird hurtig gehandelt. Aus dem Kreise Johann Paul Hochers, des prozeßführenden Richters, stammt — wahrscheinlich 1671 verfaßt — jenes „Votum“, das in halboffizieller Form die endgültige Kassierung der ungarischen Verfassung verkündet. Der Autor wendet sich an den Kaiser. Er bittet ihn, sich nicht mehr um die alten Freiheiten, Gepflogenheiten und Rechte des ungarischen Reiches zu kümmern. Mit diesen Rechten und Freiheiten sei es für immer aus: die ungarischen Großen haben sie durch ihren Hochverrat verwirkt. Der Vizekanzler, Graf Königsegg, meint, die Ungarn hätten durch diese Empörung all ihre Privilegien verloren und gehörten von nun an als armis subjecti verwaltet.

Leopold ernannte ein „Gubernium“, bestehend aus vier Kaiserlichen und vier ungarischen Mitgliedern, das in Pressburg residierte und Johann Caspar Ampringen, Großmeister des Deutschen Ordens, zum Vorstand hatte.

Damit gelangte Ungarn — das erste Mal in seiner Geschichte — zehn Jahre lang unter die Verwaltung des zentralistischen Absolutismus der Kaiserlichen.

Ungarn und das absolutistische Experiment. Den schrankenlosen Absolutismus einzuführen gelang den Kaiserlichen in der Geschichte Ungarns nur dreimal; zweimal für eine Zeitspanne von zehn Jahren, das dritte Mal für sechzehn Jahre.

Der leopoldinische Absolutismus dauerte von 1671 bis 1681. Ein Jahrhundert später setzte der josephinische Absolutismus unter Kaiser Joseph II. ein, der seine ganze Regierungszeit umfaßte (1780-1790). Der dritte füllt die Jahre nach der Niederwerfung des Freiheitskampfes von 1849. In allen Fällen wurde die ungarische Konstitution aufgehoben oder konfisziert, das Land zentralistisch von Wien aus regiert; trotzdem unterscheiden sich die drei Epochen wesentlich voneinander.

Der Absolutismus Leopolds I. stand dem Lande ausgesprochen feindlich gesinnt gegenüber. Nur auf diese Weise konnte man die manchmal erschreckend weitgehenden Konfiskationen der Magnatengüter betreiben. Schon 1670, statt eines offenen Vorgehens gegen die verschworenen Großen (die sogar der ungarische Reichstag zum Tod verurteilt hätte, waren sie ja des Hochverrats schuldig, — wobei allerdings die heilige Krone ihr Vermögen geerbt haben würde), wurde ein anderer Weg beschritten. Man lockte sie nach außerhalb des ungarischen Hoheitsgebiets und hielt sie dort fest, während ihre verwaisten Güter von Kaiserlichen geplündert, ihre Schätze beschlagnahmt, ihre Familien gefangengenommen wurden. Dann fällte ein illegaler Gerichtshof das Urteil und ließ sie hinrichten.

Erst auf diese Weise konnte man solcher Güterkomplexe, wie z.B. des Grafen Nádasdy, habhaft werden. ¹

Ein deutsches Flugblatt der Zeit schrie es Leopold offen ins Gesicht:

„Sättige dich nun an ungarischer Grafen Blut,
Denen du raubtest Hab und Gut.“ ²

Selbst das beschränkte Vermögen des niederen Adels war vor der Gier der Zentralregierung und ihrer Begünstigten nicht sicher. Das vom Grafen Sinzendorf, dem Präsidenten der Hofkammer, und Leopold Kolonits, damals Bischof von Nyitra, geführte Konfiskationskomité enteignete in einer einzigen Sitzung 11 Burgen, 70 Adelsitze und 367 Landgüter, deren ehemalige Besitzer, wenn sie mit dem nackten Leben davorkamen, zu Landesflüchtigen wurden. — Die Regierung vergriff sich sogar am armen Volk, obwohl jeder gebildete Absolutismus seine Aufmerksamkeit dem Wohlstand des Staates und des Volkes zu schenken pflegt. Hier war es anders. Die durch Korruption unterminierte habsburgische Macht brauchte Geld. So wurde das arme Volk mit horrenden Steuern belastet.

Nun hielt die Regierung die Zeit für gekommen, Bocskays großes Werk auch auf der Ebene religiöser Freiheit zu zerstören. Mit Waffen, sehr oft unter skandalösen Szenen, wurden die Protestanten aus ihren Kirchen gejagt. Ein aus ungarischen Katholiken bestehender Gerichtshof verurteilte in Pressburg sämtliche Prediger — 93 an der Zahl — die ihren Glauben nicht verleugnen wollten, zum Tode. Leopold schreckte vor dieser Zahl zurück und ließ Gnade ergehen. Trotzdem kamen ungarische Seelsorger in den Kerkern um, während 41 von ihnen in Neapel und Buccari auf Galeeren als Sklaven dienten. Viele andere wiederum mußten in die Verbannung ziehen.

Die „Bujdosó“. Vollkommen unsinnig wirkten sich die Maßnahmen des Absolutismus auf der Ebene der militärischen Verwaltung aus. Das ungarische Kontingent der Verteidigungslinie gegen die Türken bestand noch immer aus 11.000 Mann. Nach der Verschwörung und angesichts der allgemein wachsenden Unzufriedenheit hielt man auch diese Zahl von bewaffneten Ungarn in ihrem eigenen Land für zu hoch und gefährlich. 8.000 Soldaten — wie sich bald zeigte: hervorragendes Menschenmaterial — wurden von einem Tag auf den anderen ohne irgendeine Abfindung entlassen. Ihren Platz nahmen kaiserliche Söldner ein.

Die zu Landflüchtigen gewordenen Gutsbesitzer und entlassenen Soldaten irrten verzweifelt, ziellos im Land herum und waren auf bestem Wege, eine neue Plage des eigenen Landes zu werden.

Obleich Transsilvanien nach den Verwüstungen, die auf den Zusammenbruch der Rákóczi-Macht folgten, unter seinem von den Türken zur Annahme der Fürstenwürde geradezu gezwungenen Fürsten Michael Apafy I. (1662-1690) nurmehr ein Schattendasein fristete, blieb es noch immer die einzige Hoffnung der Landflüchtigen, der sogenannten bujdosó. Das Wort bujdosó hat einen unübersetzbaren Sinnes- und Stimmungsgehalt: Bezeichnungen wie der „Heimatlose“, „Weltflüchtling“, der „Unstetige“, „peregrinus“, „Exulant“ können es nur umschreiben, nicht ersetzen. ³ Vielleicht trifft seinen Bedeutungsinhalt auch die Bezeichnung „Abtrünniger“; wesentlich näher kommt der spanisch-portugiesische Ausdruck desterrado, denn um ein desterrado zu werden, braucht man nicht unbedingt in die ausländische Verbannung zu ziehen, wie ja auch die ungarischen bujdosó in dieser Etappe ihres Daseins noch nicht außer Landes gedrängt wurden.

Da ihnen der Türke — aus Furcht vor einer Wiederbelebung der expansiven Politik Transsilvaniens — den Aufenthalt in Siebenbürgen nicht gestattete, blieben sie im Partium stecken. ⁴ Ihre Anführer traten in wilde Fehde miteinander: Michael Teleki, Apafys Staatsminister, dem sie sich unterordnen wollten, wagte — die beiden Kaiser fürchtend — ihre Führung noch lange nicht zu übernehmen. Es ist kaum zu begreifen, wieso sie sich nicht gänzlich aufgerieben haben, wo doch diese unsichere, auch an materieller Versorgung mehr als dürftige Lage mehrere Jahre anhielt. Sie begann sich erst infolge des neuen Krieges zwischen Leopold I. und Ludwig XIV. zu ändern.

¹ I. Acsády in S. Szilágyi: A Magyar Nemzet Története (Geschichte der ung. Nation) Hrsg. S. Szilágyi, Bd. VII, Budapest 1898, 288.

² I. Acsády in S. Szilágyi: A Magyar Nemzet Története (Geschichte der ung. Nation) Hrsg. S. Szilágyi, Bd. VII, Budapest, 1898, 289.

³ D. Keresztury: Zur Charakterologie des Ungartums, in: Ung. Jahrb., Berlin-Leipzig, s. d., Bd. XVII, Heft 1-3, 268.

⁴ Die von Ungarn an Siebenbürgen abgetretenen „Teile“ — auch Partes genannt.

Nun wurden für Frankreich die ungarischen mécontents tatsächlich interessant, zumal sie nicht einzelne Herren, sondern eine mehrtausendköpfige Schicht waren, die größtenteils aus Soldaten ersten Ranges bestand. Der französische Botschafter in Warschau fand seinen Weg schnell zu den bujdosó. 1675, endgültig dann 1677, kam ein Abkommen zustande. Französisches Geld, französische Offiziere erschienen unter den bujdosó. Die Führungsrolle zu akzeptieren, schien endlich selbst Teleki geneigt. 1678 fiel er in das „königliche“ Ungarn ein und drang bis Preschau vor. Es war aber für ihn zu spät. Den bujdosó war ein Führer in der Person des Grafen Emmerich Thököly erstanden, eines erst 22-jährigen, glänzend begabten, hochkultivierten Mannes, dem nach unglaublichen Erfolgen ein ebenso unglaublicher Sturz beschieden sein sollte.

Der „Kuruzzenkönig“. Die Schicksalslinie dieses „Romantikers“ weist eigentümliche Kurven auf. Sein Eintritt in die Geschichte erfolgt vor dem Hintergrund des Untergangs seiner Familie. Sein Vater Stephan, einer der reichsten Magnaten Oberungarns, wurde auf den vagen Verdacht hin, an der Magnatenverschwörung beteiligt gewesen zu sein, in seiner Burg von den Kaiserlichen belagert, die sich seiner Güter kurzerhand bemächtigten wollten. Stephan starb in der belagerten Burg, Emmerich rettete man durch einen unterirdischen Gang, worauf die Burg dem Feind übergeben und — unter Wortbruch — geplündert wurde.

Der Jüngling konnte und wollte den Untergang seiner Familie nicht verschmerzen. Glühender Haß gegen alles Westliche, Kaiserliche, Habsburgische beseelte ihn. In Siebenbürgen durch Apafy gut aufgenommen, wartete er auf seine Chance. Schnell begriff er, wo er sie suchen mußte: wie einst Bocskay die Haiducken, wollte er die bujdosó organisieren. Teleki trachtete ihm diesen Weg zu verlegen, doch mit wenig Erfolg: den ziel- und ratlos sich verzehrenden bujdosó erschien er als eine Art nationaler Erlöser. Aus ihren armselig herumirrenden Scharen entstand ein Heer. Ein Programm war diesem und dem jungen Führer vorgezeichnet — durch die gegebene Lage und Überlieferung. Das unterdrückte „königliche“ Ungarn erwartete den neuen Bocskay. Beim erwähnten Sommerfeldzug von 1678 zog sich der übrigens siegreiche Teleki bei Preschau beängstigt durch den eigenen Erfolg, plötzlich zurück und ließ somit seinem jungen Rivalen freie Hand.

Nun drang Thököly in die Gegenden seiner Kindheit vor. Ehemalige Leibeigene seines Vaters, Slowaken wie Ungarn, begrüßten ihn als Held der Befreiung. In großen Massen schlossen sich ihm auch Kleinadelige und ungarische Bauern aus anderen Gegenden an, die sich mit einem Wort unbestimmten Ursprungs Kuruzzen nannten¹, während man jene Ungarn, die die Partei der Kaiserlichen ergriffen, Labantzen nannte. Thököly, hinfort am häufigsten der „Kuruzzenkönig“ genannt, nahm in einem schnellen Feldzug die Bergstädte Oberungarns; bald war beinahe das ganze „königliche“ Ungarn in seiner Hand, ja, seine Reiter fielen immer häufiger in Mähren und Schlesien ein.

Macht und Überlieferung der Rákóczi. Die auch im Westen sehr bedrängte habsburgische Macht brachte Thökölys „Blitzkrieg“ vorderhand in ernste Verlegenheit. Leopold schloß einen Waffenstillstand mit Thököly, der für Letzteren außerordentlich günstig war. Das gesamte Oberungarn wurde ihm überlassen, man wollte ihn sogar mit dem Titel eines „Herzogs von Transiszien“ (Tiszántúl) auszeichnen. Etwas später willigte Leopold auch noch in die Ehe Thökölys mit Ilona Zrinyi ein, der Witwe des verstorbenen Franz Rákóczi I. So wurde der „Kuruzzenkönig“ Vormund der beiden Rákóczi-Waisen, Julianna und Franz II., und Verwalter der riesigen Güter des Rákóczi-Hauses, deren Einkünfte er nun gleichfalls für die Zwecke des Freiheitskrieges verwenden konnte. Nicht nur das. Die Ehe mit Ilona Zrinyi verlieh seiner Rolle die entsprechende „dynastische“ Perspektive: erst die späte Liebeswahl der Rákóczi-Witwe bindet den jungen Helden an diese Schicksalsgemeinschaft, erhöht ihn gleichsam, damit er nun auch das Zrinyi- und Rákóczi-Schicksal auf sich nehmen könne.

Beginnende Mythenbildung. Nachdem der verunglückte Held des polnischen Abenteuers, Fürst Georg Rákóczi II., aus der verlorenen Schlacht von Fenes (1660) schwerverwundet nach Großwardein getragen wurde, wo er dann seinen Wunden erlag, wollte sein verwaistes Volk die Nachricht von seinem Tod noch lange nicht glauben. Im Gegenteil: man begann ihn zurückzuerwarten, wie die Portugiesen ihren Don Sebastián. Ein dem Sebastianismus ähnliches metahistorisches Gebilde erwachte aus langer Latenz, eine Art Messias-Erwartung — bekanntes Phänomen bei vielen Völkern und in jedem Zeitalter.

¹ Wahrscheinlich aus *crux-cis* = Kreuz; ursprünglich „Kreuzfahrer“ bedeutend.

So wie sich das Phänomen auf der iberischen Halbinsel zunächst an den Prinzen Juan, dem frühverstorbenen Sohn der Katholischen Könige, knüpfte, um sich erst nach der portugiesischen Katastrophe von Alcácerquebir (1578) für immer an die Gestalt des jungen Königs Sebastian zu schmiegen — den „niemand in der Schlacht hatte fallen sehen“ —, tastete auch in Ostungarn die ihren Gegenstand suchende Hoffnung zunächst das Phantom des Zweiten Georg ab, um es jedoch bald zu verlassen und nun in ungewisser Erwartung zu schweben.

Da taucht der junge Fürst, strahlend wie die aufgehende Sonne, aus dem transsilvanischen Osten auf. Solche Gestalten besitzen sozusagen vom ersten Tage ihres Auftretens an „epischen Kredit“. Man weiß, wer sie sind; man hat auf sie gewartet. Das mythische „pattern“ ihrer künftigen Rolle steht fertig da; sie haben es nur zu wandeln. Man hatte sich in Oberungarn wie in Siebenbürgen seit Jahrhunderten schon von dem nach der Endschlacht verschwundenen Helden erzählt, der eines Tages zurückkommen würde. Im gegebenen Fall stellt sich das Ugleichgewicht der ungarischen Welt wieder ein. Freilich war es anders gewesen, als im 11. Jh. nach 40 Jahren Bruderzwist, Glaubenskampf, Elend und fremdem Waffengeklirr aus dem ungarischen Osten die Gestalt des Hl. Ladislaus erschien. „Wie Morgenstern durch Nebelschwaden / schimmerte er; / geflohen sind vor ihm des Dunkels Ekel“.¹

Damals klaffte noch kein tragischer Abgrund zwischen nationaler Vorstellung und nationaler Wirklichkeit, wie im 17. Jh., und Stephans Reich konnte unter Ladislaus wiederentstehen. Noch im 15. Jahrhundert erwartete eine der seinen nur zu ähnliche „mythische Rolle“ einen anderen Sohn Ostungarns, der gleichfalls nach wirren Zeitläuften das Ruder ergriff: Matthias Corvinus. 1458, nach seiner Wahl, jauchzte das Volk der Gassen von Buda und Pesth: „Zu unserem Schutz / von des Himmels Reich / gab Gott dich uns / zum König.“

Das Fürstentum Oberungarn. Auch Thökölys Auftritt fand ähnlichen Widerhall. Aber nur seine „mythische Rolle“ war dem Wiederkehrenden vorgezeichnet. Die historischen Umstände, unter denen man die „Rolle“ zu spielen, ihre Erfordernisse zu verwirklichen hat — einerseits Charakter, Talente und Glück des mythischen „Mimen“ andererseits — wechseln von Fall zu Fall. Thököly war kein Realpolitiker wie Bocskay, kein „königlicher Mensch“ wie Bethlen. Glänzend entsprach er jedesmal der Rolle eines héros revenant; den Aufgaben der Lage und des Tages, die ihm nun seine Rolle aufdrängten, zeigte er sich jedoch nie gewachsen.

Der Titel „Herzog von Transtiszien“ genügte ihm nicht. Blindlings vertraute er seinem Glück und ließ seinen Träumen und Wünschen die Zügel frei. Fürst von Transsilvanien, König von Ungarn wollte er werden. Er brach plötzlich mit Apafy und wandte sich aus eigenen Stücken an die Hohe Pforte.

Dort hatte seit 1676 der ebenfalls sehr ehrgeizige Kara Mustafa die albanesischen Großwesire abgelöst. Er empfing Thökölys Gesandten in Gnade und willigte in die Errichtung eines oberungarischen Fürstentums ein. Der jetzt nach Buda zieht, um aus den Händen des Pascha von Buda die türkische Ernennung entgegenzunehmen, scheint in den Fußstapfen Bocskays zu wandeln.

In Wirklichkeit ist der Unterschied ein wesentlicher. Bocskay hatte den Königstitel zurückgewiesen, die türkische Expansion zum Stehen gebracht, einen modus vivendi für das dreigeteilte Land geschaffen. Thököly zieht mit dem Pascha gegen Oberungarn; gemeinsam nehmen sie Kaschau, Preschau, Leutsche — blühende Städte, die vorher nie einen Türken sahen, und endlich auch die wichtige Grenzburg von Fülek. Dort wird Thököly von des Türken Gnaden zum ungarischen König ernannt: das Athnameh stellt fest, daß der Sultan von jetzt an seinen Schutz über alle Ungarn und alle Kroaten ausbreitet.

Kurswechsel in Wien. Nun mußte die Regierung in Wien begreifen, daß sie, wenn sie den Absolutismus weiterhin forcieren, Gefahr lief, das ganze Land zu verlieren. Papst Innozenz XI. und sein Nuntius in Wien, der hervorragende Diplomat Kardinal Buonvisi, die die endgültige Verdrängung des Türken nach so langer Zeit wieder zur Sprache brachten, begannen Leopold im Hinblick auf seine ungarische Politik allmählich umzustimmen. Auf Buonvisis Rat entließ er endlich den korrupten Sinzendorf; Ampringen hatte sich schon früher zurückgezogen; Lobkowitz, eine andere Stütze des absolutistischen Regimes, fiel in Ungnade; der Sieger von St. Gotthard, Montecuccoli, starb. Aber auch Thökölys

¹ Vgl. G. Vernadsky – M. de Ferdinandy: Studien zur ungarischen Frühgeschichte, II. Álmos, Südosteurop. Arb. 47, München 1957; 104

Druck ließ nicht nach, indes die Türken ihre eher schon defensive Haltung plötzlich und sehr entschieden änderten: Kara Mustafa steuerte das Riesenreich noch einmal auf den Kurs expansiver Politik.

Der Reichstag von 1681. 1681 rief Leopold den Reichstag zusammen. Mit dieser Geste wurde anerkannt, daß das absolutistische Experiment gescheitert war. In der Person des späteren Prinzen Paul Esterházy wurde ein Palatin gewählt; das Gubernium wurde aufgehoben, die Konstitution wiederhergestellt und das Land wieder auf die seit Ferdinand I. gewohnte Weise verwaltet. Lutheranern und Calvinisten wurde erneut Glaubensfreiheit gewährt. Ihre Kirchen wurden ihnen größtenteils zurückgegeben und ihre verbannten Pastoren und Lehrer durften zurückkehren.

Man beschloß, in Zukunft auch einen ungarischen Gesandten zu der Hohen Pforte zu schicken und bei Friedensverträgen mit dem Türken auch ungarische Diplomaten heranzuziehen. Ferner verfügte man, daß die Grenzburgen wieder von ungarischen Soldaten bewacht werden sollten.

Die mit der Verfassungs-Wiederherstellung geschaffene neue Lage machte Thököly unsicher. Es stimmt zwar, daß Leopold — was die letzten drei Verordnungen betrifft — sein königliches Wort nicht hielt; doch das konnte Thököly 1681 noch nicht wissen. Was er aber schon damals hätte ahnen können, war das nahe Scheitern seines „Reiches“. Es stellte sich immer klarer heraus, daß er sich nicht mehr lange würde halten können. Im oberungarischen Fürstentum, das wie auf Zauberschlag entstanden war, wurden weder dessen Administration noch Verteidigung ausgebaut — wie seinerzeit für das siebenbürgische. Gleichwohl bedeutete es noch Macht.

Da beging Thököly den zweiten Fehler seiner Laufbahn, und erst dieser erwies sich als verhängnisvoll: er erkannte die 1681 geschaffene neue Lage nicht an, brach jede Brücke zum Westen ab und schloß sich — diesmal ohne jeglichen Vorbehalt — den Türken an.

Der „Befreiungskrieg“. Kara Mustafa betrachtete mit der Einrichtung von Thökölys Vasallenkönigtum die ungarische Verteidigungslinie als durchbrochen und rüstete gegen Wien. Da geschah etwas Unerwartetes. Thököly wollte die Auseinandersetzung der beiden großen Feinde abwarten und schloß sich dem gegen Wien vorrückenden Großwesir nicht an. Dieser zog durch das verwüstete ungarische Land und begann die Belagerung Wiens.

Eine große europäische Koalition raffte sich auf, um Wien zu retten. Der Erfolg war vollkommen. Die vereinigten christlichen Heere verfolgten den sich zurückziehenden Türken die Donau entlang. Thököly wurde noch unsicherer und erschien auch bei Párkány nicht, wo die Türken noch einmal in großer offener Schlacht geschlagen wurden.

Für und gegen das Recht des Widerstandes. 1684, nachdem Kroatien, Niederungarn und der ganze westliche Teil Oberungarns — d.h. ungefähr die Hälfte des Thököly-„Reiches“ — fest in der Hand der Kaiserlichen und also des Kuruzzenkönigs Macht und Glück klar erkennbar im Schwinden waren, äußerte sich Thököly über das Widerstandsrecht. Er nannte die Goldene Bulle, weil sie den § 31 enthält, „Seele der ungarischen Freiheit“, „wahres Gesetz der Herrschaft“, „Richter und Rächer der Untertanen“ — und setzte hinzu: „Denn sie ist fähig, den Makel der Rebellion ganz abzuwaschen“.

Wieder fühlt man, wie bei den Teilnehmern der Magnatenverschwörung, die Diskrepanz zwischen der althergebrachten ständischen Haltung und der allgemeinen Auffassung in einer Epoche, da man vom Altar herab verkünden konnte, daß „Gott ein unsichtbarer König, aber der König unser sichtbarer Gott ist“ (London 1639). Man fragt sich, ob den Großen des 15. Jh., die König Sigismund gefangen genommen hatten — oder noch einem Bocskay — „der Makel der Rebellion“ ein Problem gewesen ist.

Widerstand war ja gutes Recht, und als solches selbst vom angegriffenen König anerkannt. Bocskay des Hochverrats zu zeihen, fiel nicht einmal den Habsburgern ein; noch mit Thököly verhandelte man vor 1683 — gewiß, in sehr bedrängter Lage — nicht anders, als einst mit Bocskay. Ein Labantzen-Spottlied auf Thököly aus dem Jahre 1683 zeigt jedoch, wie diese Gedanken in einem Teil des Volkes leben und walten. Das Lied sieht in Thököly, der „gegen seinen König den Säbel zog“, nur einen „mit einer Stroh-Krone gekrönten Bohnenkönig“, dessen Macht bloßer „Schatten“ ist. Nur zwei Jahre noch, und sie verblaßt tatsächlich zu einem Schatten.

Thökölys Sturz. Nun schickte Wien sich an, das gefährliche Recht des Widerstands ein für allemal zu liquidieren. Dazu mußte vor allem Thököly aus dem Weg geschafft werden, den man früher halbwegs doch anerkannt hatte. Daher ließ man die Türken wissen, daß den Kaiserlichen viel an einer eventuellen Auslieferung Thökölys gelegen sei. Der von der christlichen Koalition immer mehr bedrängte Türke lockte 1685 Thököly nach Großwardein und ließ ihn dort in Ketten legen.

Mit dieser Tat zerstörte die Pforte selber das von ihr geschaffene oberungarische Fürstentum und — was weit wichtiger war — auch jedes Vertrauen der Ungarn gegenüber dem Halbmond; als aber Thököly den Kaiserlichen ausgeliefert werden sollte, antwortete nur Hohngelächter. Rasch ließ man Thököly frei und gab ihm seine Ämter und Würden zurück. Es war jedoch zu spät. Inzwischen gingen Nordungarns Städte und Burgen verloren. Das Verhalten von Thökölys Anhängern zeigt am klarsten, daß er endgültig gestürzt war. Seine besten Soldaten, 17.000 ungarische Krieger, gingen zu Leopold über und nahmen von nun an teil an den Kämpfen der Koalition zur Befreiung ihres Landes.

Die Christen häuften Sieg auf Sieg. Am 2. September 1686 erstürmten sie Buda; 1687 schlugen sie den Türken sehr empfindlich bei Mohács, zogen daraufhin nach Transsilvanien und nahmen das Fürstentum ohne Schwertstreich in Besitz.

Der Reichstag von 1687. Noch im Herbst des Jahres wurde der Reichstag einberufen. 1681 war Leopold wenig mehr als lediglich nomineller Herr des Landes gewesen; jetzt gehörte ihm das ganze Reich — südlichste Gebiete um Temesvár und die Burg von Munkács in der Nordostecke des Landes, wo sich Ilona Zrinyi noch verzweifelt und heldenmütig verteidigte, nicht mitgerechnet — wie keinem Habsburger vor ihm, ausgenommen Albrecht und Ladislaus V. Damit ist die Wendung von weltgeschichtlicher Wichtigkeit vollzogen: Habsburg, im Westen durch Bourbon bedrängt, bei der bald aktuell werdenden spanischen Erbschaft sehr gefährdet, im Reich unsicher, wird nun eine ostmitteleuropäische Großmacht, deren Machtgebiet sich in diesen Jahren (bis zum 1699er Frieden von Karlowitz) rasch und entschieden erweitert und abrundet.

Leopold — der die Pläne von 1684 schon aufgegeben hatte ¹ — könnte das eroberte Land — so wird es dem Reichstag mitgeteilt — zwar als eroberte Provinz, *iure belli*, behandeln; in seiner Gnade jedoch gliederte er diese Teile wieder dem ungarischen Königreich an, dessen Gebiete und Länder sie im Mittelalter gewesen waren.

Diesen Gnadenerweis ließ er sich teuer bezahlen. Der Reichstag mußte auf die alte Form des Wahlkönigtums verzichten. Von 1687 an beruht das ungarische Thronfolgerecht „auf einem Akt der Dynastiewahl; dieser hält das Prinzip der freien Königswahl aufrecht, hebt dasselbe nicht auf, sondern hält es nur in der Schwebe für die Zeit, solange männliche Nachkommen Leopolds I. von Ungarn und solche Karls II. von Spanien leben. Nur nach Erlassung des Inauguraldiploms und nur kraft der auf dem Reichstag durch die hl. Krone vor sich gehenden Krönung wird der Erbe zum gesetzlichen König, der die volle königliche Gewalt erlangt“ ². Aber der Wahl-Akt verschwindet.

Mit ihm verschwindet auch das Recht des Widerstands aus der ungarischen Verfassung. Dem königlichen Wunsch entsprechend, hebt der Reichstag fast einmütig den Paragraphen 31 der Goldenen Bulle von 1222 auf. Die im wiedereroberten Lande, namentlich im gewesenen Gebiet des Thököly-Fürstentums wütende Soldateska wartete jedoch die Aufhebung des Gesetzes nicht ab. Georg Széchenyi, der alte Fürstprimas von Gran, sagte mit Blick auf die wenigen jungen Leute, die den Reichstag von 1687 bildeten, traurig: „Man muß mit den Jüngeren vorliebnehmen, wird doch den meisten Älteren der Kopf abgehackt.“

Allgemeine Unzufriedenheit. Nicht nur der Adel, auch das einfache Volk konnte der Befreiung nicht froh werden. Der Krieg hatte Ungarn über seine Kräfte belastet. 70 Prozent der ganzen Kriegslast lag auf der Bevölkerung von 32 verwüsteten Komitaten. Zahlte Österreich vier oder drei Steuergulden, mußte Ungarn fünfeinhalb oder sechs Gulden bezahlen. ³ Da der Beamtenapparat Leopolds korrupt und schlecht war, wurden selbst diese überhöhten Steuern zwei- oder dreimal dem armen Volk abge-

¹ Vgl. den Schluß unseres VIII. Kapitels

² Gejza v. Ferdinandy: Staats- und Verwaltungsrecht des Königreiches Ungarn und seiner Nebenländer. (Übers. Dr. H. Schiller). Hannover 1909 (Bibliothek d. öffentl. Rechts. Band XVI), 87

³ Gy. Miskolczy: A magyar nép története a mohácsi vésztől az első világháborúig (Geschichte des ungarischen Volkes von der Katastrophe bei Mohács bis zum ersten Weltkrieg). Rom 1956, 160.

preßt. Das Elend wuchs dermaßen, daß das Volk mit Sehnsucht „an die besseren alten Zeiten“ der türkischen Eroberung zurückdachte. In Mähren war es keine Seltenheit, ungarische Adelige zu sehen, die dort um ihr täglich Brot bettelten. Die Hungersnot war in einigen Teilen des Landes so groß, daß man die Toten ausgrub, um sie zu verzehren. Außerdem waren die kaiserlichen Generale bestrebt, diese trüben Kriegszeiten auszunützen, um endlich auch die Kraft des ungarischen Adels zu brechen. Erneut häuften sich die Konfiskationsprozesse; wieder richtete man auf illegale Weise Unschuldige hin.

Thökölys letzter Versuch und das Ende. In einer Zwischenperiode während des Verlaufs der sogenannten Befreiungskriege, als Ludwigs XIV. Einbruch in die Pfalz (1688) den Türken auf eine Wendung des Kriegsglücks hoffen ließ, wurde Thököly nach Apafys Tod (1690) durch die Hohe Pforte als ernannter Fürst des Landes nach Transsilvanien geschickt.

Wiederum war ihm, diesem merkwürdigen héros revenant, das mythische „pattern“ seiner Rolle gleichsam vorgezeichnet; wie jener versagte er bezeichnenderweise nicht bei der „Reconquista“ sondern bei der „Restitutio“. Noch einmal ging er seinen bujdosó voran. Noch einmal gelang ihm ein Streich, ähnlich jenem, durch den er vor anderthalb Jahrzehnten Oberungarn erobert hatte: Während ihm die vereinigten kaiserlich-siebenbürgischen Truppen — unter ihnen sein Erzfeind Teleki — bei einem Paß der Süd-Karpaten auflauerten, als dem einzig möglichen Einfallstor für ein Heer nach Siebenbürgen von jener Seite, erklettert er mit seinen bujdosó und den ihn begleitenden tatarischen Hilfstruppen die fast 2600 Meter hohe Hauptkette. Nachdem er den überraschten Feind in einer sehr geschickt geleiteten Schlacht vernichtet hatte — auch Teleki fiel -, nimmt er Land und Fürstenhut; auf dem Reichstag von Kereszténysziget läßt er sich auch nach altem Gesetz zum Fürsten einsetzen.

Damit erscheint Thököly ein zweites Mal in der Rákóczi-Rolle, wiewohl er die Wiederherstellung ihrer Erbschaft gar nicht versucht: Vor den Kaiserlichen, die bald mit starken Kräften zurückkehren, zieht sich Thököly sofort zurück, obwohl er samt den Seinen weiß, daß das diesmal einem Verdammungsurteil für immerwährendes Exil gleichkommt. Denn wer in dieser Lage das transsilvanische Land aufgibt, gibt es für immer auf; mit ihm auch die letzte Möglichkeit einer nationalen Regierungsform auf ungarischem Boden. Nun ist man in einem neuen, wesentlicheren Sinn des Wortes zum bujdosó geworden, wie es in einem Gedicht aus dem Kreis um Thököly aus diesen Jahren heißt:

„Mit Pferd, mit Sattel und einem berittenen Diener kam ich
aus Transsilvanien. Mein Diener heißt Alles-sollst-du-wegwerfen;
ich selber heiße landesflüchtiger Soldat. Ich tat nichts Böses;
der Himmel ist mein Zeuge. Trotzdem ist mir unter euch zu
bleiben nicht mehr gestattet. Mein verwaistes Haupt findet
nirgendwo Ruh — meinem verwaisten Haupt winkt nirgendwo Ruhe .

[Most jöttem Erdélyből...]

Mein Fürst zog ab und ging in das Land der Fremde; er ließ
einen Brief schreiben, da steht, ich soll ihm folgen. Mein
Fürst zog ab und ging ins Lager der Türken; Trauer trag ich
um ihn, sammetschwarze Trauer.

Bis Mittag — sammetschwarz; nachmittag — purpurrot. Beim Röten
des Morgens kleide ich mich in Waffen, sattle ich
meinen Gaul, besteige ich mein Pferd — so reite ich ihm nach
in die große Türkei“.

Thökölys Frau wurde 1688 von ihrem Kapitän, Absolon, verraten und sah sich gezwungen, die Pforten der Rákóczi-Festung Munkács den Kaiserlichen zu öffnen. Ihre Kinder, die Rákóczi-Waisen, mußten nach Wien, wo ihre Erziehung eigens vom König überwacht wurde. Ilona selbst wurde später an die Türken ausgeliefert und durfte ihrem gestürzten Gemahl in die Verbannung nach Kleinasien folgen. Beide starben in Nikomedien.

XIV. Der erste Versuch einer Restitutio Regni und sein Scheitern.

Der Verlust des Feindes. Das Jahr 1687 bezeichnet eine jähe Wendung in der ungarischen Geschichte. Die zweihundert Jahre Türkenzeit waren zwar eine Epoche gewesen, in der dieses Volk von

allen Plagen und vom Elend eines ewigen Kriegszustandes heimgesucht und sogar in seiner nackten Existenz gefährdet worden war.

Und der Kampf hatte zu keinem Endergebnis geführt, das Genugtuung hätte geben können. Der Ungar verlor ja den Kampf gegen den Türken; verlor ihn letztlich auch gegen die Kaiserlichen, während der ununterbrochene, bis an die Wurzeln von Ehre und Moral reichende Konflikt zwischen absoluter Monarchie und Widerstandsrecht, zwischen supranationaler und nationaler Herrschaftsform auch sein inneres Gleichgewicht in höchstem Maße angriff.

Und trotzdem: der Ungar hatte während dieser Epoche eine große Zeit erlebt. Er entwickelte eine Lebensform, in der sich seine Eigenart, seine Kultur, Staats- und Regierungsform mit Wucht und Originalität zu artikulieren vermochten.

1687 wurde ihm aber auf einmal Alles weggenommen: der ganze imaginäre Raum zerstört, in dem seine Selbstverwirklichung seit der Entfaltung der Hunyadi-Macht stattgefunden hatte. Nun war er seinem westlichen Feind bedingungslos ausgeliefert. Vorderhand büßte er jede Möglichkeit einer Auseinandersetzung mit ihm ein. Dadurch wandelte sich erst dieser Feind in seiner Vorstellung auf eine verhängnisvolle Weise. Denn ein Feind, dem man vollkommen erlegen ist, ist kein Feind mehr: ist Zwingherr.

Vor diesem gab es keine andere Rettung mehr, als die Flucht. Ein Flüchten unter die Obhut des östlichen Feindes; und mehr noch: ein Fliehen mit diesem zusammen, weil der Feind sich eben in diesen Jahren aus der Ungarn-Heimat endgültig zurückgezogen hatte.

Damit verlor aber der Ungar auch den östlichen Feind, dem gegenüber er seit dem ausgehenden 14. Jahrhundert alle seine Energien in die Schranken gestellt, mit dem er sich in wechslungsreichen Kampfformen auseinandergesetzt hatte, ihm abwechselnd unterliegend, ihn besiegend, ihn als Tyrann und Oberherrn, aber auch als Vormund und Verbündeten kennenlernen. Jetzt war er plötzlich nicht mehr da. Der Verlust des Feindes und die u.U. katastrophalen Folgen des Verlustes eines säkularen, angemessenen, ebenbürtigen Feindes, dessen Gegenwart die besten Kräfte des Angegriffenen immer wieder herausfordert, sind ein bekanntes Phänomen im Leben sowohl des Einzelnen wie der Nationen.

Mit seinen beiden großen Feinden verlor der Ungar auch die dual ausgebildete nationale Lebensform, jenen politisch-kulturell-weltanschaulichen Rahmen, in dessen Spannungsfeld sein Leben sich seit etwa 150 Jahren abgespielt hatte: den Zweiklang Ungarn-Transsilvanien.

Dieser Zweiklang, der letzte, den Erfordernissen der Türkenzeit angemessene Ausdruck des Doppelkönigtums, dieses höchst komplexe und widerspruchbeladene, aber elastische und geistreiche System, in dessen Polarisierung sich der ungarische Dualismus zwischen etwa 1542 und 1687 verwirklicht hatte, fällt in sich zusammen und reißt das ganze höhere politische Leben der beiden Länder mit sich. Jetzt war nur noch die eine der beiden Herrschaftsformen übrig, die supranationale, d.h. die fremde, nun auch überwiegend von Fremden vertretene, der die einheimische, traditionsgemäße Herrschaftsform als erlösendes Korrelat nicht mehr entgegengestellt werden konnte.

Gleichzeitig mit Siebenbürgen und seinem Fürstentum verschwindet aber auch das uralte Wahlkönigtum und diesem folgt der Verzicht auf das noch ältere Recht des Widerstands.

Diese allgemeine und unvorbereitete Aufhebung jeder Art dualer Spannung brachte auf allen Ebenen des öffentlichen und des privaten Lebens einen Verlust des Gleichgewichts mit sich, der in eine nationale Katastrophe auszuarten drohte.

Was aber nicht verschwand, war die Erinnerung. Man schaute aus Zerfall, Elend und Demütigung in sehnsüchtiger Wehmut nach der Vergangenheit zurück. Je tiefer man sank, desto erhabener leuchteten die Zeiten vergangener Größe im nationalen Gedächtnis auf. Aus der Sehnsucht entstand der Wunsch, das Ersehnte wiederherzustellen. Man war sich aber nicht im klaren, ob eine solche restitutio in den von Grund auf veränderten Verhältnissen der Jahrhundertwende noch innerhalb des Möglichen lag oder bloß ins Reich der Träume und Wahnvorstellungen gehöre.

Der romantische Mensch. Die Spannung zwischen Wirklichkeit und Vorstellung ist von jeher die typische für den romantischen Menschen. Wenn wir von nun an von der romantischen als einer typischen Haltung des Ungartums sprechen, meinen wir damit nicht nur das Zeitalter der ungarischen Romantik. Romantik nämlich, als eine spezifische Haltung des Menschen, gilt nicht nur für eine geschichtlich begrenzte Epoche, wie auch der Barock nicht nur für das europäische Barockzeitalter, die Gnosis nicht nur für den spätantiken Gnostizismus Geltung haben.

So verhält es sich auch mit der romantischen Haltung in allen Zeiten, Zonen und Kulturen. Wo die charakteristische Spannung der erlebten Wirklichkeit und einer ersehnten Wirklichkeit zum Grunderlebnis wird, — da ist eben Romantik als menschliche Haltung vorhanden.

In diesem Sinne können Erscheinungen vornehmlich späterer Epochen u. U. zu jeder Zeit und in jeder Kultur vorwiegend romantisch sein. Die altertümlichen Formen und Ideale des Lebens sind noch vorhanden, sie sind noch lebendig, bilden also noch eine innerlich erlebte ideale Welt, — eine ideale Welt, verklärt durch den Zauber und Schimmer des Archaischen, des Vergangenen, — aber dieser erlebten inneren Wirklichkeit entspricht die ebenfalls erlebte äußere Wirklichkeit nicht mehr. So entsteht die Spannung zwischen Gegenwärtigem und Überliefertem. Aus dieser Spannung erblüht die Sehnsucht. Man wendet das Antlitz zurück: der Vergangenheit zu, wo — wie man glaubt — diese Spannung noch nicht existierte. Der Romantiker glaubt, daß in der ersehnten Vergangenheit das Leben heil, erhaben und groß war, — größer als es heute ist. Eben diese Einstellung ist die Grundhaltung des Ungarn in der ganzen Spät- und Nachtürkenzeit.

Freilich hat sich auch die ihr entgegengesetzte Einstellung herauskristallisiert: der Mensch der kargen Ratio. Der nüchterne, realistische, ja materialistische Ungar gehört gewiß zum Ganzen des Bildes. Die beiden großen Söhne Groß-Wardeins: der kalvinistische Bocskay und der katholische Pázmány sind keine Romantiker. Beide wägen die Gegebenheiten mit herber Nüchternheit: „Die Sache selbst wird betrachtet“ (*a dolgót ő magát nézzük*), sagt jener Bocskay, der mit seiner ganz persönlichen Vergangenheit restlos aufräumen konnte, als er einsah, daß sich das Pfand der Zukunft nicht bei Habsburg, sondern bei dem Türken befinde.

Bekannt und in der ganzen ungarischen Geschichte verfolgbar ist der von ihm repräsentierte Typ. Fragt man aber, wie es um jene steht, die sein Werk weiterführten und es sogar zu ergänzen versuchten, wird die Antwort unsicher und widerspruchsvoll sein. Betrachtet man selbst das Werk eines grossen Staatsmannes wie Gabriel Bethlen, so ist bei näherer Prüfung auch noch bei ihm ein Zug „romantischen“ Strebens unverkennbar.

Er will ja das Reich des Matthias Corvinus wiederherstellen; letztlich ein zweiter Matthias Corvinus werden. Und wenn sein Werk in der großen Strömung der geschichtlichen Zeit sich trotzdem als ein schicksalformender Faktor behaupten kann, will das nur besagen, daß Bethlen noch aus einem Gleichgewicht heraus gehandelt hat, auf dessen Grundlage er einen Gedanken, bestehend aus Sehnsucht, Wahn und Traum, so in die Wirklichkeit — teilweise wenigstens — hinüberzusetzen vermochte, daß aus der Sehnsucht Wille, aus dem Wahn System, aus dem Traum ein organischer Teil der Wirklichkeit wurde.

Damit ist auch ein Urteil über die letzten 300 Jahre ungarischer Geschichte gesprochen. Denn welcher Drang war es wohl, der all die Ungarn beseelte, seitdem ihr mittelalterliches Reich zerbrochen war? Der Traum der *restitutio Regni*. Das Vergangene sollte wiederentstehen.

Ist es wiedererstanden, das alte Reich? Kaum. Aber das Bild des Vergangenen wurde in die Zukunft projiziert. Und so ist Zukünftiges Gegenwart geworden. Wer fragt noch danach, ob jene erträumte und ersehnte Vergangenheit je Wirklichkeit gewesen ist? Wichtig allein, daß sie es nun ist. Aus dieser Perspektive ihrer romantischen Grundhaltung haben wir sämtliche Erscheinungen der neueren ungarischen Kultur und Geschichte zu erschauen und zu werten.

Die Überlieferung und ihre Widersacher. Es zeigte sich, daß die Idee der Ganzheit des ungarischen Reiches, des ganzen Körpers der heiligen Krone weder bei den Ständen noch im armen Volke jemals erloschen ist. Stände und armes Volk haben als Muttersprache jenes seltsame Idiom gesprochen, welches im eigentlichen Sinne des Ausdrucks keine Verwandten besitzt und dessen Bilder und Asso-

ziationen nicht nur auf das ungarische Mittelalter, sondern — wie wir noch in einem späteren Kapitel dieses Buches sehen werden — auf die Urzeiten des Volkes zurückdeuten. So lange diese Sprache lebt, darf sich der Ungar mit Recht als Sproß seiner ältesten landnehmenden Ahnen, seiner mittelalterlichen großen Könige und der neuzeitlichen großen Vertreter seines Volkstums ansehen.

Auf drei Ebenen — der Religion, des staatlichen Aufbaus und der Sprache — blieb die ungarische Überlieferung während der ganzen Türkenzeit lebendig und wirksam. Nachdem sie den Türken endlich los war, begann die Nation einen zähen und trotz schwerer Niederlagen nie ganz aufgegebenen Kampf, um wenigstens auf diesen drei Ebenen eine Wiederherstellung ihrer selbst, eine Restitutio in integrum zu erlangen.

Der Traum stand auf jeder der drei Ebenen des nationalen Lebens nicht mehr als Feind, der Waffe gegen Waffe einsetzt, sondern als würgender Koloß, dem man nicht mehr ausweichen kann, die Staatsmacht der Zentralregierung entgegen. Am sichtbarsten war ihre Gegenwart auf der Ebene des staatlichen Aufbaus und der damit verknüpften sozialen und demographischen Lage. Beginnen wir deshalb damit.

Das „Einrichtungswerk“. Die 1681 wiederhergestellte Verfassung war nach den Kriegseignissen der Jahre 1686/87 kaum etwas mehr als eine zur Beruhigung der Gemüter aufrechterhaltene Fiktion, zu der jedoch die Wirklichkeit auf fast allen Ebenen des nationalen Lebens in krassm Widerspruch stand. Prinz Paul Esterházy, der Palatin, gestützt auf jenes königliche Wort, das 1687 die Integrität des Reiches der Stefanskronen wiederherstellte, arbeitete einen Plan der Wiedereinrichtung des Landes aus. Dieser Plan wurde jedoch von den Wiener Regierungskreisen überhaupt nicht in Erwägung gezogen.

Zur selben Zeit reichte auch Kardinal Kolonits, der nun Erzbischof von Kalocsa war, sein „Einrichtungswerk“ ein, das man gewiß keiner besonderen Ungarnfreundlichkeit zeihen konnte. Sein Autor sprach darin das Programm „einer allmählichen Germanisierung des Königreichs oder wenigstens eines großen Teiles von ihm, bezweckend eine Milderung des zu Rebellion und Unruhe neigenden ungarischen Blutes durch das deutsche Blut“, mit voller Klarheit aus.¹ Trotzdem wurde selbst Kolonits abgelehnt, wahrscheinlich wegen seiner gerechten Kritik an der Soldateska und ihren Maßnahmen. Er wagte auszusprechen, daß die Regierungskreise Ungarn „als ein feindliches Land“ verwalten, verwies mit nüchternen Fakten auf das unaussprechliche Elend des Volkes; und er klagte die Kriegskommissäre an, die von den Ungarn jährlich 10 Millionen, ja manchmal 20 Millionen Gulden Steuer erpressen, wovon Wien bloß eine Summe von 2.600.000 Gulden bekommt. Das übrige wird gestohlen.²

Kolonits, zwar ein Politiker tiefster absolutistischer Überzeugungen, sagte es den Regierungskreisen ins Gesicht, daß man so weder weiterregieren dürfe noch könne. Allein, der Einfluß der Kriegskommissäre hatte mehr Erfolg als das kühne und klare Wort des Kardinals. Auch sein „Einrichtungswerk“ wurde ad acta gelegt: die Prinziplosigkeit, Ohnmacht und Trägheit der zentralen Regierungsorgane lähmte jede Reform konstruktiver Art. Eine finanzielle Krise war da, die man zu bewältigen gar nicht mehr versuchte; man hatte, um offene Empörung zu vermeiden, die Verfassung nicht konfisziert, aber sie umgangen; man hielt in der Theorie die Zurückgabe der neueroberten Teile, ja die Einsetzung ihrer alten Gutsbesitzer aufrecht, schlug aber in der Praxis meistens den diametral entgegengesetzten Weg ein.

Zerfall der Lebensformen. Nun war kein ungarischer Wille mehr am Werk, um diesen Zuständen Einhalt zu gebieten. Jene großen Herren, in deren Gedankenwelt sich noch wahres „Politicum“ gestaltete und in deren Taten noch europagültige Geschichte zum Ausdruck gelangte — wie zu den Zeiten Bocskays und Pázmánys, Bethlens und des „alten“ Rákóczi —, waren nicht mehr Leiter des Volkes, geschweige denn Lenker seines Schicksals. Statt der großen Lebensform dieser Männer und ihrer Mitarbeiter trat nun ein trauriges Phänomen in Erscheinung. Jetzt, in den Jahren allgemeinen Zerfalls, suchte man den letzten Tröster im niederen Rausch, der unedlen Ekstase, herbeigeführt durch Wein und Völlerei, um darin das quälende Gefühl allgemeinen Scheiterns ersticken zu können.

¹ Nach dem ungarischen Zitat in B.Hóman – Gy. Szekfü: Magyar Történet (Geschichte Ungarns), 1. Auflage, Band VI, 17. Das im Archiv der Ungarischen Akademie der Wissenschaften liegende Originalmanuskript war mir nicht zugänglich. (Szekfü, ibidem, 461.) Gegen den angeführten Wortlaut noch 1957 W. Hubatsch: „Diese ‚Peuplierung‘ entsprach keineswegs einem Wunsche nach ‚Germanisierung‘, sondern erfolgte aus wirtschaftlichen Gründen.“ Historia Mundi, Band VII, 357. – Freilich sind wirtschaftliche Gründe *auch* vorhanden.

² Vgl. das I. Kapitel des VI. Bandes von Hómans und Szekfüs öfter zitiertem Werk: Magyar Történet (Geschichte Ungarns).

An diesem Rausch gehen im Osten Menschen von der Begabung eines Thököly, im Westen Geister von der Klarheit und Bildung eines Paul Esterházy zugrunde. Das Übel greift um sich: ein Zerfall der Lebensform beginnt und nimmt an Ausmaßen jährlich zu.

Wo aber die Höchststehenden solches Schicksal erwartet: was soll man bei Abertausenden des vernachlässigten, unmenschlich behandelten, leidenden und verzweifelten armen Volks erwarten? Nun wimmelt das Land wieder von den bujdosó. Wieder sind es zum Teil entlassene ungarische Soldaten aus den Grenzburgen oder die Kuruzzen Thökölys, aber ihre großen Massen formen sich diesmal aus entflohenen Leibeigenen, die vor den Plagen der Steuern, der Einquartierung, der Grausamkeiten, der Raub- und Mordlust der fremden Soldateska davonlaufen, um in Elend, Angst und Verlassenheit auf ihren Erlöser zu warten.

1696 kommt es dann zu einem Aufstand in Sárospatak, der Rákóczi-Stadt. Ein Bauer und ein kalvinistischer Pastor führen die Bauern an. Sie nehmen Sárospatak und auch Tokaj. Freilich wissen Anführer wie Aufrührer, daß der Erwartete nicht unter ihnen ist. Ihrer Aller höchste und einzige Hoffnung verkörpert der junge Gutsherr von Sárospatak, Träger des größten Namens des gesamten Ungarn, Franz Rákóczi II. Der junge Fürst aber entzieht sich seinem Volke: wie in einer Flucht vor seinem eigenen Schicksal, reist Rákóczi Hals über Kopf nach Wien, um jedem möglichen Verdacht vorzubeugen. Der blutige Schatten seines hingerichteten Großvaters, Peter Zrinyi, steht noch mahnend vor dem Enkel und hält ihn zurück.

Fürst Franz Rákóczi II. Rákóczis Vorsicht war mehr als begründet, allein er kämpfte vergebens gegen den Dämon seines Schicksals, gegen die Überlieferungen seiner Sippe und seiner Kindheit, aus denen der Auftrag seines Lebens mit zwingender Notwendigkeit erwuchs.

„Ich habe die Leiden der Gesellschaft — sagt Rákóczi selbst in seinen 1717 verfaßten Memoiren — während der fünf Jahre, die ich zwischen den Ausschweifungen der Jugend in Böhmen, in Italien und am Hofe in Wien verbrachte, sehr leicht genommen. Dann aber bin ich in meine Heimat zurückgekehrt. Die Unmenge der Beleidigungen, die ich dort feststellte, haben mich erst fühlen lassen, unter welchem Druck das Land sich befand.“

Rákóczi hatte in seiner Jugend vieles unternommen — nicht nur die oben erwähnte Flucht von Sárospatak nach Wien — um sich seinen dynastischen und nationalen Traditionen zu entziehen. Er führte das Leben eines westeuropäischen Prinzen. Er heiratete eine Prinzessin aus Deutschlands Westen, die der ganzen ost-mitteleuropäischen Überlieferung des Rákóczi-Hauses fremd gegenüberstand. Endlich kehrte er nach Hause zurück. Da ergriffen ihn die Probleme der Rákóczi, die Sorgen der Zrinyi, die Bilder und Erinnerungen seiner Kindheit. Bald saß er in Wiener-Neustadt im selben Kerker, aus dem sein Großvater auf das Schafott geführt wurde.

Als er nach seiner Flucht in Polen auftauchte, begannen zwischen ihm und dem französischen Hof die Verhandlungen von einst wieder. In der Heimat stand das arme Volk wieder in Aufruhr und — obwohl man über Rákóczis Leben oder Tod gar keine bestimmte Nachricht besaß — wurde sein Name zum magischen Wort, unter dem sich die Aufrührer zusammenfanden. Ein ungarischer Bauer, begleitet von einem ruthenischen Priester, kam endlich im Auftrage der Aufständischen nach Polen. Er fand den Fürsten. Mit diesem Besuch wurde der Kontakt zwischen Rákóczi und dem armen Volk hergestellt. Der Zauberkreis seines Schicksals hatte sich geschlossen. „Nur Befehl und Fahnen sollen geschickt werden, und die kopflose Menge wird zum formierten Heer“. Rákóczi gibt in seiner Lebensbeschreibung selbst zu, daß sein Unternehmen politisch-rational ungenügend vorbereitet war. „Ich setzte mein Vertrauen in meine gerechte Sache und die Hilfe Gottes . . . und am Abend eines besonders trüben Tages (16. Juni 1703) brach ich auf. Nur einige bewaffnete Knechte meines polnischen Gastgebers haben mich begleitet.“

Was ihm auf der Grenze entgegenkam, war eine armselige Menge von etwa 200 Mann Fußvolks und 50 Reitern. Dann erschienen auch die ruthenischen Bauern der Rákóczi -Güter. Unter unglaublichen Schwierigkeiten formte Rákóczi aus diesen Haufen seine Truppen. Unter abenteuerlichen Gefahren gelang es ihnen, die Theiß zu erreichen. Politisch war der Aufstand noch immer ein blindes Wagnis, aber überall zündete der große Name. Bald stießen zahlreiche Truppen gutbewaffneter ungarischer Reiter zu Rákóczi. Woher kamen sie? Gab es noch immer solche Kontingente von bujdosó in dem

scheinbar längst pazifizierten Land? Selbst der Adel faßte langsam Vertrauen und schloß sich einzeln, dann auch in größeren Gruppen Rákóczi an. Wenige, aber geordnete Truppen folgten aus Polen. Die kaiserliche Besetzung von Kálló ergab sich. „Die hatten vier kleine Burgkanonen und einige Zentner Schießpulver. Das war meine ganze Artillerie.“

Das Rákóczi-Schicksal. War es nicht ein Wahnsinn, mit diesen Kräften die zweitgrößte Macht der damaligen Welt anzugreifen? Ungarn war ein geknechtetes, ausgeblutetes Land. Thökölys Kuruzzen-Königtum, die Herrlichkeit der Zrinyi war zertreten. Transsilvanien fristete ein Schattendasein unter Habsburg. Auch juristisch besehen war es schlecht bestellt um den Aufstand: das Widerstandsrecht war ja erloschen. Vom Ausland fand sich Rákóczi allein gelassen. Seine Verhandlungen mit den französischen Botschaftern führten zu keinem konkreten Ergebnis.

Und trotzdem: die Überlieferung seines Hauses ließ ihn nicht mehr los. Im Falle Rákóczis war ja das mythische pattern seiner Rolle noch klarer vorgezeichnet als bei Thököly. Er war der verschwundene und zurückerwartete Held schon durch den Namen seiner Ahnen, den er trug. Der Nachkomme dieser Ahnen, der barock-katholische Grandseigneur, gehörte zwar einer neuen Kultur, einer anderen Religion an: sie blieben in ihm trotzdem wach. Sie impften schon dem Jüngling, der als Kind noch neben seiner Mutter auf den gefährdeten Basteien von Munkács gestanden hatte, die Überlieferung eines nie ganz ausgetragenen Kampfes ein.

So trug dieser Nachfahre dreier regierenden ungarischen Fürsten das Urbild der nationalen Herrschaft und die aus diesem entsprossene Idee der nationalen Freiheit als innerstes Symbol, als die überhaupt höchste Verwirklichungsmöglichkeit seines Wesens in sich. Es wurde ihm immer mehr bewußt, bis es schließlich — als sein Schicksal — mächtig und imperativ hervortrat.

Die Erinnerungen an die fürstlichen Ahnen wie auch das Urbild der Verbannung und Rückkehr machten in ihm die Inhalte des Rákóczi-Schicksals aus. Er hatte für die Verwirklichung seines Wesens nur diese einzige Möglichkeit: die des letzten Fürsten, der das Land seiner Ahnen unter fremdem Joch wiederfindet, vom Leid seines Volkes erfaßt ein Heer sammelt, und in den Freiheitskampf zieht. Indem er nun für die Befreiung seines Volkes kämpft, nimmt er, seinem Erbe gemäß, jene Stellung ein, die ihm als Fürsten und Herrscher dieses Volkes zukommt. Die restitutio Regni wird versucht.

Und ähnlich jenem Bilde im Helden selber über sich und seinen Auftrag, wirkt sein Bild auch in den Seinen: ein Erlebnis freudigen Wiedererkennens, erlösendes Aufeinanderreimen von Vorstellung und Geschehen, — in dem modernen Denken „mythische Wiederkehr“, „mythische Identifikation“ genannt. Mögen die Persönlichkeiten, in denen das Ungartum die Träger solcher Inhalte erkannte, noch so verschieden sein, gleichen sich dennoch ihre Schicksale im mythischen „pattern“ von Erwartung, Wiederkehr, Restitutio, Verbanntwerden und Wiedererwartetwerden.

Offenkundig hat man es hier mit einer sehr altertümlichen Vorstellung zu tun, deren Vorhandensein in der Einbildungswelt der Ungarn sie zwang, sich eine Fürstenrolle großen Stils gemäß dem „Muster“ des héros-revenant-Mythos vorstellen und begreifen zu müssen. „Denn dem Menschen ist am Wiedererkennen gelegen“ — sagt Thomas Mann, — „er möchte das Alte im Neuen wiederfinden und das Typische im Individuellen. Darauf beruht alle Traulichkeit des Lebens, welches als vollkommen neu, einmalig und individuell sich darstellend, ohne daß es die Möglichkeit böte, Altvertrautes darin wiederzufinden, nur erschrecken und verwirren könnte“.

Im Sinne solchen „Wiedererkennens“ schließen sich in der ungarischen Vorstellungswelt Fürstenrollen wie einerseits des mythischen Csaba, des Königs Salomon, der beiden Báthory, Sigismund und Gabriel, Thökölys und der beiden Rákóczi, Georg II. und Franz II., mit jenen wie andererseits des landnehmenden Árpád, des hl. Ladislaus, des Ersten Andreas und noch eher seines Bruders Levente, — zwar jede in der spezifischen Abwandlung und Eigenart verschiedener historischer Umgebungen und Begebenheiten — zu einer Gruppe zusammen.

Rákóczi, der Fürst, der dieser Gruppe organisch angehört, tritt vor seinem Volke als dessen seigneur naturel hin. In seiner Person ist die Vereinigung der westungarischen Traditionen der Zrinyi mit den ostungarischen Traditionen der Báthory und der Rákóczi zum Ereignis geworden.

In seinem Äußeren wie seinem Geist nach, in seiner westungarisch-westeuropäischen Kultur, ja in seinem Glaubensbekenntnis ist Rákóczi ein Vertreter der katholischen Zrinyi; sein Name, die fürstliche Überlieferung und der mächtige Reichtum seines Hauses binden ihn jedoch an die kalvinistischen Ahnen aus der Rákóczi-Sippe.

So steht in der Mitte des ungarischen Kosmos wie vielleicht kein Zweiter der ganzen neueren Geschichte: durch seinen persönlichen Adel, seine hohen ethischen Ideale, seine aufopfernde Liebe für sein Volk der geborene König, „wahren Volkes Sehnen“. Sein „Königtum“ ergänzte sich, wie im Falle Bocskays — nur daß Rákóczis humane Sphären unvergleichlich reicher und tiefer waren als die seines größten, ihm an nüchternem Urteil und politischer Einsicht gewiß überlegenen Vorgängers, — durch die Aufopferung seines Lebens für eine einzige Idee: die der ungarischen Freiheit.

So wird er zum Verkörperer des ungarischen Menschen schlechthin, der in ihm vielleicht nicht seinen vollkommensten, aber menschlich gewiß anziehendsten Höhepunkt erreichte, und der in solcher Harmonie und Vollendung kein zweites Mal in Erscheinung getreten ist.

Ergebnisse und Forderungen. Rákóczi steht an Rolle und Aufgabe Thököly am nächsten; trotzdem unterscheiden sie sich sehr weitgehend in dem, was die Kunst der Regierung und die ethisch-religiöse Haltung dieser beiden Menschen betrifft.

Zwar war Rákóczi kein großer Feldherr, aber als organisatorisches Talent war er seiner Aufgabe durchaus gewachsen. Aus dem Chaos, das ihn in den ersten Wochen umgab, hatte er das Heer geschaffen. Nach einigen Monaten war das Land vom Joch der Kaiserlichen befreit. Seine Reiter drangen über die Westgrenzen vor; im Osten stand Siebenbürgen auf und wählte Rákóczi 1704 zum Fürsten. Damit war ihm die Würde, die er als Ahnenerbe in sich trug, auch äußerlich gegeben. Ein Jahr später kürte man ihn, wie einst Bocskay, auf der Versammlung der Stände in Szécsény auch zum „princeps“ von Ungarn.

So entstand in den wenigen Jahren von Rákóczis Regierung ein seltener Augenblick seelischen und politischen Gleichgewichts — in der Gesellschaft wie auch im ungarischen Reich. Zerfall und Desolation wichen — wie es die sich plötzlich mit zukunftsreichen Inhalten auffüllende Kuruzzenlyrik der Jahre 1704-6 in aller Klarheit zeigt — dem Glauben an eine nationale Renaissance. Damit wird auch der katastrophalen Verkümmern der Lebensformen Einhalt geboten. In Rákóczis Prinzipat erwacht auch die nationale Herrschaftsform zu neuem Leben: zwar steht er am Schluß jener langen Reihe ungarischer „Könige“, die mit Johannes Hunyadi begann. Seine Hofhaltung mit ihren ungarischen Formen und ihrem ungarischen Sprachgebrauch war der letzte ungarische Hof der Geschichte: sein Heer, bis 1848, das letzte ungarische Heer. Immerhin konnte sich sein „Königtum“ in schwierigster Lage, trotz fortwährender Gefährdung, 8 Jahre hindurch behaupten.

Da solcherart sein Aufstand, statt sofort zu scheitern, eine vollkommen neue Lage in der östlichen Hälfte der habsburgischen Besitzungen schuf, mußten mit ihm sowohl der alte Leopold I. wie der ihn endlich ablösende Joseph I. (1705-1711), Ungarns erster Erbkönig, ernstlich rechnen.

Der siegreiche Rákóczi suchte — wie einst der siegreiche Bocskay — mit dem Inhaber der heiligen Krone den Frieden. Die wichtigsten Verbündeten Habsburgs: England und Holland, wurden zur Vermittlerrolle aufgefordert. Es waren ihre Gesandten, die während der Verhandlungen in dem westungarischen Nagyszombat/Tyrnau — der ehemaligen Residenz Pázmánys — die Attitüde der kaiserlichen Politik gegenüber Ungarn begriffen hatten. Diese hatte kaltblütig damit gerechnet, daß ein verwüstetes und ausgeblutetes Ungarn, trotz seiner anfänglichen Erfolge, einen langen Krieg nicht aushalten und früher oder später zusammenbrechen würde. Was man mit den Verhandlungen erreichen wollte, war ja nur, Zeit zu gewinnen.

Rákóczis Forderungen waren auch während der Epoche seines Aufstiegs loyal und entgegenkommend. Er hätte sogar das Gesetz des Erbkönigtums angenommen, wenn Ungarn unter Habsburg seine Freiheiten, Gepflogenheiten und Rechte zugestanden worden wären. Der König hätte sogar ein fremdes Heer von zehntausend Mann auf ungarischem Boden unterhalten dürfen. Rákóczi forderte dafür die Aufstellung eines ungarischen Wirtschaftsrates und drang — seinem sozial überraschend fortschrittlichen Denken gemäß — auf sofortige Lösung der Bauernfrage. Eine weitgehende Sicherung des Le-

bens der Bauern, Waisen und Witwen sollte in die Wege geleitet werden. Obwohl Rákóczi, infolge des Bekenntniswechsels seines Vaters, ein tiefüberzeugter Katholik war, stellte er gleichzeitig auch die Forderung der religiösen Freiheit in den Vordergrund.

Auf ein autonom sich weiterentwickelndes Transsilvanien zu verzichten, war aber ihm und den Seinen eine politische Unmöglichkeit, der ihr ganzes Denken widersprach. Siebenbürgen „sei freies Land, so wie Ungarn auch, allein sein Fürst soll Rákóczi bleiben“, — so lautete ihre Forderung. Das Weiterbestehen des siebenbürgischen Fürstentums, von einem ungarischen Fürsten regiert, aber unter der heiligen Krone: also eine Lösung im Sinne des 16. Jahrhunderts, hätte die innerländische Garantie der nationalen Freiheit, — es hätte (in der Terminologie der tieferen Schichten ungarischen Denkens ausgedrückt) die politisch-kulturell-weltanschauungsmäßige Garantie für den althergebrachten Dualismus des ungarischen Weltbildes bedeutet.

Umschwung und Sturz. Aber der Krieg zog sich dahin und die Hoffnungen schwanden. Die auf französische Anregung auf dem Reichstag von Ónod 1707 ausgesprochene Dethronisation des Habsburgerhauses erwies sich als ein großer Fehler, denn von nun an war der Weg eines friedlichen Ausgleichs für Rákóczi ungangbar geworden.

Es begann abwärts zu gehen mit dem Freiheitskampf. Schon 1708 stellte sich heraus, daß die Rechnung der Kaiserlichen richtig war. Rákóczi suchte, als das Unglück über ihn hereinbrach, im Willen seines Gottes Frieden und Ruhe. „Du stürztest alle meine Pläne, auf daß ich bei keiner ausländischen Macht Unterstützung fände. . .“ „Mit menschlicher Vernunft betrachtet — setzt er hinzu — war es Geldmangel und die allgemeine Unkenntnis auf dem Gebiete der Kriegsführung, die dem tapfer und gut begonnenen Krieg ein Ende bereitete. Endlich verdarb die in den Festungen wütende Pest die Artillerie, und die Auffüllung der Burghmannschaft schwächte die Zahl jener, die auf dem freien Gelände standen.“

1711 mußte er einsehen, daß sein Freiheitskampf zusammengebrochen war. Der Traum der restitutio Regni war gescheitert. Die Wiedergeburt des ungarischen Lebens im Sinne seiner althergebrachten Inhalte und Vorstellungen wurde nicht Wirklichkeit. Der letzte Fürst begriff erst jetzt sein Schicksal ganz: auf dem selben Wege, den er gekommen war, zog er in die ewige Verbannung. Einen Neuaufbau des Landes aus den Kräften der eigenen Überlieferung zu versuchen, — diese Hoffnung zerbrach mit Rákóczis Abzug für immer. Nur zu bald mußte er begreifen, daß verbannt zu sein, außergeschichtlich zu werden heißt.

Rákóczis Vermächtnis. Rákóczis Feldherr und Bevollmächtigter, Alexander Károlyi, schloß mit dem kaiserlichen Feldherrn, der damals ein Ungar namens Johann Pálffy war, einen Frieden, der ein Minimum der ungarischen Rechte und Freiheiten und das Weiterleben der alten ständischen Konstitution innerhalb des Habsburger-Reiches sicherte. Die Waffenstreckung auf dem Feld von Majtény war keine unbedingte Unterwerfung, wie 1849 der Akt von Világos. Der damalige Führer der Nation, Ludwig Kossuth, mußte fliehen: er hatte überhaupt keine andere Wahl, als den Galgen oder die Verbannung. Rákóczi aber hätte bleiben können. Als er trotzdem abzog, tat er das im Namen einer größeren Berufung. Ohne einen Kompromiß eingegangen zu sein, hatte er die Reinheit seiner Unternehmung für immer gerettet.

Man bedenke, daß er nicht nur die höchsten Würden seiner beiden Länder, sondern das an Land, Burgen, Kastellen, Schlössern, Dörfern und Schätzen größte Vermögen ganz Ungarns zurückließ, und er hätte nichts verloren, wenn er zu Hause geblieben wäre. In den ersten Zeiten hat man in der Tat seine und seiner treuen Gefolgschaft Haltung kaum verstanden. Denn zu Rákóczi zu gehören, mit ihm sein bujdosó-Dasein in Polen, in Frankreich, in der Türkei zu teilen, war nicht nur Erwählwerden zu höherem Geschick. Sich mit ihm zu identifizieren war — wie im Falle von Thökölys endgültigem Abzug — auch die Annahme eines Verdammungsurteils auf immerwährendes Exil, dessen innere Zielsetzung im Lichte des neuen habsburgisch-ungarischen Kompromisses nicht so leicht begreiflich war.

Viele sahen der dahinziehenden kleinen Schar von Besessenen der nationalen Unabhängigkeit mit verwundertem Achselzucken nach. Dann erst, als man sowohl in den Hütten als auch in den Schlössern allmählich begriff, daß durch das Scheitern des fernen Fürsten der tiefste nationale Traum des Ungarums, der Traum einer restitutio in integrum seines mittelalterlichen „Archiregnum“ aus der Geschich-

te schied, aber gleichzeitig auch einsah, daß das von ihm treu gehütete Vermächtnis den wahren und wesentlichen Inhalt des modernen Nationalethos von Ungarn: die Freiheitsidee, bedeute, — da erst begann der Rákóczi-Mythos von Neuem zu wirken und wurde zu einer Art religiösem Kult, um den sich allmählich die ganze Nation zusammenschloss.

XV. Der Sonderfall „Ungarn“ im habsburgischen Mitteleuropa.

Habsburgs neuer Kurs. Im 18. Jahrhundert gelang erst dem regierenden Hause, das seine damalige Attitüde von aufgeklärtem Absolutismus mit humaner Einsicht und großer politischer und psychologischer Geschicklichkeit zu vereinigen wußte, Ungarn innerhalb seines Großreichsystems zu einem neuen Gleichgewicht zu verhelfen.

In diesem Gleichgewicht — einer allgemeinen Stimmung von Ausgleich, beiderseitigem Entgegenkommen und Versöhnung — zeigt Ungarn wieder einmal ein fast homogenes Bild. Verschwunden einmal die Türkengefahr, die es zweihundert Jahre hindurch in dem erörterten Schwebezustand zwischen Ost und West hatte verharren lassen, scheint es während der Regierungen der beiden bedeutendsten Habsburger auf dem ungarischen Thron, Karl III. (1711-1740) und Maria Theresia (1740-1780), sich dem Westen so eng anzupassen wie kein zweites Mal seit dem 14. Jahrhundert, seit den Zeiten vor dem Auftreten des Türken und während der Regierung der beiden Anjou-Könige, Karls I. und Ludwigs des Großen. Freilich war es damals Mittelpunkt eines zentraleuropäischen Systems, nun Teil eines anderen, dessen geistiger wie politisch-geographischer Mittelpunkt — Wien — außerhalb seines Territoriums lag.

Das „Reich der Stefanskronen“ nahm jedoch im habsburgischen System eine Sonderstellung ein. Zwar bildete es mit der Gesamtheit des Habsburgerreiches außenpolitisch, wirtschaftspolitisch und militärisch eine festgefügte Einheit. Dazu gesellte sich im Laufe der Epoche immer mehr auch eine kulturelle Einheit, — wenngleich nicht im gesamten Lande, so doch in den Kreisen des höchsten, teilweise des mittleren Adels und eines Teiles der vermögenden Bürger. Staatsrechtlich, verwaltungsmäßig und auf der Ebene der althergebrachten Lebens- und Kulturformen bewahrte Ungarn jedoch seine Selbstständigkeit, mit ihr seinen von jedem anderen Volk Europas abweichenden Charakter: seine einzigartige „Orientalität“.

Sowohl Karl III. wie Maria Theresia hüteten sich, diese Kreise des nationalen Lebens anzutasten; als aber der Letzteren Sohn, der Reformator Joseph II. (1780-1790), auch diese Manifestationsbereiche des ungarischen Wesens (Angriff auf die Sprache) in seine Reform miteinzubeziehen trachtete, wurde sein Versuch von der Gesamtheit der Nation fast einmütig und sehr entschieden zurückgewiesen. Während der letzten Jahre seiner Regierung begannen sich schon die Ansätze zu einem verhängnisvollen Vorgang abzuzeichnen: die Entwicklungslinien des Gesamtreiches und des Stefansreiches strebten wieder auseinander. Die Lebensabsichten des Einen und des Anderen standen bald wieder feindselig gegeneinander, wie im 17. Jahrhundert. Die Wiederherstellung des alten Gleichgewichts der Zeiten von Maria Theresia und ihrem Vater wurde noch dreimal durch beiderseitiges Entgegenkommen von Dynastie und Nation versucht (1790, 1825, 1867). Bekanntlich jedoch, war das Endergebnis, trotz aller Versuche, der endgültige Zusammenbruch des Habsburgersystems im Jahre 1918.

Karl III., der nach dem Tode seines Bruders, Josephs I., nunmehr der einzige Habsburger war, schickte noch aus Spanien — wo er um das Erbe des spanischen Zweiges seiner Dynastie mit den Franzosen im Kampf stand — einen kurzen Brief an den Staatsminister Graf Wratislaw (25. April 1711), worin er eine gerechte, aber menschliche Behandlung Ungarns verlangte. Dieses kurze Schreiben bedeutete den Anbruch der neuen Epoche in dem Verhältnis zwischen Habsburg und Ungarn. „Dass ich selbe Nation absonderlich als treu capable Unterthanen angesehen und estimiert auch ferners zu bezeugen nicht unterlassen werde. . .“ — schreibt er aus Barcelona am 14. Juli 1711.

Durch diese Briefe hatte der neue Souverän „mit den in Ungarn zum Aufstand reizenden Versuch eines noch unreifen Absolutismus gebrochen. . . Die ungarische Pragmatische Sanktion (1723) wies dem ungarischen Staat einen organischen Platz im Rahmen der habsburgischen Besitzungen an und stellte seinen unversehrten Bestand sicher; andererseits wurde für die Dynastie. . . durch diesen Kompromiß der Thron des Staates Ungarn gesichert, mit Einschluß des weiblichen Zweiges. Aber in einem

wesentlichen Punkt ging das ungarische Gesetz über die rein dynastischen Interessen hinaus: es enthielt das Versprechen des Herrschers, daß er die Rechte und Privilegien des Adels bestätigen und bewahren würde“.¹

Verminderung der Seelenzahl. Karl III. ist – seit dem Tod Ludwigs II. 1526 auf dem Felde von Mohács – der erste ungarische König, der das ganze Stefansreich unverstümmelt und in Frieden verwalten kann. Die zurückliegenden zweihundert Jahre hatten aber eine Umgestaltung von Lage und Gewicht des ganzen Ungartums bewirkt, und zwar nicht nur auf machtpolitischem und kulturellem Gebiet.

Nach vorsichtigen Rechnungen von E. Mályusz betrug die Bevölkerungszahl des Reiches im Todesjahr von Matthias Corvinus — einschließlich Slawonien und Siebenbürgen, aber ohne die Banate, die Nebenländer und das eroberte Gebiet — etwa 2.600.000 Seelen. Wohlgemerkt: diese Zahl schließt den oberen, den sehr zahlreichen unteren Adel, den Klerus, die Siebenbürger Szekler (Ungarn) wie die Siebenbürger Sachsen und die Einwohner der freien Königlichen Städte nicht mit ein. Man kann Ende des 15. Jahrhunderts mit etwa 11.000 széklerischen, Anfang des 16. Jahrhunderts mit etwa 14.000 sächsischen Familienhäuptern rechnen. Zur selben Zeit waren 86 % der Bewohner des Mutterlandes – 77 % der gesamten Bevölkerung — Ungarn.²

Man geht also kaum fehl, wenn man zum Ende des 15. Jahrhunderts das Ungartum auf etwa 5 % der gesamten Bevölkerung des westlich-katholischen Europa schätzt.³

Die von König Karl III. veranlaßte Volkszählung von 1720 ergab eine Gesamtzahl von 1.770.000 Seelen in Ungarn, etwa 800.000 in Siebenbürgen; in beiden Ländern zusammen darf man mit etwa 1.160.000 Ungarn rechnen — eine Ziffer, die im Vergleich zur Seelenzahl des damaligen Europa kaum mehr als ein halbes Prozent ausmacht.⁴

In einem der größten Komitate des ungarischen Westens, Somogy, lebten Ende des 15. Jahrhunderts 55.000 Ungarn; rund 170 Jahre später, 1671, nur noch 530 Seelen.⁵ In dem großen Komitat Bihar, der engeren Heimat von Bocskay und Pázmány, finden wir in Bocskays Geburtsjahr, 1557, noch 285.000 Seelen; 1692, also 140 Jahre später, nur mehr 12.500. Das Beispiel Bihar bezeugt aber noch eine andere Art demographischer Verschiebung: Ende des 17. Jahrhunderts sind noch 89,5 % der Bevölkerung von Bihar ungarisch; 1778 — infolge der Ansiedlung fremder Immigranten nur noch 30 %.⁶

Diese Verschiebung, die am Beispiel eines der Komitate so deutlich abzulesen ist, wird durch das Gesamtbild nicht abgeschwächt: Zwischen 1720 und 1787 stieg die Gesamtzahl der Bewohner der beiden Ungarn von 2,5 Millionen auf 7.116.789. Während aber 1720 noch 45 % der Bevölkerung ungarisch sind, erreicht ihr Prozentsatz 1787 kaum noch 30 %.⁷

Von der Umgestaltung des demographischen Gesamtbildes bekommen wir erst 1805 ein detailliertes Bild. Die Volkszählung jenes Jahres nennt die Zahl von 7.555.920 Seelen. Sie schließt aber die Adeligen nicht mit ein, weil „diese sich nicht zusammenzählen liessen“. Man darf also insgesamt mit etwa 8 Millionen Einwohnern rechnen. Diese leben in 52 größeren, 16 kleineren Städten, 589 oppida (=Großkommune, Kleinstadt) und 10.747 Dörfern. Von diesen Gemeinden haben 3.668 ungarische, 5.789 slawische, 921 deutsche und 1.024 rumänische Einwohner.⁸

Die „Peuplierung“ der Habsburgerkönige füllte die „ungarische Wüstenei“ der Nachtürkenzeit mit etwa 4 Millionen fremden Siedlern auf. Dies Verfahren bedeutete — vorderhand — eine wesentliche Stärkung, ja einen überall schnell fühlbaren Aufschwung in den neubesiedelten Territorien, bedeutete aber gleichzeitig für das Ungartum selbst eine katastrophale Verschiebung der demographischen Lage im Stephansreich.

¹ J. Miskolczy: Ungarn in der Habsburger-Monarchie, Wien-München 1959, 8.

² E. Mályusz: A magyarság és a nemzetiségek Mohács előtt (Ungartum u. Nationalitäten vor Mohács), in: S. Domanovszky: Magyar Művelődéstörténet (Ungar. Kulturgesch.), s.1., s. d., Bd. II, 124.

³ P.Török: Magyarország története (Geschichte Ungarns). Budapest 1942, 57.

⁴ Gy. Szekfű in V. Hóman - Gy. Szekfű: Magyar Történet (Geschichte Ungarns), Bd. VI, 175.

⁵ Gy. Szekfű in V. Hóman - Gy. Szekfű: Magyar Történet (Geschichte Ungarns), Bd. V, 39.

⁶ Gy.Miskolczy: A magyar nép története a mohácsi vésztől az első világháborúig (Geschichte des ungarischen Volkes von der Katastrophe bei Mohács bis zum ersten Weltkrieg). Rom 1956, 174

⁷ B. Grünwald: A régi Magyarország, 1711-1825 (Das alte Ungarn), 3.Auflage, Budapest 1910, 270 — P.Török, a. a. O., 106.

⁸ B. Grünwald: A régi Magyarország, 1711-1825 (Das alte Ungarn), 3.Auflage, Budapest 1910, 270

Veränderung der Landschaft. Das ausgeblutete Ungartum der Nachtürkenzeit war eines der kleinen Völker Europas geworden, das den Rahmen seines mittelalterlichen Staatsgebäudes nicht mehr ausfüllen konnte. So weitgehende Veränderungen erlitt aber während der Türkenzeit nicht nur das ungarische Volkstum, sondern auch der Boden, auf dem es lebte.

Die reich bebaute, üppig-lebendige und offen-freundliche Kulturlandschaft des Mittelalters, mit seinen vielen kleinen blühenden Siedlungen, war verschwunden. Selbst der geographische Charakter des Geländes war anders geworden, mehr noch sein visueller Eindruck.

„Man sieht kaum einen Menschen, der das fruchtbare Land, wohl Reichtums trüchtig, bebauen würde. Der dies Land bereist, kann meilenweit fahren, bis er auf eine menschliche Wohnstätte trifft. Sümpfe, entstanden durch die Überschwemmungen unregulierter Flüsse, bedecken riesige Flächen dieses Geländes, von der Größe eines ganzen Komitates selbst noch im Jahre 1790. Aus den Sümpfen steigen Ausdünstungen, die die ganze Luft vergiften, mit auszehrenden Fiebern die Leute heimsuchen, denen die Siedler — eine andere Umgebung gewohnt und woanders gewachsen — nur zu leicht erliegen. Der Wind, der über die unendlichen Heiden rast, hat nur selten Gelegenheit, an goldenen Ähren zu reißen. Am häufigsten säuselt er im dichten Schilf der endlosen Moraste, in denen Millionen von Wasservögeln hausen; braust durch das Gestrüpp immenser Weideflächen, in dessen mannshohem Gras das weidende Vieh spurlos verschwindet. Es ist die Stimmung der Einöde, die über diesen Landschaften herrscht, die wilde Poesie von wüster Urzeit, die sie beseelt.“¹

Spannungen und Widersprüche. Im vortürkischen Ungarn verwaltete dies Gelände, das damals noch — wie im alten Kirchenlied ausgedrückt — „ein von der Muttergottes treuer Hand gepflegter Blumen-garten“ war, das adelige Komitat. Während der Türkenzeit war es samt seinem Verwaltungsapparat auf „königlichen“ Boden geflohen (das „geflüchtete Komitat“). Nun kehrte es zu seinem alten Sitz zurück und nahm den Faden der Verwaltungstätigkeit dort wieder auf, wo es ihm im 16. Jahrhundert von dem Türken aus der Hand gerissen worden war.

Diesen lokal, ja provinziell bedingten altertümlichen, ja veralterten Verwaltungsformen und -methoden standen aber jene der Wiener Zentralregierung entgegen. Nun war diese anders als zur Zeit Leopolds I. Die Lage hatte sich von Grund auf verändert. Sowohl Karl III. wie Maria Theresia oder Joseph II. richteten ihr Augenmerk auf die Interessen des Volkes. Jeder Versuch einer sozialen Hebung des armen Volkes brachte aber die Könige und ihre Staatsmänner in Kollision mit dem seine Privilegien — und damit den Hort seiner Nationalität — eifersüchtig hütenden Adel, zumal hinter den humanitärsten, fortschrittlichsten und zweckmäßigsten Verordnungen des aufgeklärten Absolutismus die Tendenz der „Einrichtungswerke“ faktisch noch immer vorhanden war: die Tendenz, die ungarische Eigenart zu schwächen, sie einzuengen, sie wenn nur möglich zäh und unauffällig zu verdrängen.

Die nicht unbedingt für andere Länder der Epoche geltende Folgerung ergab sich aus dem System des Gesamtreiches, das nicht ungarisch war, und aus der Herrschaftsform der Habsburger, die supranational war. So zeitigte sogar das Zeitalter Maria Theresias und ihres Vaters eine Spannung zwischen Absolutismus und adeliger Standesregierung, und sie verschärfte sich während des Zeitalters ihrer Söhne und ihres Enkels.

Dieser Spannung zufolge ergibt sich selbst im Ungarn des 18. Jahrhunderts ein verwickeltes Gesamtbild der Lage, das von Widersprüchen keineswegs frei ist.

Bei den Problemen, die der aufgeklärte Absolutismus lösen mußte, handelte es sich um Probleme der Wirtschaft, der Zivilisation und mit ihnen des Bildungswesens sowie der höheren Kultur im ganzen habsburgischen System, vornehmlich aber in Ungarn, wo die fortwährenden Kriege, Verwüstungen und Verfolgungen das kulturelle und zivilisatorische Niveau außerordentlich gesenkt hatten. Karl begann das Werk, das seine Tochter während ihrer langen Regierung im ganzen Lande mit großem Erfolg förderte. Beide versuchten zwar, Ungarn als die Kornkammer und das Rohstoffe produzierende Gebiet der stärker industrialisierten westlichen Hälfte ihrer Monarchie einzurichten, im großen-ganzen darf aber ihre Regierung trotzdem als eine lange Epoche rücksichtsvoller Landespflege gelten: Jahrzehnte, in denen sich das vielgelittene Volk ausruhen und langsam wieder aufrichten konnte.

¹ B. Grünwald: A régi Magyarorszá, 1711-1825 (Das alte Ungarn), 3. Auflage, Budapest 1910, 268

An dem Österreichischen Erbkrieg und dem 7jährigen Krieg nahmen die Ungarn zwar teil — ja, es waren anfangs, 1741, gerade deren uneingeschränkte Hilfe und Kampfbereitschaft, die nach ihres Vaters Tode Maria Theresias Herrschaft über Ostmitteleuropa retteten. Die napoleonischen Kriege griffen sogar auf ungarisches Territorium über und lösten die — als solche: letzte militärische Aktion des ungarischen Adels aus; allein diese Kriege berührten den Keim ungarischen Daseins kaum.

Mit dem Jahr 1711 brach für Ungarn und seine Völker eine 137 Jahre dauernde Friedensperiode an, in der die Reformen beider Könige Früchte tragen konnten, aber auch die altertümliche, ja veraltete Maschinerie des adeligen Komitats und der Reichstage der Stände weiterarbeitete. Beide Könige nämlich, Vater und Tochter, sahen ein, daß es einfacher sei, diese alten Institutionen zu schonen und dafür das ganze Land so zu regieren, wie es ihrem aufgeklärt-absolutistischen Willen gefiel, als sie dem Adel zu entreißen und damit Adel wie Volk in fortwährende, gefährliche Gärung zu bringen wie unter den Regierungen Leopolds I.

Bei dieser Methode lief die ständische Verfassung Gefahr, daß das Niveau ihrer Reichstage auf das eines Landtages herabsinken würde. Maria Theresia berief sie nur dann ein, wenn sie von den Ständen inner- oder außerhalb des Landes etwas benötigte. Doch ließen sich beide Monarchen nach alter Sitte und Gewohnheit mit der heiligen Krone krönen, legten den Eid auf die alte Verfassung ab, gaben das traditionelle Inauguraldiplom heraus und achteten die äußere Form ihres ungarischen Königtums um so mehr, als der höchste, ja der einzige souveräne Titel Maria Theresias ihr apostolisch ungarischer Königstitel war.

Eine zunehmend um sich greifende Ermüdung, eine kampfscheue Lebensrichtung gaben sich im Lauf des Jahrhunderts mit solcher Bewahrung der Formen und Terminologien des alten Ungarnreiches zufrieden, nahmen es in Kauf, das inzwischen dieses „Reich“ unversehens zu einem primitiven Agrarland herabsank, dem bei der wirtschaftlichen Entwicklung des damaligen Europa lediglich die Rolle einer Art „Kolonie“ des habsburgischen Länderkomplexes zukam.

Adel und Herrscher. Die Aufrechterhaltung des Anspruchs auf das alte ungarische Reich ist in erster Reihe dem höchsten, dann aber auch dem gebildeten mittleren Adel, und — letztlich — dem geschichtlichen Bewußtsein der ganzen „adeligen Nation“ zu verdanken.

Wir sahen das *werbőczyanische* Prinzip der una eademque nobilitas schon in den vorigen Jahrhunderten verblassen. Zwar ist hinsichtlich der libertas zwischen dem Prinzen Esterházy und dem letzten kleinen adeligen Bauern noch auch im 18. Jahrhundert kein Unterschied; in dignitas jedoch, und mehr noch in potestas und fortuna trennt eine ganze Welt die großen Familien von den vielen Tausenden des armen, ja ärmsten Bagatelladels. Die großen Herren sind nicht nur mächtig und steinreich, sondern auch Träger der höchsten Kultur ihrer Zeit. Aber sie sind nicht mehr schaffende Geister von der Art Stephan Báthorys, Peter Pázmány, Nikolaus Zrinyis und seines Großneffen Franz Rákóczi II. Überhaupt tritt unter ihnen der Grandseigneur-Typ des vorigen Jahrhunderts nur noch als seltene Ausnahme auf. Schon Karl III. begann sie an den Hof zu binden: seiner Tochter gelingt das fast vollkommen. Noch heute zeugen die großen Barockpaläste ungarischer Aristokratenfamilien in Wien oder Pressburg von ihrem Reichtum und Geschmack, aber auch von ihrer neuen Einstellung dem regierenden Hause gegenüber.

Maria Theresia erreicht auch hier eine Wendung. Der Haß, den die Regierung ihres Großvaters in den Ungarn gegen Habsburg entzündet hatte, verraucht, wenn es schon so verhängt war, daß der Träger der heiligen Krone seit 1527 ein Fremder sein mußte, so war es für das Verhältnis Habsburg-Ungarn ein Glück, daß 40 Jahre hindurch eine Frau diese Krone trug. Adel und Volk verliebten sich auf eine sublimierte poetisch-symbolische Weise in ihre schöne junge Königin, während sie, Domina et Rex, im Alter zu einer Art Mutter der ganzen Nation heranreifte.

Sie trug dieser sentimentalischen Einstellung der Nation Rechnung und erwiderte sie. „Je suis bonne Hongroise et mon coeur est plain de reconnaissance pour cette nation“ — steht in einem ihrer Privatbriefe. Nie hätte der ungarische Adel, dessen Väter unter Thökölys und Rákóczis Fahnen gegen ihren Großvater gekämpft hatten, einem König, einem Manne das „moriatur pro rege nostro“ zugerufen; nur ihr, der Königin, einer Frau, die sich in Gefahr befand. Man zog den Säbel, um diese Frau zu beschützen.

Gewiß ist diese Haltung des adeligen Mannes das Primäre an der berühmten Szene des Preßburger Reichstags von 1741. Sie leitet eine neue, lange Epoche liebevollen Einvernehmens zwischen Dynastie und Nation ein, das selbst unter der Regierung ihres Enkels, des reaktionären Franz I., nicht ganz verblaßte: es ist jenes Einvernehmen, dem erst die Ereignisse von 1849 den Todesstoß versetzen.

Freilich ist ein haltloses Hineinfallen des hohen Adels in die königliche Sonne erst möglich, wenn das Land selbst, wie im gegebenen Falle, zunächst noch kein Gegengewicht zu bieten hat. Während der Regierung von Maria Theresia entsteht im Lande weder ein kultureller Mittelpunkt von europäischem Rang und Bedeutung noch tritt ein politisches Wollen hervor, das von dem ihren unabhängig wäre. Wenn nicht am Hof, so lebt der hohe Adel auf seinen großartigen ländlichen Schlössern, deren Prototyp das zu dieser Zeit entstandene „ungarische Versailles“ ist: das Schloß Eszterháza der Prinzen Esterházy. Dort und in ähnlichen Hochadels-Residenzen entwickelt sich die höchste Kultur der Zeit.


Es ist eine Epoche des Aufnehmens, der Rezeptivität. Bezeichnend dafür ist die Rolle der Grafen Teleki im 18. Jahrhundert. Joseph Teleki greift Voltaire an (1762) und gewinnt die Freundschaft Rousseaus; Adam Teleki übersetzt Corneilles „Cid“ (1773); Samuel Teleki sammelt und verlegt in kritischer Ausgabe die Werke von Janus Pannonius, des größten Dichters der Hunyadi-Zeit (1784).

Die meisten, wenn sie schriftstellerisch tätig sind, verfassen ihre Werke, wie schon Franz Rákóczi II., in Französisch. Hier seien vor allem die Grafen Sztáray und Fekete genannt. Und es ist eben dieser Johannes Fekete (1740-1803), der die kulturelle Lage des Adels seiner Zeit klar erkennt: „Tout le monde aujourd'hui veut avoir de l'esprit. La noblesse se contentait autre-fois d'être brave et ancienne: eile veut être éclairée à present.“

Damit wird es ausgesprochen: es ist die Aufklärung, die sich dieses Adels bemächtigt. Nun entstehen die großen Bücher- und Kunstsammlungen der Aristokratie: die Grafen Csáky und Sztáray besitzen je 5.000 französische Bücher; von den 15.000 Bänden der Grafen Héderváry sind mehr als 6.000 Produkte der französischen Aufklärung. Am wichtigsten sind wohl die Sammlungen des Grafen Franz Széchenyi (Grundlage des Ungarischen Nationalmuseums und der Nationalbibliothek) und der Prinzen Esterházy (Grundlage des Museums der Schönen Künste in Budapest).

Eben durch ihre aufklärerische Kultur erweist sich dieser Adel — sonst so weitgehend ergeben der Dynastie und Wien — in seinem Denken doch wieder selbständig: Der Absolutismus der großen Königin ist zwar aufgeklärt was seine humanistisch-humanitären Inhalte betrifft; sie selber aber, in ihrer mütterlichen, katholischen Religiosität, ist kein Förderer der französisch-aufklärerischen Denkart etwa im Sinne ihres Feindes, des Preussenkönigs Friedrich II., und auch nicht in dem ihres Sohnes, Joseph II., dem sie vom Anfang seiner Regierung an entschieden gegenübersteht.

So gelangt denn das Gros der aufklärerischen Kulturware auf Schmuggelwegen in die Schlösser und Kastelle Ungarns, und mit ihr kommen die westlichen, auf Umsturz der sozialen Ordnung gerichteten Ideen, — Ideen, die im Westen eine der größten Revolutionen der Geschichte, in Ungarn immerhin eine Verschwörung vorbereiten, in die — wie wir sehen werden — auch der klarste Geist des hohen Adels, Graf Franz Széchenyi (1754-1820) verwickelt ist.

Der Meister der vorangegangenen Generation war noch Voltaire; nun aber stehen auch in Ungarn Rousseau und seine Gedanken im Mittelpunkt des Interesses. Vorerst verleihen sie nur eine „sozialistische“ Färbung sowie das human-brüderliche Mitgefühl den Dichtungen hoher Adelliger, darunter denen des Barons Laurentius Orczy (1718-1789), der vor dem neuen Palais eines Komitats plötzlich erfühlt, daß es aus den mit Blut vermischten Tränen „der bäuerlichen Nation“ entstanden ist. . . 

Zwar sind solche Erscheinungen im 18. Jahrhundert eher noch Ausnahme. Wie die Angehörigen des hohen, so fühlten auch die des mittleren Adels sich durch ihre Privilegien geschützt; ein Bewußtsein ihres Auserwähltseins zur Bewahrung der nationalen Überlieferung verlieh ihnen jenes Verantwortungsgefühl, das sich je länger je mehr mit dem politischen Wissen und Können der Ahnen wiederaufzufüllen begann. In ihren bequemen und einfachen Adelshäusern auf dem Lande hatte sich ein gewisser Wohlstand entwickelt, in dessen Rahmen — wenngleich in bescheidenerem Maße, als auf dem Niveau des höheren Adels — sogar die Erwerbung von Bibliotheken und Kunstgegenständen möglich

¹ A. Szerb: Magyar irodalomtörténet (Geschichte der ungarischen Literatur), 2. Aufl., Budapest 1959, 206. – Ausgabe 1978 = S. 209/2

wurde. Als Stand waren sie das Rückgrat der Nation: eine Schicht von Besitzern mittelgroßer Adelsgüter, deren Produktion eine ruhige, sorgenfreie, wenn auch von Prunk und Luxus sehr weit entfernte Lebensform ermöglichte. Am besten drückt ihre Eigenart jene lateinische Bezeichnung aus, die sie sich selber gab: die Angehörigen dieses Standes waren die bene possessionati.

Kaiser Joseph II. Der habsburgisch-ständische Kompromiß ermöglichte nicht nur ein zum Teil archaisches, teils anachronistisches Weitergedeihen der adeligen Kultur in Ungarn, sondern bedeutete zwischen den beiden kompromiß-schließenden Instanzen auch beiderseitige Schonung. Solange die Dynastie seine Überlieferungen und Vorrechte beachtete, war auch der ungarische Adel in seiner Gesamtheit aufrichtig gewillt, seinerseits ebenfalls die Überlieferungen und die Autorität des Herrscherhauses zu achten und nicht an gewisse Themen zu rühren, von denen man teils wußte, teils nur dumpf ahnte, daß sie noch immer geeignet waren, die säkuläre Spannung des nie ganz ausgetragenen Kampfes zwischen Habsburg und Ungarn, zwischen West und Ost, wieder aufleben zu lassen.

Der lateinische Satz quieta non movere wurde nicht grundlos zum Motto der gesamten ständischen Politik dieser Spätzeit. Als dann Maria Theresias Sohn Joseph II (1780-1790) diese quieta schonungslos angriff, brachen auch prompt die alten Gegensätze wieder auf. Das Problem von westlich-supranationaler und ungarisch-nationaler Herrschaftsform, die Spannung zwischen West und Ost im ungarischen Gemüt, erwachten mit erneutem Ungestüm.

Wäre sein Unternehmen gelungen, hätte Joseph seinen Völkern wahrscheinlich ein sozial gerechteres System hinterlassen können. Aber als geborener Reformator war er von einem Eifer beseelt, der ihm die Verfolgung der elastischen, kompromißfähigen Methoden seiner Vorgänger unmöglich machte. In seiner Schonungslosigkeit gegen Vorrecht und Tradition wie auch in seiner Ehrlichkeit sich und seinen Untertanen gegenüber ging er so weit, daß er sich nie krönen ließ, um nicht den königlichen Eid auf Rechte und Freiheiten des Landes — die er ja nicht aufrecht erhalten wollte — leisten zu müssen. Streng staatsrechtlich genommen, scheidet er daher aus der Liste der ungarischen Könige aus. ‡

Sein Verzicht auf die Krönung läßt am besten den Grundzug seiner Regierung erkennen: sie war gegen die Überlieferung gerichtet. Der Kaiser ließ die heilige Krone nach Wien bringen und sie dort als Museumsgegenstand ausstellen. Er ließ das Land in 10 Bezirke aufteilen, verwaltete es durch Dekrete und Verordnungen, rief den Reichstag nie zusammen und schwächte den Einfluß der Komitate. Die zehn Jahre seiner Regierung sind die zweite Epoche eines unbeschränkten Absolutismus über Ungarn, die aber in ihrem ganzen Aufbau, ihrer sozialen Einstellung und edel-humanen Zielsetzung grundverschieden sind von den 10 Jahren des leopoldinischen Absolutismus .

Freilich geriet Joseph durch seinen Antitraditionalismus in einen merkwürdigen Widerspruch. Ermöglicht worden war doch seine Regierung — über seine sämtlichen Länder — durch Überlieferung und altes Recht. Daß er, als sozialer Herrscher, an seinem Lebensende fast alle Schichten seines Reichs gegen sich hatte, — daß Belgien für immer und Ungarn beinahe verloren gingen, — daß sein unglücklicher türkischer Krieg Elend und Entbehrungen über jene Völker brachte, deren Wohlstand er hatte heben und schützen wollen, sind äußerliche Zeichen seiner Tragik, in die der erwähnte Widerspruch führte.

Der Angriff gegen die Sprache. Eine der glücklichsten Erbschaften des ungarischen Mittelalters war die lateinische Sprache. In einem von vielen Nationalitäten besiedelten Land war es als ein wahrer Segen zu begrüßen, daß die ganze Gesetzgebung, das offizielle Leben, ja sogar ein Großteil der Literatur (z.B. die Historiographie) sich dieser toten Sprache bedienten.

Zwar war das Ungarn der Renaissance auf bestem Wege, auch auf diesen Ebenen des Lebens zur Nationalsprache durchzudringen; da aber seit 1526 der König von Ungarn ein Fremder war, der nicht ungarisch konnte, hielten die Stände am Latein fest.

Nur das transsilvanische Fürstentum setzte die ungarische Sprache als Amtssprache ein. Der Anschluß des Landes an das Reich der Habsburger bereitete dieser Entwicklung auch dort ein Ende.

¹ Das Komitat Sáros vertrat diese Meinung schon 1790. H. Marczali: Az 1790/1 országgyűlés (Der Reichstag 1790/1). Budapest 1907, Bd. I, 145.

Für das rationalistische Denken der Aufklärung war die Muttersprache nicht gleichbedeutend mit Nationalität. Der Bewohner Ungarns war auch dann ein *hungarus*, wenn er Deutsch, Slowakisch, Serbisch, Ruthenisch, Rumänisch oder Kroatisch als Muttersprache hatte. Er gehörte — mit einem Ausdruck der Gesetzgebung von 1867/68 — zur ungarischen „politischen Nation“. Die ungarischen Fürsten Siebenbürgens sahen keinen Angriff gegen den ungarischen Charakter ihres Fürstentums in den Briefen, welche die sächsischen Städte ihres Landes auf Deutsch an sie richteten. Und auch umgekehrt: als diese Fürsten, die ausnahmslos Ungarn waren, die ersten rumänischen Bücher drucken ließen, wollten sie dadurch nicht die rumänische Nationalität ihres Landes stärken, sondern einfach die Kultur ihres Landes auch durch die Herausgabe von rumänischen Büchern heben: da in diesem Land auch Rumänen wohnten, ließen sie für diese rumänische Bücher drucken.

Als nun Joseph II. der Verwendung des Lateinischen als offizieller Sprache der Länder der heiligen Krone ein Ende bereiten wollte, und statt der lateinischen die deutsche als Sprache der Ämter, der Gesetzgebung und selbst der Regierung einsetzte, wünschte er vor allem die Einheitlichkeit von Regierung und Verwaltung in seinen Ländern zu sichern, zumal er einsah, wie mosaikartig die habsburgische Monarchie aus vielen Völkern und Teilmölkern komponiert war.

Er beging aber bei dieser Neuerung zwei für sein Wesen — das Wesen eines Rationalisten — sehr charakteristische Fehler.

Er suchte zwar unter allen Sprachen des gesamten Reiches diejenige für die Zukunft aus, die — durch Deutschland und seine Kultur — seine Länder mit dem fernerem Westen verband, und die er, der Monarch selbst, als Muttersprache hatte. Aber er vergaß, daß er durch seine Verordnung eine Sprache zur Amtssprache des Reiches machte, die nur von einer Minderheit verstanden wurde. Man erinnert sich sehr wohl, daß eines der großen Probleme des nach seinem politischen und kulturellen Gesamtcharakter deutsch erscheinenden österreichischen Kaisertums der franz-josephinischen Epoche eben der geringe Anteil seines deutschen Elements war, was sich z. B. bei den Spannungen und Krisen im österreichischen Parlament klar herausstellte. ¹

Die Sprachen des Reiches. In den Erbländern, über die noch Joseph II. regierte, war das Verhältnis der Sprachen für das deutsche Element womöglich noch ungünstiger. Zu seinem Reich gehörten nicht nur das in seiner Mehrheit slawischsprachige Böhmen und Mähren, das ebenfalls slawische Galizien, die ukrainisch und rumänisch sprechende Bukowina sowie das größtenteils slowenische Krain, sondern auch die damals noch sehr ausgedehnten italienischen Besitzungen des Erzhauses. Das gleichfalls nicht-deutschsprachige Belgien hatte sich erst während der Regierung Josephs vom Reich gelöst.

Was Ungarn anlangt, gab es zwar dort eine aus mannigfaltigen Elementen zusammengesetzte deutsche Minderheit — in der Zips, die beiden sächsischen Siedlungen in Siebenbürgen, die „Schwaben“ um Buda, im südlichen Alföld [Tiefeland] und im südlichen Niederungarn, die deutschen Siedlungen Westungarns (das heutige „Burgenland“), die Städte deutscher Zunge wie Preßburg, damals auch noch Ofen-Pesth, usw. —, die aber selbst als Minderheit bei weitem nicht die zahlenmäßig stärkste war: die Zahl der Rumänen und der Slowaken übertraf, die der Serben erreichte die der deutschen Minderheit, während ihre Zahl natürlich tief unter der des staatsformenden ungarischen Elements blieb.

Aus diesen Daten erhellt, daß Joseph die Sprache einer kleinen Minderheit der Mehrheit aufzwingen wollte. Es war vorauszusehen, daß sich die übrigen Elemente gegen diese Neuerung wehren würden.

Das Sprachenproblem und die Komitate. Die Komitate, als heimat-treue Sprecher der öffentlichen Meinung, zeigten gegenüber der kaiserlichen Verordnung eine empfindliche Reaktion, und sie klärten den Herrscher in manchmal sehr klug verfaßten Protestschriften über die wirkliche Lage im Lande auf. Das westoberungarische Komitat Trencsén gab ihm — während die Mehrzahl der Komitate noch mit allem Eifer die Rechte der lateinischen Sprache verteidigte — über Existenz und Konsistenz der ungarischen Sprache und Kultur Auskunft.

Diese Sprache, so erklärte Trencsén, wird vom staatsformenden Element gesprochen, das in seiner Zahl stets zunimmt; sie ist von einer Literatur getragen, die seit Jahrhunderten bedeutende Werke hervorbringt; sie hat darum mindestens so viel Anrecht, die offizielle Sprache Ungarns zu sein, wie die

¹ H. Hantsch: Die Geschichte Österreichs. 3. Auflage, Graz-Wien-Köln 1962. Band II, 445ff.

deutsche. — Das ostoberungarische Komitat Zemplén ging noch weiter und sprach die Befürchtung einer Fremdherrschaft klar aus, denn — so heißt es in diesem Schreiben: die Verordnung der deutschen Sprache würde die Einsetzung fremder Beamter nach sich ziehen. Der Kaiser irre sich nämlich, wenn er annehme, in Ungarn sei die deutsche Sprache landauf-landab geläufig: mit Ausnahme der höchsten Aristokraten und einiger Gebildeter könnten die Ungarn kein Deutsch, so z.B. im ganzen Beamtenstab des Komitats Zemplén kein Einziger.

Der erste Fehler Josephs zog den zweiten nach sich. Das Protestschreiben des Komitats Trencsén läßt schon die aufziehenden Gewitterwolken ahnen. Die tote Sprache der alten Römer wurde widerspruchslos von allen hingenommen: ihre Übung verletzte kein Interesse der nicht ungarisch sprechenden Nationalitäten. Als aber das alte Gleichgewicht eben durch Joseph gestört wurde, fragte sich das Ungartum: Wenn nicht das Latein, warum dann das Deutsche? Das Land hatte doch sein eigenes Idiom. Der Wunsch wurde mächtig, es endlich in seine Rechte einzusetzen.

Dem stand aber die demographische Lage der Länder der heiligen Krone entgegen. Nicht nur vielsprachig war dieses Reich. Einige der in ihm gesprochenen Sprachen, wie das Kroatische oder das Serbische, hatten literarische Vergangenheit und Epochen bewußter Bildung hinter sich, ebenso wie das Ungarische. So ging die sehr natürliche und verständliche Frage bei den Nationalitäten weiter: wenn es das Latein nicht sein kann, und das Deutsche nicht sein soll, — warum dann das Ungarische? Wir haben doch unsere eigene Sprache. Als Erste traten die Kroaten auf und verlangten auf ihrem Gebiet den uneingeschränkten Gebrauch ihrer eigenen nationalen Sprache.

Die aus solchen Ansprüchen entstandene Bedrohung der Einheit nicht nur des Stephansreiches, sondern der gesamten Habsburgermonarchie war jedoch von weniger unmittelbarer Aktualität als jene Furcht vor Fremdherrschaft, der vom Sprecher des Komitats Zemplén Ausdruck verliehen wurde. Die dürftigen Kenntnisse der deutschen Sprache in Ungarn nötigten nämlich den Kaiser, deutsche Beamte in die Komitate einzusetzen, d. h. einer Fremdherrschaft Vorschub zu leisten; er konnte nicht anders, selbst dann, wenn eine Fremdherrschaft einzuführen nicht seine Absicht gewesen war.

Während in Abauj z.B. der Dichter Franz Kazinczy, der dort als Einziger des Deutschen mächtig war, zu einem Totumfac des ganzen Komitats wird, — „mein Obernotar konnte kein Deutsch“, — schreibt er, „ich hatte alle Verordnungen zu übersetzen gehabt, daß mein Vice-Gespan sie verstünde“, etc. — , werden im Komitat Bereg schon Leute deutscher Zunge eingesetzt: Rosenthal heißt der neue Ober-, Heinbucher der Untergespan, Schmitz der Obernotar, Ellenbogen der Vorsteher der Kanzlei, Wetterfuß der des Archivs. ¹

Im Augenblick jedoch, als erstmals seit den Zeiten Leopolds I. der Spuk einer Fremdherrschaft samt deren bereits Wirklichkeit gewordenen Vorläufern — wie Konfiskation der Verfassung, Angriff auf die alten Freiheiten des Landes und Enteignung der heiligen Krone — wieder auflebten, bekam das Land von neuem und mit aller schmerzlichen Klarheit das Fremde, ja das Widernatürliche der Herrschaftsform zu fühlen, der es untergeordnet war. Eine Stimme wurde in Ungarn wach (1787) und rief den zurück, in deren Gestalt die ungarische Erinnerung den letzten Vertreter von nationaler Freiheit und nationaler Herrschaftsform erblickt hatte: „Oh, Rákóczi, Du sollst wiederaufstehen! Du hattest die Waffen der Ungarn geschmiedet, der Ungarn, die sie nicht mehr benutzen können!“

Zur Nachgeschichte der Rákóczi-Emigration. Rákóczi starb 1735 in der Türkei. Die Hohe Pforte hatte ihn und seine Anhänger 1717 aus Paris eingeladen. Damals war Krieg zwischen Stambul und Wien. Der Sultan setzte Hoffnungen auf Rákóczi, der im Fall eines türkischen Sieges sein Vasallenfürst über Siebenbürgen werden sollte, wie einst Thököly es gewesen war. Allein, der Türke verlor den Krieg. Rákóczi blieb aber mit den Seinen in der Türkei, wo ihm ein bescheidener Hofhalt eingerichtet wurde. Die zweite Auseinandersetzung des Türken mit Karl III. (1736) erlebte er nicht mehr. Die bujdosó befehligte damals sein Sohn Joseph — vom Sultan zum Fürsten über die Emigranten eingesetzt.

Nun also geleitete der Türke diese letzte Schar der Vertreter eines östlich orientierten Ungarn, unter ihrem Oberhaupt Joseph Rákóczi, bis an den südlichen Karpatenrand, dem „Mantel Siebenbürgens“.

¹ B. Grünwald: A régi Magyarorszá, 1711-1825 (Das alte Ungarn), 3.Auflage, Budapest 1910, 450

Diesmal gelang es dem Türken, den Krieg durch einen vorteilhaften Frieden abzuschließen. Trotzdem ließ er Joseph Rákóczi fallen: die Nachricht, daß Rákóczis Sohn an der Grenze stehe, verklang im Lande ohne Widerhall. Zwar war der Geist der alten Freiheitskämpfe in Ungarn noch nicht tot. Die Kuruzzenlyrik fand einige ihrer tiefsten Ausdrücke erst nach dem Abzug der bujdosó, und das Thema dieser Lieder war eben der Abzug des letzten Fürsten.

Noch in den 20er Jahren hört man neue Kuruzzenlieder: doch sie sind jene typischen Produkte, die einen Untergang beweinen. Das wesentliche ihres Inhalts bezieht sich auf den letzten Fürsten. Der entsprechende mythische Sinn gipfelt aber eben in der Erkenntnis, daß er der Letzte war — wie schon Csaba. Ein solcher Fürst hat keinen Nachfolger mehr. Die Stellung des Rákóczi-Sohnes ähnelt der des Csaba-Sohnes in der Überlieferung: wie einst der Sohn jener Chorosmienerin, ¹ in der Fremde geboren, zum Abzug gezwungen, steht nun dieser, Sohn einer Deutschen, Joseph Rákóczi, der nie in Ungarn gelebt hatte, und fern von der Rákóczi-Überlieferung aufgewachsen war, fremd vor seines Vaters Volk da.

Nach seinem alsbaldigen Tod begreifen auch die bujdosó ihre Lage. Ihre Treue ist gegenstandslos geworden: das Hüten des Vermächtnisses im Ausland hatte seinen Sinn verloren. Nun flehen sie die junge Königin an, sie möge ihnen erlauben, aus der Verbannung endlich heimkehren zu dürfen. Sie aber antwortete: Ex Turcia nulla redemptio. Es ist kaum anzunehmen, daß ein persönlicher Groll sie veranlaßte, einer Handvoll alter Leute die Heimkehr zu verwehren. Wahrscheinlicher ist, daß sie die mögliche Reaktion der Gemüter ahnte, die das Erscheinen der letzten Getreuen des letzten Fürsten unter ihren Ungarn noch hätte entfachen können. Denn es ist Zweierlei, dem Appell des fremden Sohnes des letzten Fürsten, den der Erbfeind in das Land zurückführen will, keine Folge zu leisten, oder aber täglich mit den Getreuesten der Treuen des wahren Fürsten zu verkehren. Denn Rákóczis Name starb in Ungarn nie. Der Wortlaut der erwähnten Flugschrift der Ausgangsjahre Josephs II. bezeugt, daß die Königin Recht hatte. ²

Der Transsilvanismus. Es mochte ihr aber auch das Vorhandensein einer geistigen Strömung nicht unbekannt geblieben sein, einer Strömung, die eben der ostungarischen Literatur der Zeit die Prägung gegeben hatte.

Nachdem sein Prinzipat zusammengebrochen war, verhielt sich der transsilvanische Geist ähnlich wie sein letzter Führer nach dem Scheitern des Freiheitskampfes: auch der wurde zum Historiker der eigenen Taten. Eine Neigung zur Autobiographie kennzeichnete die siebenbürgische Literatur schon im 17. Jahrhundert. Fürst Johann Kemény (1607-1622) begriff als erster die Tragik des Schicksals seines Landes, in ihm zugleich die seines eigenen Lebens, und er stellte sie in seiner Lebensbeschreibung dar. Von Thökölys Hand sind immerhin Überreste seiner höchst interessanten Tagebücher auf uns gekommen. ³

Klemens Mikes (1690-1761), neben Franz Rákóczi II. größter Schriftsteller der bujdosó, vermachte der Nachwelt in seinen „Briefen aus der Türkei“ ein Werk, in dessen Mittelpunkt ebenfalls die erlebende und zurückschauende Persönlichkeit des Autors steht.

Das große Sprachdenkmal des zurückschauenden transsilvanischen Geistes, in dem die Erinnerung an jene Zeiten auflebte, in denen dies Land noch Geschichte gemacht hatte — Schicksal nicht nur erlitt, sondern es noch selber gestaltete, — ist aber die Autobiographie des Grafen Nikolaus Bethlen (1642-1716). Durch die Überlieferungen seines Vaters vermittelt, reichen die Erinnerungen des Nikolaus Bethlen bis zu Gabriel Bethlens Regierungsjahren zurück; Nikolaus hatte noch den Dichter Zrinyi, den Fürsten Georg Rákóczi II. persönlich gekannt; er selber spielte dann in der Umgestaltung Siebenbü-

¹ Simon de Kéza: Gesta Hungar., SS rerum Hung., Budapest 1937, Band I, 163.

² Die Anekdote, die wir hier zum Besten geben, beleuchtet von der humoristischen Seite her das oben Besprochene: Graf Aspremont, ein Neffe Rákóczis, reist eines Tages zu seinen nordostungarischen Gütern. Seine Kutsche bleibt im bodenlosen Kot der Landstraße stecken. Die neben ihm vorbeifahrenden Bauern lachen natürlich den festgefahrenen armen kaiserlichen Herrn aus. Da springt aber Aspremont wütend auf den Kutschbock und schreit die Leute an: „So laßt ihr also Rákóczis Enkel im Dreck krepieren!“ Im Nu ist sein Wagen aus der Lache gezogen, er in Triumph nach dem Schloß seiner Rákóczi-Ahnen gefahren. Der kleine Zwischenfall spricht sich herum, selbst der Königin wird er erzählt. Als sich dann der Graf wieder in Wien bei Hofe sehen läßt, fährt sie ihn „mit glühendem Gesicht“, zornig an: „Aspremont, höre Er! Ich verlange gewiß nicht, daß Er im Kotho stecken bleibt, aber die Possen mit dem Rákóczy lasse Er bleiben, sonst lasse ich Ihn einsperren.“ B. Grünwald: A régi Magyarország, 1711-1825 (Das alte Ungarn), 3. Auflage, Budapest 1910, 66.

³ Késmárki Thököly Imre etc. naplói etc (Tagebücher etc. von Emmerich Thököly v. Késmárk etc.) Mon. Hungar. Hist. II. Abt., Bd. XXIII, Pest 1868, 5-59.

gens vom türkischen Vasallenstaat zum habsburgischen Großfürstentum eine prominente Rolle, erweckte jedoch das Mißtrauen der Kaiserlichen und beendete sein Leben in ihrem Gefängnis. Dort verfaßte er seine Lebensbeschreibung. So bilden er und sein Buch sozusagen die Brücke von Transsilvanien zum Transsilvanismus .

Merkwürdigerweise entwickelt sich dieser Transsilvanismus erst im 18. Jahrhundert. Er wird Ausdruck der geistigen Haltung des östlichen Ungarn. Man empfindet dortzulande die westliche Einstellung als etwas wesentlich Neues, ja Fremdes, dem man sich in bewußter Opposition entgegenstellt. Noch im 19. Jahrhundert — trotz der Unionspolitik des Reformzeitalters, die ja sehr weitgehend eben von siebenbürgischen Politikern gefordert wird, — und trotz der tatsächlichen Union Siebenbürgens mit Ungarn erst 1848, dann 1867, — bleibt der Transsilvanismus erhalten. Bei Siebenbürgern wie den Schriftstellern Baron Nikolaus Jósika (1794-1865) und Baron Sigismund Kemény (1814-1865) oder dem Politiker Baron Nikolaus Wesselényi dem Jüngeren (1796-1850), schwingt — trotz ihrer politischen Bestrebungen — der Transsilvanismus ganz bis zuletzt mit größtem Nachdruck mit. Nach 1918/20, nach der Abtrennung Siebenbürgens von Ungarn, ist wie auf Zauberschlag eine reichverzweigte, ihren eigenen transsilvanischen Gesetzen gehorchende ungarische Literatur in Siebenbürgen da, die ihre von der ungarländischen ungarischen Literatur mehr als einmal abweichenden Ziele konsequent verfolgt.

Diese Entwicklung hat im Transsilvanismus ihren Anfang.

Vom 18. Jahrhundert an fühlte man — unwichtig hier, ob dieses Gefühl letztlich begründet oder unbegründet gewesen ist — im östlichen Ungarn, im transsilvanischen Menschen das Vorhandensein eines kondensierten, tieferen, auch profilierteren Ungartums als in jenen Menschen, die — wie man sagte — „draußen in Ungarn“ lebten. Als eine Hochburg ungarischen Wesens erscheint den Vertretern des Transsilvanismus ihr kleines, bergiges, bewaldetes Land mit seinen alten Städten, Kastellen und Ruinen, die — erfüllt von den Erinnerungen an eine große Vergangenheit — an Überlieferung, Geschichte, an Ahnenvermächtnis im allgemeinen mehr herzugeben versprochen als die leere, verwüstete Mitte des Reiches oder das dem Westen sich so weitgehend anpassende, einstige „königliche“ Ungarn.

Erst Anfang des 19. Jahrhunderts erhebt sich dann gegen diese Auffassung die westungarische Stimme in der Person Daniel Berzsenyis (1776-1836), des größten Dichters der Präromantik: „Die Sprache, die an der Donau gesprochen wird, ist ausdrucksreicher. . . Hier lebten alle unsere Könige, hier war zu jeder Zeit Ungarns große Welt (a magyar nagy világ). . .“ Jedoch selbst Berzsenyi erkennt noch in dem transsilvanischen Genius eine Quelle der allgemein-nationalen Neugeburt an. Die besten Geister der Epoche empfanden die Lebensform einiger siebenbürgischer Aristokraten als Ausdruck profund ungarischen, aber auch europagültigen Wesens. In dieser Hoffnung wandte sich Berzsenyi an die Wesselényi.

Auch die „Briefe aus Transsilvanien“ (1816) des Erneuerers von Ungarns literarischem Leben, Franz Kazinczy (1759-1831), zeigen noch die „Wesselényi-Lebensform“ in ihrer vollen Blüte. Sie wird als nachahmungswürdiges Beispiel der Nation vorgestellt. Jahrzehnte später, nach dem Tod des jüngeren Nikolaus Wesselényi, eines politischen Schriftstellers und Staatsmannes, verfaßt der Siebenbürger Sigismund Kemény den Nekrolog dieser Lebensform in den „Beiden Wesselényi“ (1851), einem der tiefsten Essays dieser an Essays so reichen Literatur.

Baron Nikolaus Wesselényi der Ältere. Da wird erzählt, wie Nikolaus Wesselényi der Ältere — Grandseigneur von Zsibó und hervorragender Redner des siebenbürgischen Reichstags: eine fürstliche Gestalt, unter deren Füßen jedoch die Stiegen eines Fürstenthrones schon fehlen — den Herrn einer Nachbarburg, der ihn herausgefordert hatte, mit Truppen und Kanonen belagert, dessen Burg erstürmt und den Besiegten in die Kasematten der Burg Zsibó einsperren läßt.

Solche Temperamente dienten noch vor 200 Jahren als Grundlage von Karrieren, aus denen eine Macht, wie die der Báthory, in die Höhe schossen. Politisches Talent hätte dazu ja auch bei Wesselényi nicht gefehlt. Auch Báthorys Aufstieg hatte mit einem Privat-Krieg begonnen: das Resultat war ein Fürstenthum; am Ende des Weges stand der polnische Thron. Ein aufgeklärter Absolutismus, wie der Kaiser Joseph II., konnte aber eine Attitüde, wie die des Wesselényi, nicht mehr dulden.

Joseph ließ diesen späten ungarischen Götz von Berlichingen gefangennehmen. Wesselényi mußte lange Jahre Burghaft in Kufstein erleiden. Aber — wie er selbst es ausdrückte: „Kaiser Joseph brachte mir zwar das Leiden bei, nicht jedoch die Angst“. Ungebrochen aus der Haft zurückkehrend, wurde er erst jetzt zur führenden Gestalt der Opposition in Siebenbürgen. Als Verkörperer des klassischen politischen Redners Alt-Ungarns steht er vor uns: Geste und Terminologie sind der antiken Oratoria entlehnt; dazu gesellt sich eine Ausdrucksweise, durchtränkt von Spott und Sarkasmus, Zorn und Liebenswürdigkeit, Einfall, Charme und Überzeugungsgabe. Kein Wunder, daß sich Berzsenyi von diesem Temperament hingerissen fühlt: tiefe Wahlverwandtschaften verbinden den pannonischen Adeligen und den Magnaten Ostungarns. Beider Lebenswerk verwirklichte sich in der fruchtbaren Spannung von altertümlich-heroischen Erinnerungen an eine ahnengebundene Adelstradition und Erregenschaften zukunftsreichster Inhalte nicht nur der Aufklärung, sondern auch schon und eher der Präromantik.

Der Reichstag von 1790/91. Die Spannung zwischen einerseits Aufklärung und Präromantik, andererseits adlig-heroischem Weltbild und antikisierender Rednergeste kennzeichnet nicht nur große Einzelne wie Wesselényi oder Berzsenyi, sondern, im allgemeinen, auch den geistigen Habitus des adligen Ungarn. Die Reformbestrebungen Kaiser Josephs mußten scheitern, doch sie bewirkten eine höchst positiv einzuschätzende Einsicht unter der Mehrheit des ungarischen Adels, daß nämlich eine tiefgreifende Reform auf allen Ebenen des nationalen Lebens vonnöten sei.

Josephs Bruder Leopold II. (1790-1792) berief den Reichstag nach Jahrhunderten zum ersten Mal nicht nach Preßburg, sondern nach Buda ein. Dort ließ er sich krönen und legte auch den Eid auf die alte Verfassung ab. Im folgenden Jahr ging die höchste Würde im ständischen Staat, das Palatinat, an einen Habsburger. Dem Anschein nach sollte dadurch ein unheilbarer Riß in der ständischen Verfassung entstehen, denn ihr Haupt, der Chef der Regierung, ja der legitime Anführer jeder nationalen Opposition gegen die supranationale Herrschaftsform, war ihr entfremdet, und mehr noch: eben von einem Vertreter dieser Herrschaftsform gestellt.

Aber in der Wirklichkeit ereignete sich fast das Gegenteil des Gesagten: im habsburgisch gewordenen Palatinat hatte sich eine Art ungarischen Zweitkönigtums wiederetabliert; ein sehr wichtiger Schritt zur Aufrichtung des uralten Dualismus war getan. Von nun an regierte der Palatin — gleichzeitig königlicher Prinz — im Schloß von Burg Buda, so wie einst die alten Könige des Reiches. In wenigen Jahren wird er selber Ungar geworden sein: so schon Alexander Leopold, der erste Erzherzog-Palatin, ein Sohn Leopolds II.; nach dessen frühem Tode dann sein Bruder Joseph, der Begründer des ungarischen Zweiges der Dynastie. Er sollte 50 Jahre lang (1796-1847) die Geschäfte Ungarns führen. In späteren Jahren gab man ihm in Wien, seiner ungarfeindlichen Einstellung wegen, den Spottnamen „der Rákóczi“.

So ist das erzherzoglich gewordene Palatinat letzten Endes zu einer der wichtigsten Konzessionen geworden, die die supranationale Herrschaftsform Habsburgs der nationalen Herrschaftstradition Ungarns machte. Das Gleichgewicht zwischen den Prinzipien des aufgeklärten Absolutismus und den Vorrechten und Freiheiten der Stände schien wiederhergestellt.

Allein, das der Eröffnung des Reichstags vorangehende Jahr sah die Bastille erstürmt. Die französische Revolution entfaltete sich je länger je mehr als das große Weltereignis der Zeit. Die Intellektuellen begannen nach Paris zu blicken; Das Ca ira ertönte in Ungarn in lateinischen Versen; der Dichter Johannes Bacsányi (1763-1845) veröffentlichte sein mächtiges Gedicht, „Auf die Veränderungen in Frankreich“. Der Reichstag, der in dieser Atmosphäre zusammentrat, begehrte eben mehr, als die alte Verfassung wiederherzustellen und die staatsrechtliche Unabhängigkeit des Königreichs Ungarn noch einmal zu formulieren. Man beschloß, dem neuen König einen universalen Reformplan zu unterbreiten.

1711 war die Dynastie bestrebt gewesen, ein Gleichgewicht herzustellen, um das Zusammenleben Ungarns und der übrigen habsburgischen Länder zu ermöglichen. Die Initiative ging damals — wie es sich gezeigt hat — von Karl III. aus. 1790 nun schickt sich der Adel an, zu einem Gleichgewicht zurückzufinden, das von der Dynastie zerstört worden war. Zunächst ist die Initiative noch in seiner Hand: folglich ist das, was man anstrebt, geradezu eine Neugründung des ungarischen Staates nach westeuropäischem Muster, aber im Sinne der ungarischen Überlieferung.

Anfangs denkt man sogar, Ungarn dürfe mit dem Erbkönigtum aufräumen, weil infolge der Verletzung der Verfassung durch Joseph II. der Faden des Erbrechtes der Dynastie unterbrochen war (filum successionis interruptum). Das Regnum liberum (1790: X. §) sollte kein leeres Wort bleiben. Der Reichstag will jede Macht durch einen senatus Regni ausüben lassen. Sogar ein nationales Heer ist vorgesehen. Die Finanzbehörden sollen dem Reichstag verantwortlich sein. Die Entfaltung einer unabhängigen ungarischen Außenpolitik wird beabsichtigt, und sogar die Wiederherstellung des Widerstandsrechtes in Angriff genommen.

Der Adel strebt einerseits — um hier die moderne Terminologie anzuwenden: die Umwandlung der Realunion mit dem übrigen Habsburgerkomplex in eine Personalunion an; andererseits will er eine schrittweise „Modernisierung“ Ungarns — auf evolutionärem Wege — erreichen, um dadurch einer revolutionären Umgestaltung vorzubeugen. Eine solch langsame und organische Wandlung liegt ja durchaus im Naturell sowohl der ungarischen Verfassung wie ihrer Vertreter, des Adels. Durch sie wäre eine jähe Wendung wie die von 1848 — die die überlieferungsgemäße Führung der Geschäfte und mit ihr das Gleichgewicht zwischen Dynastie und Reich von Grund auf und auf einmal erneuern wollte, — gewiß vermieden worden.

Ein Ungarn aber, das seine wirtschaftspolitische, außenpolitische und militärische Angelegenheiten selber verwaltet und ordnet, hätte die Großmachtstellung Habsburgs in Frage gestellt, wenn nicht der Monarch selber — und nicht sein Sohn und Statthalter, der Palatin — auf die Burg Buda übersiedelt und künftig — wie einst Arpaden und Anjou — den Mittelpunkt seiner Besitzungen im Reich der heiligen Krone sieht.

„**Divide et impera**“. Nichts lag Leopold ferner als eine solche „Hungarisierung Österreichs“ — wie später der Palatin Joseph seinen diesbezüglichen Vorschlag nennt. Den Adel wiederum in der labilen Lage, die auf den Tod Josephs II. folgte, gegen sich zu hetzen, schien dem Monarchen mehr als gewagt. So griff er auf die alte Devise der Autokraten zurück: „Divide et impera“.

Durch zwei Schachzüge vereitelte er die Verwirklichung des Maximalprogramms von 1790/91.

Plötzlich erwachte Unruhe unter den Bauern, deren gleichzeitig adelsfeindliche Tendenz und große Loyalität zu Leopold ins Auge stachen. 🚩 Zur selben Zeit trat auch ein Kongreß der ungarländischen Serben unter den Auspizien der Wiener Regierung zusammen. Dieser nahm gegenüber dem ungarischen Adel eine feindliche Haltung ein und äußerte, als „illyrische Diet“, den Wunsch der Serben, von nun an nicht mehr unter der ungarischen Krone, sondern unter der direkten Regierung der Gesamtmonarchie zu sein.

Mit diesen beiden Schachzügen nahm Leopold II. Zuflucht zu Maßnahmen, die für ihn zunächst glänzende Früchte trugen, indem der Reichstag die Gefahr begriff und sein Programm bis auf wenige staatsrechtliche Forderungen fallen ließ; die aber in fernerer Zukunft zu einem jener Faktoren werden sollten, die zur Zertrümmerung des Habsburgerreiches beitrugen.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts unterstützte Wien auch des weiteren die separatistischen Bestrebungen einiger Minderheiten der ungarischen Krone gegenüber, in der Meinung, daß man die zum Nachteil Ungarns unterstützten Nationalitäten um so fester an das Gesamtreich werde binden können. Die neue Bewegung, der Illyrismus, wollte z. B. alle Südslawen — bis auf die Bulgaren — zusammenfassen; die große Anziehungskraft einerseits des serbischen Fürstentums, andererseits der hinter ihm stehenden und von Rußland aus inspirierten panslawistischen Propaganda auf die „Austroslawen“ war vorauszusehen. 1848, als Ungarn endlich dabei war, sich zu einem liberal-demokratischen und sozialen Land, umzugestalten, ergriffen seine eigenen Minderheiten die Partei der Gesamtmonarchie, d. h. sie zogen gegen jene soziale Reform zu Feld, die auch ihre eigene Hebung bedeutet hätte.

So haben die Nationalitäten, indem sie sich anschickten, der im Entstehen begriffenen sozialen Ordnung des Donauraumes in den Arm zu fallen, an der Vorbereitung des Terrains für eine der finstersten Reaktionen in der Geschichte der Donauvölker mitgeholfen. Tatsächlich vermochten dann die Dynastie und ihre Regierung die ungarische Entwicklung aufzuhalten und das Land in ein Gesamtreich josephinischer Struktur zurückzuzwingen, bewiesen aber dabei eine beispiellose Kurzsichtigkeit in der

¹ H. Marczali in: S. Szilágyi: A magy. nemz. tört., Band VIII, Budapest 1898, 481 f.

Beurteilung jener Bestrebungen der ungarländischen Minderheiten, die letztlich nicht nur gegen Ungarn, sondern gegen die Habsburg-Monarchie gerichtet waren. Denn diese nützten bloß ihre mächtige Hilfe gegen das ungarische Königreich aus, und als sie sich dann genügend stark fühlten, warfen sie ihre austrophile Maske fort und wandten sich nicht mehr gegen Budapest, sondern gegen Wien.

Es hätte jedoch von vornherein — d. h. von den Regierungsjahren Leopolds II. an — der Zentralregierung einleuchten müssen, daß jede Maßnahme, die — wie die Schachzüge Leopolds — die zentrifugalen Kräfte begünstigte, der Monarchie auf die Dauer schaden würde, jede andere aber, die den zentripetalen Kräften Vorzug gab, ihr von Nutzen sein würde. Zu letzteren Kräften zählte zweifelsohne in erster Linie der ungarische Adel: Vertreter eines Volkes, das im Gegensatz zu Deutschen, Slawen, Italienern und Rumänen außerhalb der Monarchie keine Verwandten besaß — und daher auch keine Bestrebungen, sich mit „seinen Brüdern außerhalb der Grenzen zu vereinigen“, sondern dessen Lebensbedingungen ausschließlich innerhalb einer Monarchie großen Formats gegeben waren. ¹

Demzufolge bot sich für Habsburg eben hier eine seltene Chance, die von Karl III. und Maria Theresia noch klug genützt worden war, aber von Joseph II. schon vernachlässigt und von Leopold II. sogar mißverstanden wurde. Hätte die Regierung die fälligen Reformen in Einvernehmen mit dem aufgeklärten Flügel des ungarischen Adels verwirklicht, wären damit — selbst bei einer dadurch möglichen Kräfteverschiebung zugunsten Ungarns innerhalb des Gesamtreiches — „die Grundbedingungen für eine stabile Stellung der Monarchie“ im 19. Jahrhundert geschaffen worden. ²

XVI. Die ungarische Romantik.

Der Konflikt von Nation und Nationalitäten. Kaiser Joseph II. starb, und mit ihm seine Verordnung. Nach seinem Tode führt man sofort wieder die lateinische Sprache ein. Allein, das einmal gestörte Gleichgewicht läßt sich nicht herstellen. Die Grundlage des friedlichen Zusammenlebens so vieler Nationalitäten ist plötzlich wankend geworden. Im kommenden halben Jahrhundert greifen nationalistische Gedanken immer mehr um sich. Trotz zähen Widerstands der Wiener Regierungskreise verhelfen die Reichstage der ungarischen Sprache tatsächlich zu ihrem Recht. Von 1844 an ist das Ungarische endgültig und ausschließlich die Sprache der Gesetzgebung, der Verwaltung, des offiziellen Lebens allgemein.

Dabei begeht freilich der ungarische Nationalismus einen für jeden Nationalismus charakteristischen Fehler. Er schickt sich an, im Donauraum einen Nationalstaat nach westlichem Muster auszubauen. In dieser Bestrebung versteht er aber — trotz immer heftigerer Forderungen von Seiten der Nationalitäten — das Reich der heiligen Krone als eine homogene nationale Einheit, die es nicht ist. Diese Auffassung vergiftet aber das Verhältnis zwischen den Ungarn und den anderssprachigen Bewohnern des Stephansreiches. Der größte Vertreter ungarischen politischen Denkens im 19. Jahrhundert, Graf Stephan Széchenyi weist 1842 in seiner Rede vor der Ungarischen Akademie auf diese Gefahr hin. Vergebens. Der damals noch Ungarn vertretende Adel und die ihm angeschlossenen Gebildeten können sich eben ihr Land nicht anders als exklusiv ungarisch vorstellen: sie geraten allmählich zwischen die Mühlsteine der wirklichen Lage und ihrer Ideale, und sie werden zermalmt.

Aus dieser Haltung und Auffassung der führenden Klassen folgt noch ein zweites Ergebnis, und dieses gibt erst der ungarischen Reichsidee den Gnadenstoß.

Das alte Ungarn war ein Reich gewesen, in dem die Erlangung des Adels nie an die enggenommene ungarische Nationalität gebunden war. Noch 1842 bietet der ungarische Adel folgendes Bild: von insgesamt 544.372 Seelen sind 466.000 Ungarn, ungarische Adelige deutscher Zunge 58.000, rumänischer Zunge 21.666. So wie im Mittelalter ist in der Neuzeit jeder Adelige schon durch seinen Adel Mitglied der — mit einem Ausdruck der Gesetzgebung von 1868: ungarischen „politischen Nation“; und da diese Zugehörigkeit mit einem gesellschaftlichen Aufstieg gleichbedeutend ist, *fühlt* er sich auch als ein solches Mitglied.

¹ Der Siebenbürger Nikolaus Cserei sprach dies schon 1813 in einem Brief an Franz Kazinczy mit aller Klarheit aus. B. Grünwald: A régi Magyarországnak, 1711-1825 (Das alte Ungarn), 3. Auflage, Budapest 1910, 67 f.

² J. Miskolczy: Ungarn i. d. Habsburger-Monarchie, Wien 1959, S. 68.

Er wird zwar weder in seiner Sprache noch in seinen Gewohnheiten und Sitten notwendigerweise ein magyar, aber in der Idee einer sozialen und staatsrechtlichen Zugehörigkeit zu dem corpus der heiligen Krone doch zu einem hungarus. Der ungarische Staat bleibt also bis tief in die neueste Zeit hinein seinen in die Epoche der Stammesverfassung zurückreichenden Anfängen treu. Ein Bund freier Krieger war in den Urzeiten zustande gekommen; und auch noch das ständische Zeitalter basiert auf dieser Idee des Bundes: auf politischer Zusammengehörigkeit und daraus folgendem Geschichtsbewußtsein.

Im 19. Jahrhundert ist es aber mit diesem Geschichtsbewußtsein anders bestellt als in früheren Jahrhunderten. Einerseits empfinden nunmehr die sehr verringerten mittelalterlichen Nationalitäten des Ungarnstaates ihre Zugehörigkeit noch als emotionale und geschichtliche Wirklichkeit. Die im 18. Jahrhundert eingewanderten neuen Siedler — ein beträchtlicher Teil der Rumänen, dazu die sogen. „Schwabens“ im Banat und anderswo, und auch die Serben — bleiben dem ungarischen Staatsgedanken gefühlsmäßig wie auch vom Standpunkt geschichtlicher Solidarität fremd.

Dessen ungeachtet fordert aber der ungarische Nationalismus die Ausdehnung der ungarischen Nationalität in einem rationalistischen Sinne des Wortes, wie ihn das Mittelalter nicht gekannt hatte. Indem er den Begriff der nationalen Zugehörigkeit mit dem der Nationalsprache gleichsetzt, verengt er den Begriff des hungarus und schließt davon alle diejenigen aus, die nicht ungarischer Zunge sind. Freilich folgt er darin der westlichen Ideologie einer Gleichsetzung von Sprache und Nation, die sich Länder wie Frankreich, Italien oder Deutschland erlauben dürfen, die aber für ein Land, in dem sein namengebendes Element die absolute Mehrheit nicht mal erreicht, zum Verhängnis werden mußte.

Erneuerungsdrang und Reaktion. Josephs Regierung war für Ungarn zunächst förderlich, dann — gerechnet vom Zeitpunkt seines Angriffes auf die Sprache — herausfordernd: in beiden Fällen vorwiegend positiv. Leopolds erwähnte Maßnahmen und sein dem Geist des ungarischen Adels so wesenfremdes „Spitzel-System“ erregten aber Unwillen, Mißtrauen, ja Abscheu. Schon 1792 löst ihn sein Sohn Franz ab. Die Regierung dieses „engen, trockenen, verschlossenen und in keiner Hinsicht besonders begabten Herrschers“ (Wandruszka), dessen kleinbürgerlicher Geist sich in Angst vor den Ideen der französischen Revolution verzehrt, verlegt schon von Anbeginn jeden Weg zu einer Neugestaltung Ungarns.

In den ersten 33 Jahren dieser Regierung wird sogar die Existenz der ständischen Konstitution erneut in Frage gestellt. Eine völlig autokratische und von Wien aus zentralistisch befehligte Regierung wird nur deswegen nicht eingeführt, weil man die Reichstage dringend als Instrument braucht, Geld, Soldaten und Getreide im Zeitalter der napoleonischen Kriege aufzutreiben. Im großen Kampf des traditionalistischen Europa mit Frankreich sind auch Ruhe und Frieden im Land vonnöten; folglich hütet man sich, Ungarn in den zwei Jahrzehnten des napoleonischen Konflikts ohne ernsthaften Grund zu reizen. Man beruft jedoch den ungarischen Reichstag nach der Völkerschlacht bei Leipzig bis 1825 nicht mehr ein.

Gewiß erreicht man so eine Verlängerung für Ungarns veraltetes soziales System. Den ersten, von Intellektuellen unternommene Versuch, die revolutionären Ideen des Westens nach Ungarn zu verpflanzen (die Martinovics-Verschwörung, 1794), erstickt man im Blut. Das Problem, daß eine reformtrüchtige Gesinnung vorhanden ist, wird dadurch nur übertüncht, nicht aber beseitigt.

Nach der Enthauptung von Martinovics und anderen sechs Hauptangeklagten 1795 in Buda, mußte man in Ungarn begreifen, daß die Wiener Regierungskreise — zwei Jahre nach der Hinrichtung des Königs in Frankreich — alle Maßnahmen ergreifen würden, um jeder revolutionären Entwicklung in den habsburgischen Ländern vorzubeugen. Für die „adelige Nation“ — wollte sie dem Schaffott entgehen — gab es zwei Wege in der langen, bedrückend öden und aussichtslosen Zeit, die die erste, größere Hälfte der Regierung Franz I. darstellt.

Für den ersten Weg sind Laufbahn und Schicksal des Grafen Franz Széchenyi (1754-1820) symptomatisch.

Graf Franz Széchenyi (1754—1820). Der junge Széchenyi stand den josephinischen Reformen ebenso positiv gegenüber wie viele der Besten seiner Zeit. Zu einem Verteidiger der Verfassung wird er erst in der Endphase der Regierung Josephs. So steht auch er auf dem Reichstag 1790/91 auf der

Seite derer, die eine durchgreifende Reform des ganzen nationalen Lebens im Sinne einer Verbindung der großen humanistischen Idee des 16. Jahrhunderts mit der Erneuerung der ungarischen Kultur versuchen wollen.

Wie die meisten seines Geschlechts — vor allem wie seine beiden Großonkel, Erzbischof Georg von Gran und Erzbischof Paul von Kalocsa — hat neben seinen geistigen Interessen auch Franz ein sehr lebhaftes Verständnis für praktische Fragen. 1787 bereist er England, besucht Adam Smith, sieht sich Bergwerke, Industrie, Kanalbau und Tierzucht an. Mit der Idee, nun ein Buch für seine Ungarn über das moderne England seiner Zeit zu schreiben, kehrt er in die wirtschaftlich noch sehr zurückgebliebene Heimat zurück.

Dort macht zunächst Josephs Angriff auf die Sprache ein Zusammengehen mit diesem, dann der frühe Tod Leopolds auch die Vertretung der nationalen Reform vor der Öffentlichkeit unmöglich. Die Verschwörung breitet sich aus; durch den Untergespan des Komitats Szerém, Joseph Hajnóczy, dem Sekretär sowie Mitarbeiter und Freund des Grafen, nimmt man Fühlung mit Széchenyi auf. Doch weder nach Abstammung noch Nervenkraft eignet er sich zum Führer einer Revolution: die Nachricht von der Verhaftung des Freundes mag ihn wie ein kalter Schlag des Todes durchzuckt haben. Er schwebt auch tatsächlich in großer Gefahr, war er ja in den Proklamationen der Verschwörer als leuchtendes Beispiel vor die Nation hingestellt worden. Allein, die Zeiten der Hinrichtung von steinreichen Magnaten, um sich ihrer Güter und Schätze zu bemächtigen, ist vorbei, denn nun ist der Absolutismus „aufgeklärt“. Der Herrscher ruft Széchenyi zu sich und nimmt ihm das Wort ab, sich künftig nicht mehr mit ungarischen Angelegenheiten zu befassen.

Das gegebene Wort bindet ihn für immer. Da erst enthüllt die Metanoia ihre Tragik; Széchenyi wird nämlich auch seine zweite Haltung ganz bewußt vertreten. Er kann nicht anders. So ist sein Naturell. Diese zweite Haltung läßt nun in ihm, von dem einst die Erneuerung der ganzen Nation hätte ausgehen sollen, den Letzten Ungarn — wie er sich selber bezeichnet — hervortreten.

Die Wunde, die er in den besten Mannesjahren empfing, heilt nie aus. Für eine „Weltschmerz“-Haltung zu sittsam, auch zu stolz, richtet er sich zwar äußerlich auf; innerlich läßt ihn jedoch sein Verantwortungsgefühl nicht mehr ruhen. Die ausgebrannte Hoffnung seines Lebens erscheint ihm je länger je mehr als die letzte, verpaßte Chance in der Geschichte seiner Nation.

Als Letzter Ungar steht er aber keineswegs vereinzelt in seinem Zeitalter da. Ähnlich dachten über ihre geschichtliche Stellung auch die beiden bedeutendsten Dichter jener Generation, die auf die seine folgte: Daniel Berzsenyi und Franz Kölcsey (1790-1838), wenngleich bei ihnen kein Trauma von der Art Széchenyis festzustellen ist. Solche Letzten Ungarn treten aber gleichzeitig mit einem ihrer Endstimmung scheinbar kraß konträren Willen zum Erneuerertum auf. Sie betrachten sich als Ende und Ausgang, sind aber von einem Drang zum Gründen, Stiften, Zukunftsgestalten beseelt.

Die Széchenyi und die ungarische Hauptstadt. Auch Széchenyi gründet: Von dem Reformers, der in ihm am Tage der Enthauptung Hajnóczys verkümmerte, blieb für die zweite Hälfte seines Lebens immerhin eine Geste übrig.

Das Geschlecht der Széchenyi steht mit der Neugestaltung der alten ungarischen Hauptstadt schon von 1686 an in wesenhafter Verbindung. Fürstprimas Georg, der Begründer des Reichtums des Hauses, betreibt und fördert schon kurz nach der Rückeroberung aus türkischer Hand den Neuaufbau der zerstörten ehemaligen Hauptstadt Matthias Corvins. Stephan Széchenyi, der Sohn von Franz, wird jenen von Matthias Corvinus gefaßten Plan, den auszuführen dieser keine Zeit mehr hatte, verwirklichen: durch eine mächtige Brücke wird er die beiden Städte Buda und Pesth miteinander verbinden und sie dadurch zu einer Stadt, zur Hauptstadt des modernen Ungarn machen. Das Wort Budapest stammt von ihm.

Zwischen beiden, dem gründenden Fürstprimas und dem gründenden Staatsmann, Uronkel und Sohn, steht Franz Széchenyi. 1802 schenkt er seine großartigen Kunst- und Büchersammlungen der Nation. Sie sollen in Pesth aufgestellt und dem Volk zugänglich gemacht werden. Damit ist das Ungarische Nationalmuseum und mit ihm die größte ungarische Büchersammlung, die Széchenyi-Bibliothek, begründet. Zum zweiten Mal tat ein Széchenyi das, was Könige versäumten.

Der Letzte Ungar. Indes entstehen manchmal auch Gründungen, und jedesmal natürlich die Reform, aus der Einsicht, daß das Bestehende veraltet ist und einer Erneuerung bedarf. So wird erst verständlich, warum eben derjenige, der auf der einen Seite, im Tatendrang des Tages, eine Reform anstrebt, sich auf der anderen Seite, in nächtlichen Tiefen des eigenen Gemüts, allzu häufig als ein letztes Glied, als ein Abschließender erlebt. Wenn sich zu diesem Erlebnis keine dekadente Belastung, sondern — ganz im Gegenteil — Talent und Phantasie gesellen, so begreift der Abschließende, der am Ausgang und Ende Stehende, viel klarer als die anderen, daß seine und seiner Zeit Haltung und Einstellung unwiederbringlich dem Vergangenen angehören. Eben deshalb soll der Versuch gewagt, die Gründung des Neuen in die Wege geleitet werden.

Wenn man diese Endstimmung, das Bewußtsein von Untergangsbeladenheit in einer größeren Perspektive erschaut, gewahrt man ein seltsames Phänomen. Diese Stimmung und dieses Bewußtsein sind schon im Zögern des jungen Rákóczi, in seinen Versuchen, dem Schicksal auszuweichen, gegenwärtig. Doch da beziehen sie sich nur auf ihn selber. Als er der Herausforderung seines Schicksals trotzdem Folge leistet, weiß er mit aller Klarheit, wie verzweifelt sein Unternehmen ist. Sein Widerstand, sein transsilvanischer Prinzipat, sein ungarischer Prinzipat, die archaischen Formen seiner Hofhaltung und Heerführung, die ganze nationale Herrschaftsreform seiner Ahnen: das sind ja leere Schatten der Vergangenheit. Erst sein Wille, sein Talent und seine Phantasie füllen sie wieder mit Blut und Realität für die kurze Dauer seiner Regierung.

Nachdem er dann den Kampf verloren hatte, bemächtigte sich seiner jene seltsam klare und ruhige Stimmung, die man zuweilen beim Hinscheiden eines geliebten Wesens empfindet. Seine Autobiographie ist das Sprachdenkmal dieser einzigartigen, großen Beruhigung; erst sie beweist, daß er auch in seinen eigenen Augen der Letzte Fürst war, der nicht siegen, sondern verlieren mußte: Es wäre der Welt-Ordnung zuwidergelaufen, wenn er gewonnen hätte, obwohl er alles einsetzte — seine ganze Energie, sein persönliches Glück, die einzige „Chance“ seines Daseins —, um zu gewinnen.

Was aber Rákóczi, der große Einsame, alleine auf fürstlicher Höhe erlebte, wird zwei Generationen nach ihm zum Erlebnis einiger auserlesener Geister, Aristokraten von Abstammung wie Geist. Auch Franz Széchenyi versucht zu erneuern und zu gründen, auch ihm ist die Endstimmung des Letzten Ungarn beschieden, die in ihm ebenso durch einen tiefen Katholizismus verklärt wurde wie in Rákóczi die Endstimmung des Letzten Fürsten.

Bei Dichtern wie Berzsenyi oder Kölcsey — d. h. noch eine Generation später — wird diese Stimmung auch schon den besten Geistern des mittleren Adels bewußt. Der Reformpolitiker Kölcsey verfaßt die klarsten, sublimsten Gedichte über den nationalen Untergang: das tragische Lebensgefühl steigert sich in ihnen zur höchsten Harmonie.

Obschon wir Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts der Gestalt des Letzten Ungarn öfter begegnen, gilt sie dennoch stets nur für eine Handvoll Erwählter; die große Mehrheit des Adels findet während der Epoche Franz I. ihren Weg zu einer anderen, weniger sublimen und edlen, aber nicht minder charakteristischen Haltung und Einstellung. Die Haltung der großen Einsamen, der Letzten Ungarn, war kühnes Annehmen der Herausforderung des Schicksals; die Haltung der Mehrheit — und dies ist eben der erwähnte andere Weg — war eine Flucht.

„**Extra Hungariam non est vita**“. Diese Mehrheit wählt das friedliche und behagliche, aber taten- und ruhmlose Leben. So ist die herrschende Lebensstimmung der ganzen Epoche — zwischen dem Scheitern des Rákóczi-Aufstands und der Entfaltung der sogenannten „nationalen Reform“ (von 1825 an): eine Lebensstimmung von lauwarmem Pessimismus, des elegisch-wehmütigen Hinuntertauchens in die „große“ Vergangenheit, des krampfhaften, auch etwas ängstlichen Festhaltens an alten, ja veralteten Formen, d. h. die Lebensstimmung, die ein Spruch der Zeit folgendermaßen zum Ausdruck bringt: Extra Hungariam non est vita, si est vita, non est ita.

Diese Lebensstimmung findet ihr adäquates Sprachdenkmal in der Dichtung Alexander Kisfaludys (1772–1844). Sein Lebenswerk, vornehmlich die „Glückliche Liebe“, der zweite Teil seines großen lyrischen Zyklus „Die Lieben des Himfy“, verewigt wie vielleicht kein zweites Werk in der Weltliteratur das vollständige Abbild der Lebensform des mittleren Adels um die Jahrhundertwende. Ein ausgeglichenes, durch das Glück einer jungen Ehe verklärtes Liebesleben eines gesunden jungen Man-

nes dient ihr als Grundlage. Der Mann und Gutsherr, der als pater familias seiner Hausgenossen und Leibeigenen den natürlichen Mittelpunkt dieser kleinen, aber in ihrer Kleinheit sich selbst als vollkommen dünkende Welt einnimmt, ist ein unabhängig und schrankenlos lebender Landwirt und Schloßherr, ein Liebhaber von Pferden, Jagden und Frauen: der Dichter selber, der Held der Idylle, der adelige Mensch.

Es leuchtet aber ein, daß — wie Benedetto Croce es sagt — „die Größe des modernen Denkens gerade in der Erhebung des Lebensgefühls aus der Idylle (und somit der Elegie) in das Drama und aus dem Behaglichen (und somit Pessimistischen) in das Tätige und Schöpferische liegt, d. h. in der Auffassung der Freiheit als einer stets erneuten, fortlaufenden Tat der Befreiung, einer ewigen Schlacht, in der es keinen Endsieg geben kann, weil dieser dem Tode aller kämpfenden, d. h. aller Lebenden gleichkäme“.¹

Der listige Hieb Leopolds und der von Franz geführte brutale Schlag haben eben diese Art Freiheit, die „stets erneute, fortlaufende Tat der Befreiung. . . der konkreten Persönlichkeit“ in einem freien Staat und in einer freien Gesellschaft zunichte gemacht. Dadurch sank das Lebensgefühl nach Josephs großer, fruchtbarer Herausforderung auf das Behaglich-Idyllische der besprochenen adeligen Lebensform noch einmal hinab und verzichtete damit von vornherein auf schöpferische Tat und geistige Verantwortlichkeit; oder aber es rettete sich zwar durch eine schöpferische Tätigkeit vor dem inneren Zusammenbruch, konnte sich jedoch vom Elegisch-Pessimistischen nicht mehr befreien und ergab sich der tragischen Vision des Letzten Ungarn.

Romantik und Melancholie. So wie einst in der Renaissance ein Zug von Schwermut auf den Geistern der Besten lastete, ist das Los der hervorragendsten Vertreter der ungarischen Romantik ebenfalls von Melancholie getrübt. Diese kann manchmal — hier wie in der Renaissance — eine schöpferische Fülle von höchster Menschlichkeit mitbewirken. Allein, „die melancholische Begaubung“ führt häufig auch zur melancholischen Krankheit. Es ist die Erkrankung des Einsamen, der — umgeben von seinem silenzio und seiner solitudine, — dem commercio degli uomini sowohl im Raum wie in der Zeit entrückt wird.²

Eben infolge der Präsenz auch dieses Zuges in der ungarischen Romantik wird das Bild der nun allmählich heraufziehenden Reformära so überreich an Widersprüchen. In den Erneuerern wirkt und waltet zur selben Zeit, in der sie an die Verwirklichung ihres großen Werkes herangehen — das aus Ungarn ein modernes Land und aus seinen Bewohnern ein modernes Kulturvolk machen wird — , das tiefe Wissen des Sterblichen um den Tod und die Überzeugung von der Eitelkeit jedes Unternehmens, gleichgültig, ob es auf der Ebene des nationalen oder des persönlichen Wollens liegt. Die Vorkämpfer der nationalen Neugeburt, d. h. die Gestalter der Zukunft, betrachten sich selber nur zu oft als „Letzte Ungarn“. Daß sie die Reform trotzdem wagen und sie sogar bis zu einem tragischen Sieg voranzutreiben fähig sind, macht ihre Größe aus.

Von Lehrlingen zu Meistern. Seit dem Anbeginn der „nationalen Erneuerung“ (1772: „Die Tragödie des Agis“ von G. Bessenyei) sind Ungarns geistige Erscheinungen, wie sie es noch bis in die Hochrenaissance und den Frühbarock hinein waren, wieder organische Bestandteile der gesamtwesteuropäischen Geistes-Entwicklung. Seither gibt es auch in Ungarn wieder — statt der großen Vereinzelten der Türkenzeit wie Pázmány und Zrinyi — ein in seinen Bestandteilen organisch zusammenhängendes geistiges, vor allem literarisches Leben.

Allerdings sind die ungarischen Aufklärer noch eher Lehrlinge denn genuine Schöpfer. Wenn wir den einzigen, freilich verspäteten Vertreter eines ungarischen Rokoko, Michael Csokonai Vitéz (1773—1805), herausnehmen, dürfen wir sagen: Erst die Früh- und dann die Hochromantik bringt in Ungarn wieder solche Dichter und Geister hervor, die nicht nur Aufnehmer, sondern Schöpfer und Geber sind, wie in den alten Zeiten Pázmány und Zrinyi.

Nach alledem, was wir über die romantische Grundeinstellung des neuzeitlichen ungarischen Menschen sagten, mag als selbstverständlich klingen, daß der ungarische romantische Geist mit freudigem Erkennen jene europäische Gesamtströmung in sich aufnimmt, die mit der Haltung, die ihm zum

¹ Ben. Croce: Geschichte Europas im 19. Jahrhundert, Zürich-Wien, 1947. 14.

² G. Vasari: Le Vite, Florenz (Salani) 1932, Band V, 469, 483, 491 etc. — Vgl. Autor: Karl V., Tübingen 1966, 273-79.

Grunderlebnis geworden ist, endlich einmal übereinstimmt. Nun ist ein betonter Individualismus wieder da. Er nimmt mit Spontaneität und großer Leidenschaftlichkeit die möglichst vollkommene Verwirklichung „der geistigen Freiheit der konkreten Persönlichkeit“ in Angriff. Diese Attitüde der ungarischen Romantik ist gewiß die tiefste Übereinstimmung zwischen ihr und der westlichen Gesamtströmung gleichen Namens.

In der Romantik folgt auf ein heiteres Heidentum oder ein auch innerlich freies Freidenkertum der führenden Geister der letzten vorromantischen Generation eine Rückkehr zu den vorschriftsgemäßen Religionen. Diese Rückkehr ist nur zu häufig in der westlichen Romantik, während sie in Ungarn eher sporadischer Natur ist. Hier ist für den ganzen Vorgang vielmehr ein anderes Phänomen ausschlaggebend.

Das religiöse Moment. Die größten Geister der ungarischen Romantik sind zweifellos religiös eingestellt, ohne jedoch — mit der einzigen Ausnahme Stephan Széchenyis — einer vorgeschriebenen Religion in dumpfer Fügsamkeit anzugehören. Und eben die Religiosität Széchenyis, der bis in sein reifes Alter hinein auch an den äußeren Formen des Katholizismus festhält, ist von einem „angstvollen Quälen nach Gläubigkeit“ nicht frei, während alle die Anderen in einem fröhlich-offenen und aufrichtig-spontanen Einvernehmen mit ihrem Gotte leben, das — natürlich — bei dem katholischen Vörösmarty von einer katholischen, bei dem Lutheraner Berzsényi oder dem Calvinisten Kölcsey von einer protestantischen Färbung, einer aus ihren Kindheiten mitgebrachten religiösen „Stimmung“ getragen wird. Diese Art Religiosität führt sie aber zu der eigentlichen Religion der Romantik empor, zu der „Religion der Freiheit“ (B. Croce). So erwächst der ungarische Liberalismus auf den Grundlagen einer religiösen „Stimmung“, die letztlich nichts mit den vorgeschriebenen Religionen zu tun hat.

Dieser Liberalismus — die geistig-politische Strömung, die die „nationale Reform“ der Jahre 1825—1848 trägt — entwickelt sich erst in den 30er Jahren zur vollen Blüte. Betrachtet man zunächst nur seine Oberfläche, die Ideen, die er verkündet, die Ideale, die er anstrebt, so erscheint er als eine geistig-politische Strömung, die französischen Vorbildern folgt. Er sucht und findet seine Wahlverwandtschaften im fernerem Westen, während er sich Österreich und den deutschen Fürstentümern gegenüber von Jahr zu Jahr als zunehmend fremd empfindet.

Das Werk, das dieser Liberalismus vollenden wird — Zerstörung der elegischen Idylle und Aufstieg der führenden Schichten aus ihrem behaglichen Pessimismus zu den Anhöhen eines tragischen Lebensgefühls — beginnt schon G. Bessenyei, der Begründer der „französischen Schule“. Sein Fortsetzer ist dann der reife Kazinczy. Von da an wird „die fortlaufende Tat der Befreiung“ (B. Croce) nicht mehr unterbrochen. Schon zum Kreis des noch weitgehend voltairianisch-aufklärerisch eingestellten Kazinczy gehören große Dichter der Präromantik (wie Berzsényi) und der Romantik (wie Kölcsey), indes die Generation der Hochromantik mitsamt ihrem größten Vertreter, Michael Vörösmarty (1800—1855), sich um den schon klassenlos gewordenen Adligen Karl Kisfaludy (1788—1830) schart, der erst Pesth zum Mittelpunkt des literarischen Lebens machte. Als ihn ein früher Tod dahintrafft, steht bereits Stephan Széchenyi und seine Agitation im Mittelpunkt des nationalen Lebens. Széchenyis Schöpfung ist jedoch kein dichterisches Werk, keine literarische „Erneuerung“, sondern das moderne Ungarn selbst.

Graf Stephan Széchenyi. Graf Stephan Széchenyi (1791—1860) war ein politisches Genie romantischen Naturells, aber auch — seinem Vater ähnlich — mit weitgehend ausgebildetem Sinn für das Ökonomisch-Praktische. Er ließ den Ungarn — wie er es selber formulierte — nicht in Ruhe und Frieden dahinsiechen, sondern brach ihm Bahn in eine zwar kampf- und spannungsbeladene, aber eben darum des Menschen und seines tragischen Loses würdige Zukunft.

Der Sohn des „Letzten Ungarn“ — dessen grüblerischer Geist das nationale Dasein für abgeschlossen, die Zukunft für aussichtslos ansah — schleudert nun das Wort des Neubeginns, mit ihm die Spannung des Dramas, wie „eine Fackel“ in das nationale Bewußtsein. Erst mit seiner Parole: „Andere meinen, Ungarn sei gewesen, ich aber hoffe, daß es erst wird!“ war es mit jedem behaglichen Pessimismus vorbei. In eine Gesellschaft, die ihre große Vergangenheit wie eine alte Jungfer ihr nie gebrauchtes Brautkleid liebevoll aufbewahrte, wagte er stolz und schonungslos hineinzurufen: „Was war denn unsere berühmte Vergangenheit? Ein Nacheinander von kleinen Herren und armen Königen!“ Und damit

wies er in die Zukunft: „Die Vergangenheit ist unseren Händen entglitten; doch sind wir Herr der Zukunft geblieben. Die Zukunft wird erst das Mannesalter dieser Nation sein.“

Es folgt aus dem romantischen Ich-Kultus seiner Jugend, der ihn, wenn auch in veränderter Form, selbst in späten und reifen Etappen seines Lebens nicht verläßt, daß er sein Schicksal nicht als das isolierte Geschick eines einzelnen Ungarn betrachtete. In den Jahrzehnten just seiner späten und reifen Zeit sah er sein Los mit dem der Nation verflochten, und mehr noch: identifiziert, indem er die Spannung des nationalen Dramas und auch die Katastrophe, in die es mündete, als seine eigene Tragödie aufgefaßt und erlebt hat.

Die Zeitgenossen spürten diese Einstellung und erlebten sie mit. Sein bedeutendster Antagonist, Ludwig Kossuth, der einzige, der auf politischer Ebene neben ihm die Epoche kennzeichnet, nennt Széchenyi den „größten Ungarn“.

Dämonen, Frauen und Reisen. Széchenyi war ein auffallender, reicher und wagemutiger Mann; seine Anfänge sind gekennzeichnet durch waghalsige Husarenbravouren in den napoleonischen Kriegen und durch mannigfache galante Abenteuer in und nach diesen Kriegen. Dazwischen und hernach bereiste er die Länder des Westens; ähnlich wie sein Vater war er in diplomatischer Mission in Neapel, sein Hauptinteresse galt aber, ebenfalls wie das seines Vaters, England. Der romantischen Vorschrift der Zeit gehorchend unternimmt er — mit Diener, Koch, Maler und Arzt — eine Nahost-Reise nach Griechenland und Kleinasien. Er durchschwimmt den Hellespont, weil auch der drei Jahre ältere Byron es getan hatte; er umwandert die Küsten Siziliens und spielt mit dem Gedanken, sich auf einem hohen Berg das Leben zu nehmen, weil auch Byrons Manfred sich das Leben genommen hatte.

Er ist Soldat und Großgrundbesitzer, will aber Dichter und Künstler werden, und trotzdem hält ihn eine geheime Bestimmung von dieser Wahl zurück. Als echter Romantiker — und einziger in der ungarischen Romantik, der nach westeuropäischem Muster dem Byronismus ergeben ist — sucht er jahrelang seine eigentliche Berufung, ohne sie finden zu können. Von all den Regungen seines reichen und unausgeglichenen Gemüts legen die dicken Bände seiner Tagebücher — er führt sie von 1814—1848 — ein treues Zeugnis ab. Die Tagebücher zeigen eine von ihren Dämonen gepeitschte Seele, die von einem Extrem in das andere geworfen wird, von quälender Unruhe getrieben, sich in nicht selten tragisch oder disharmonisch ausartende Liebschaften stürzt, immer wieder mit dem Gedanken des Selbstmords spielt, auf großen Auslandsreisen innere Erlösung suchend. Aber auf diesen Reisen — jetzt vornehmlich in Frankreich und England — zieht er immer wieder tiefgreifende Vergleiche zwischen dem fremden Land und seiner Heimat. Manchmal zuckt schon — wie ein ungewisser Strahl im bunten Gewimmel von Taten, Plänen, Träumen, Gedanken und Zitaten — die große Idee einer nationalen Reform auf, wird jedoch noch lange nicht zum zentralen Gestirn seines Wesens.

Auf der Spur der Ahnen. Dieses Reformwerk beginnt nur zögernd und auf sehr eigentümliche Weise: das dämonisch-tragische Liebesgefühl, der titanisch-sentimentale Ich-Kultus dieses ungarischen Byron hemmen ihn in der freien Entwicklung seines Wesens, ebenso wie ihm auch sein aus dem väterlichen Hause mitgebrachter, etwas schwärmerisch angehauchter Katholizismus und die aristokratisch-monarchistischen Überlieferungen lähmend im Wege stehen. Endlich eröffnet sich ihm eine Möglichkeit just in Richtung dieser Überlieferungen, und damit hebt das Werk der Reform erst an: Ein junger, reicher Graf kauft sich gute Pferde. Nun ahmt er das englische Pferderennen nach und begründet damit das ungarische Wettrennen. Aber er weiß: ein gutes Pferd interessiert den ungarischen Magnaten, er wird sich beim Rennen mit anderen seiner Klasse zusammenfinden, und sie werden nicht nur von Pferden, sondern auch von den Angelegenheiten des Landes sprechen. Daraus folgt sein zweiter Schritt: Széchenyi gründet das erste ungarische Casino.

Noch immer hat er keinen festen Plan. Die Jahre der Jugend sind schon vorbei. Er steht in der Mitte seiner dreißiger Jahre. Damals trat der Reichstag von 1825/27, der erste der sogenannten Reformlandtage, zusammen. In einer der vorbereitenden Sitzungen der plenaren Versammlung der Unteren Tafel ¹ griff Paul Nagy von Felsöbük, Ablegat des Komitats Sopron, die Magnaten an, die „gar nichts unternehmen“, um die ungarische Sprache in ihre Rechte zu setzen.

¹ D.h. das Unterhaus, die Versammlung der von den Komitaten für den Reichstag gewählten „Ablegaten“ (követ), während die Obere Tafel die Versammlung der Magnaten war. Széchenyi als Graf gehörte der Oberen Tafel an.

Wie von einer Lanze getroffen erhebt sich da plötzlich Graf Széchenyi: „Vorwürfe vernehme ich hier gegen unsere Großen“, sagt er. „Ich rechne mich nicht zu ihnen, nur zu den Reicheren. Ich will aber meine Anhänglichkeit meiner Heimat gegenüber bezeugen, deshalb subscribiere ich hiermit öffentlich das einjährige Einkommen meines ganzen Vermögens für die Förderung des nationalen Geistes“ — und nun gewinnt über die romantische Geste die nüchterne Tradition seiner gründenden Ahnen die Oberhand: „Ich verlange aber Einsicht und Einfluß auf die Verwendung, auf daß man dieses Geld nicht ziellos anlege. . .“

Die Geste bedeutete 60.000 Gulden für die Gründung einer Gelehrten-Gesellschaft in Ungarn. Das Beispiel findet Nachahmer. Die ungarische Akademie der Wissenschaften ist begründet.

Szechenyi ist der Held des Tages, obwohl die späte Kritik wahrscheinlich recht hat, wenn sie behauptet, der Begründer habe eine klare Idee seiner Tat damals noch kaum gehabt. Allein, sein Tatendrang ist gereizt, der Imperativ der romantischen Gestik zu stark in ihm, und der Tadel des großen Redners Nagy von Felsöbük traf seinen point d'honneur. So tat er jenen Schritt, der ihm gleichsam vorgezeichnet war, den Schritt in Richtung der Széchenyi-Ahnen, der Gründer, Anreger und Förderer.

Das Vorspiel zur Wiedereinberufung des Reichstages. Die Wiedereinberufung des Reichstages von 1825/27 eröffnet eine neue Etappe in der langen Regierung Franz' I. Daß er, nach mehr als 12 Jahren absolutistischer Regierung — in denen jedoch weder die dem Palatin unterstellten ungarischen Regierungsorgane noch die Komitate ihre Tätigkeit eingestellt hatten, — zusammengerufen wurde, bedeutet noch keine Wendung in der Politik der Wiener Regierungskreise, sondern lediglich das Überhandnehmen einer neuen Einsicht.

Nun braucht das Habsburgerreich wieder einmal Soldaten und Geld. Man steht aber noch immer unter jenem Eindruck, den die blutige Reaktion von 1795 ausgelöst hatte; also ergeht an die Komitate einfach ein offener Befehl des Monarchen, dessen Wortlaut zufolge diese die Soldaten zu stellen und die Steuern einzuheben haben. Die ohne Befragung eines Reichstages an sie gerichtete Verordnung betrachten jedoch die Komitate als gesetzwidrig und legen sie „achtungsvoll beiseite“. Bald sind die Wiener Regierungskreise erneut bereit, die 1795er Maßnahmen zu ergreifen. Erzherzog-Palatin Joseph versucht vergebens, einen Weg der Aussöhnung zwischen Krone und Ständen zu finden. Die Spannung wächst. Und schon verletzt Wien die Autonomien der Komitate; diese verschanzen sich hinter ihre „passive Resistenz“; eine fieberhafte Aufregung bemächtigt sich der Gemüter; die Kanzlei erhebt Anklage gegen die Anführer der Opposition. Da rettet Joseph Németh die Lage, ein einfacher Jurist. Er wird mit der Ausarbeitung der Anklage beauftragt. Er gehorcht, läßt aber die Stellen, wo er sich in seiner Schrift auf das ungarische Gesetz beziehen sollte, in blanco. Auf Befragen erklärt er, es gäbe im ungarischen Corpus juris kein Gesetz gegen ein Komitat, das die vis inertiae nach altem Recht ausübt. Er versteht seine Überzeugung selbst vor dem Monarchen zu vertreten, und zwar mit solchem Erfolg, daß Franz die Anklage fallen läßt und sich einer Wiedereinberufung des Reichstages nicht mehr widersetzt.

Metternich und Széchenyi. Daß es soweit kam, ist aber eben der obenerwähnten neuen Einsicht zu verdanken. Am 12. November 1825 sagt Fürst Metternich zu Széchenyi, den er nach Gründung der Akademie zu sich rufen läßt: „Ich habe mich nie mit allen diesen Sachen abgegeben, die Ungarn angehen — nun bin ich aber seit 18 Monaten au fait von allem.“ Er begriff, daß die alte ständische Verfassung, die im 17. Jh. noch Todfeind des Autokraten gewesen war, in den durch die Große Französische Revolution veränderten Verhältnissen eine natürliche Stütze des Thrones geworden war.

Einige Tage nach dieser Begegnung richtet Széchenyi ein Memorandum an den Fürsten. Metternich fügt einige Randbemerkungen hinzu. Da steht es nun klar: „Die Verfassung wird nie durch einen klugen und gerechten König bedroht werden. Das, was seit achthundert Jahren dem Sturme der Zeit getrotzt hat, ist erwiesen fest. — Die Gefahren, welche die Verfassung bedrohen, liegen auf einem ganz anderen Felde“. Diese Gefahren sind — wie Metternich sich ausdrückt — „die Gebilden der Zeit“.

Metternich erkennt, daß die Opposition auf dem Reichstag nun doppelt vorhanden ist. „Die eine ist die alte und aus der Natur der Verhältnisse entspringende ungarische Opposition“, — schreibt er an einen Vertrauensmann, Siegmund Szögyényi. — Diese stört mit ihren kleinlichen gravamina standesrechtlicher Natur seine Ruhe nicht im mindesten. Aber, so fährt er fort: „Die andere repräsentiert den

Geist der Zeit.“ „... diese beruht auf einem Hirngespinnste, denn das, was sie will. . . , ist der Untergang der gesetzlichen Ordnung; sie will also Nichts.“

Wohin ordnet er nun Széchenyi ein? — über den er übrigens ziemlich treffend urteilt: „Er ist nicht leichtsinnig, aber sein ganzes Wesen ist das eines politischen Hitzkopfes, der aber trotzdem tief zu berechnen versteht.“ Im zitierten Schreiben fährt er also fort: „Für mich ist es deutlich . . . daß der Széchenyi—Károlyische Club ganz zu der neuen Opposition gehört.“ Metternich weiß, daß Széchenyi am 12. Oktober auf der Oberen Tafel als Erster nicht lateinisch, sondern ungarisch gesprochen und die Idee dieser zweiten Opposition vertreten hat. Sofort war sein Beispiel nachgeahmt worden. Am 3. November gründete er die Akademie, und wieder fand sein Beispiel Nachahmer: Graf Károlyi, Graf Andrássy, Vay. Damit aber befindet sich die Frage der ungarischen Sprache, an welcher einst Joseph II. gescheitert war — wieder auf der Tagesordnung.

König Franz und Fürst Metternich beriefen den Reichstag wieder ein, weil sie die gesellschaftserhaltenden Kräfte der ungarischen Standesverfassung endlich erkannten. Die Einsicht kam ihnen allerdings zu spät. Gebildete politische Denker, eine ganze Schar von Vertretern des romantischen Liberalismus und Anhängern der neuen Freiheitsidee, fanden auf dem Reichstag ihr Forum. Daß der steinreiche Aristokrat, den Metternich — wie er selbst sagt — „seit seinem Eintritt in die Welt“ gekannt und „ihm viel Gutes gethan“ hat, so urplötzlich unter ihnen auftaucht, ist für ihn keine angenehme Überraschung. Aber er kannte den Vater und glaubt nun, auch den Sohn zu kennen. Er dringt in ihn: „Sie sollten Ihre Stellung verändern, ziehen Sie sich zurück, nicht wie ein Dummkopf — sondern wie ein gescheiter Mann. Sie können noch viele Dienste leisten“. „Der Kaiser ist gegen Sie aufgebracht. Ich entschuldige Sie. Neulich ließ er mich kommen. 'Nun da haben Sie ihren famosen Stepheerl' — ” Und wieder: „Ziehen Sie sich zurück, Sie werden es mit allen beyden Partheyen verderben. Sie haben eine schlechte Carriere gemacht“. „Glauben Sie mir, ich habe eine Mordspraxis. Ich denke nicht auf heute. . . Ich habe es den (sic!) Bonaparte, mit dem ich tãgelang (sic!) sprach — voraus gesagt was sein Ende seyn wird — ich stürzte ihn. Ich ließ ihn treiben und habe ihn geschossen“. „Vous pouvez compter sur mois.“

Und dann auf einmal, in ganz anderer Tonart: „Sie verderben die jungen Leute. Es geht zu weit. Sie werden es bereuen. Sie können werden, was Sie wollen. Der Kaiser hat nichts gegen Sie. . . Jetzt wäre es aber auffallend: es sähe aus, als ob man Sie gewinnen wollte.“

Auch dazu ist es zu spät. Im Tagebuch Széchenyis bricht der Bericht über das Gespräch mit Metternich plötzlich ab, indem Széchenyi die halb erstaunt-aner kennenden, halb ironisch-spottenden Worte Arthur Astons, eines Attachés der englischen Botschaft in Wien, zitiert; Worte, die unwillkürlich einen sehr merkwürdigen Schluß zu jenen Metternichs bilden: „Es ist zum todtlachen, ein Land mitten zwischen Österreich, Russland und der Turkey zu sehen, wo man so frei denkt und spricht, wie in Hungarn.“

Metternich aber meldet seinem Kaiser acht Tage später: „Ich werde den Grafen Széchenyi übrigens nicht aufblasen und er dient uns inmindesten als ein Wärme-Messer. Er zeigt die Temperatur der Masse, die ihn umgibt.“

Die Auseinandersetzung mit dem großen Minister gab dem jungen Mann seiner Aufgabe gegenüber die noch fehlende Sicherheit. Paul Nagy von Felsöbük hatte ihn auf der Zirkularen Sitzung nur gereizt, aber Metternich hatte ihn gefordert. Plötzlich fühlt sch dieser romantische Schwärmer vom bedeutendsten Vertreter des ancien régime ernst genommen und in die Schranken gestellt. Jener gedachte ihn wohl bloß einzuschüchtern. Statt dessen lockte er eben dadurch aus diesem Schwärmer den Staatsmann hervor.

Széchenyi und die ungarische Romantik. „Sie verderben die jungen Leute“ — hatte Metternich zu Széchenyi gesagt. Er hatte darin zwar unrecht, aber es bleibt tatsächlich erstaunlich, daß Széchenyi dies nicht tat. Man hätte in Unkenntnis der Einstellung der ungarischen Intellektuellen — und das war eben Metternichs Fall, denn er kannte ja nur deren politische Äußerungen — mit Gewißheit annehmen können, daß eine Lebensform wie Széchenyis sich gleich einem reißenden Strom auf die zweite Romantiker-Generation auswirken würde, war ja doch der älteste unter ihnen (Vörösmarty) fast zehn Jahre jünger als Széchenyi. Doch nichts dergleichen geschah. Széchenyi stieg zwar durch seine politi-

schen Ideen, den herrlichen Schwung seiner sehr persönlichen Lebensführung und die dynamische Fülle seines Programms zur führenden Gestalt des Reformzeitalters empor; seine „reiche und aufgewühlte Einsamkeit“, seine Byronsche Unruhe, sein titanisch-sentimentaler Ich-Kultus und sein schwärmerisch-quälerischer Katholizismus, ja selbst die dämonisch-tragische Färbung seines unausgeglichenen Liebeslebens haben jedoch auf die jüngeren Romantiker seiner Zeit merkwürdigerweise keinen Einfluß ausgeübt.

Wenn man aber diese jüngeren, ja die anderen Romantiker Ungarns im allgemeinen untersucht, stellt sich heraus, daß es zwischen Széchenyi, eben als einer romantischen Erscheinung, und den anderen bedeutenden Geistern der ungarischen Romantik sehr tiefgreifende Unterschiede gab, die im ungarischen Kulturspektrum Széchenyi von Anfang an eine Sonderstellung einräumten. Sie bedingen im selben Maße seine großen Erfolge in den dreißiger wie seine allmähliche Absonderung in den vierziger Jahren, und sie tragen auch zur Klärung seines Zusammenbruchs bei.

Széchenyis Ich-Kultus, sein fortwährendes Wühlen und Suchen, seine Sucht, „genial“ zu leben und zu wirken, decken intime Tiefen seines Wesens auf, die sonst bis auf Andreas Ady (1877—1919) bei keinem anderen Ungarn sichtbar geworden sind. Bei aller Anerkennung der menschlichen Größe eines Széchenyi und der dichterischen Einzigartigkeit eines Ady, fühlte man sich in Ungarn vor der Attitüde ihres Sich-Bloßlebens, ihres „Alles-Beichten-Wollens“ irgendwie verletzt und beschämt.

Wenn man sich dem Phänomen der ungarischen Romantik vom Westen, vor allem von Deutschland her nähert, ist Széchenyi unter allen, die von Bedeutung sind, der einzige wahre Romantiker. Unter allen ungarischen Staatsmännern, ja unter allen Dichtern war er der einzige — und auch er nur in der Jugend — , der vom berüchtigten *mal du siècle* angegriffen war. Bei den anderen findet man „Welt-schmerz“ oder Byronismus kaum in Spuren vor. Selbst die Liebeslyrik, die doch bei einem Berzsenyi, einem Vörösmarty, in unvergeßlicher Schönheit ertönt, ist bis zur Schamhaftigkeit keusch und so zurückhaltend, daß sie beinahe vollkommen Ausdruck einer allgemein menschlichen, freilich sehr tragisch gefärbten Liebesstimmung bleibt.

Große Dichter wie Berzsenyi oder Vörösmarty sind sich zwar ihres Werts sehr klar bewußt; ein Ich-Kultus, geschweige denn ein Titanismus ist ihnen jedoch ebenso völlig fremd wie — wieder bis hin zu Ady — auch allen anderen ungarischen Dichtern. Jeder Art Götzenmystik oder Vergötterung des Erotischen blieb auch Széchenyi — schon seinem Katholizismus zufolge — fern. Bei ihm hält jedoch das Tagebuch jede Regung und Zuckung seines fast krankhaften Gottsuchens und einer krampfhaften Anklammerung an der ererbten Religiosität fest, und erst sein Zusammenbruch deckt die wirklichen mythischen Dominanten seiner eigenen, persönlichen Religion auf.

Für die übrigen Romantiker ist aber das Ringen um Gott ebenso ein Geschehen allertiefster Intimität wie ihr Verhältnis zum Weib. Auch darüber zu sprechen, würde unkeusch erscheinen. So bekommt man nur das Ergebnis zu sehen: den tragisch-überlegenen Fatalismus eines Kőlcsey, die geläuterte, kosmisch-erhabene Gottesbetrachtung eines Berzsenyi, oder den aus größter Tiefe der nationalen „Vorzeit“ heraufbeschworenen Dualismus eines Vörösmarty. Der Weg jedoch, auf dem sie zu ihrem Resultat gelangten, bleibt in all diesen Fällen verhüllt.

Das ungarische tiers état. „Ein nie ausgesprochener, schwierig definierbarer Ehrenkodex verpflichtet jeden Geist: Ehrfürchtig und ernst bleibt man vor den Grenzen dessen, was man als Nicht-Auszusprechendes betrachtet, stehen.“¹

A. Szerb sieht auch die Wurzel dieser Erscheinung in Haltung und Auffassung des adeligen Menschen. Seinen seelischen Schmerz zu zeigen, ist er zu stolz; über seine Liebschaften zu reden, zu sittsam; und er meint, sein Glaube gehe einzig ihn selber an. Wer das Gegenteil tut, wirkt weibisch, indiscret oder lächerlich. Sollte nach den völkerpsychologischen Vorbedingungen dieses „Ehrenkodex“ gefragt werden, so kann man natürlich bei den Grenzen des Adels nicht stehen bleiben. Dieser Adel war in seiner überwiegenden Mehrheit auch abstammungsmäßig ungarisch: er wuchs unmittelbar aus dem ungarischen Bauerntum empor wie noch die Esterházy, die Széchenyi, und viel häufiger natürlich die Urahnen des mittleren und des Gemeinadels. So liegt auch der Ursprung dieser „edlen Sittsamkeit“

¹ A. Szerb: Magyar irodalomtörténet (Geschichte der ungarischen Literatur), 2. Auflage, Budapest 1959, 214. – Ausgabe 1978 = S.218 u.

(nemes szemérem) des ungarischen Menschen in den Tiefen der Volksseele, und sie verpflichtet Edle wie Bauern gleichsam einem „Wertkosmos“ (A. Szerb) .

Schon aus der erwähnten hohen Seelenzahl des Adels folgert, daß es sich keineswegs um ein exklusiv-
aristokratisches Gebilde handelte. In keinem anderen Land Europas erreichte der Adel eine so hohe
Zahl wie im Ungarn des 18. und 19. Jahrhunderts.

Zu einer Zeit (1842), in der Ungarn 544.372 Adelige hat, also jede zwanzigste Person adlig ist, sind es
in Böhmen lediglich 2.252 Adelige; dort also ist es nur eine von jeweils 282 Personen. Selbst in Süd-
polen, wo die Zahl der Adelligen derjenigen der ungarischen am nächsten kommt, kommt nur auf je 68
Personen ein Adelliger.

Man bedenke ferner, daß der ungarische Reichstag Mitte des 19. Jahrhunderts stellvertretend für
11.376.000 Seelen von 136.000 adeligen Familienhäuptern gewählt wird, während das „demokrati-
sche“ französische Parlament, das ein Land von 30 Millionen Einwohnern vertritt, vor 1830 nur von
94.000 und ab 1831 noch immer von nicht mehr als 188.000 Wählern gewählt wurde.

Der ungarische Adel ist also „weder eine winzige Minorität noch eine oligarchische Fraktion oder eine
Handvoll feudaler Raubritter“, sondern — mit altem ungarischen Ausdruck — „die adelige Nation“
selbst oder, wie Szekfü es ausdrückte „das ungarische tiers état“.¹

Die Einheit von Adel und Volk. In Ungarn hatte die Türkenzeit die Herausbildung eines ungarischen
Bürgertums weitgehend gehemmt: was im Westen eine von Handel und Industrie lebende, gebildete,
urbane Schicht war — eben das Bürgertum — , entwickelte sich in Ungarn als eine ebenfalls kultur-
tragende, wenn auch ländliche, vom Ackerbau lebende Adels-Gemeinschaft.

Als solche ist sie in allen Gesellschaftssphären und Vermögensstufen zu finden: angefangen bei den
Prinzen Esterházy und den Grandseigneurs der Mammutgüter über die bene possessionati des
mittleren Adels bis ganz hinunter zu dem kleinen und armen, völlig in bäuerlichen Verhältnissen
lebenden Gemeinadeligen, war in ihr jede Schattierung der ungarischen Gesellschaft vertreten.

Was alle trotzdem verband, war die Vorrechtsstellung, die Idee der una eademque nobilitas sowie das
Gefühl, daß für Freiheit und Unabhängigkeit ihres Landes sie — und sie allein — verantwortlich sei-
en. Denn trotz ihrer großen Zahl, trotz ihrer manchmal bäuerlichen Lebensformen — mitunter sogar
sehr großen Armut — sind Edelleute, solange sie es noch wirklich sind, Angehörige einer Gemein-
schaft, in der ihr geschichtliches Bewußtsein das „Gemeinsame“ ausmacht.

Diesen merkwürdigen, aber höchst positiven Widerspruch hat Anton Szerb am klarsten erfaßt und aus-
gedrückt: „Wird einer als Bürger geboren — sagt er, der als ein solcher geboren war, — ist das an sich
noch gar nichts; wird er als reicher Bürger geboren, so ist das Glück; kommt aber einer im Besitz jenes
mystischen, irrationalen Illusionswertes zur Welt, der Adel heißt, ist das Gottes Gnade, Prädesti-
nation.“²

Dies eben ist jener „Wertkosmos“, dem der „nie ausgesprochene Ehrenkodex“ zugrunde liegt, der im
alten Ungarn die Geister in seinem Bann hält. Am bewußtesten natürlich lebt seine Wirkung in dem
Adel; allein, er bewahrt seine Gültigkeit für die emotional-idiomatische Gesamtheit des Menschen
ungarischer Gattung im allgemeinen.

Széchenyi ist es, der Grandseigneur bäuerlicher Herkunft,³ der die Einheit dieser Gesamtheit: das wie
von dichtem Nebel umhüllte Bewußtsein ihrer Zusammengehörigkeit seit Franz Rakóczi II. das erste
Mal wieder mit aller Klarheit verkündet und betont, indem er nicht nur einer „adeligen Nation“, son-
dern den „Millionen treuer und guter Leibeigenen“ die Wege in eine bessere Zukunft öffnen will.

¹ Gy. Szekfü: Három nemzedék és ami utána következik (Drei Generationen und was nach ihr folgt). Budapest 1934, 70.

² A. Szerb: Magyar irodalomtörténet (Geschichte der ungarischen Literatur), 2. Auflage, Budapest 1959, 213. – Ausgabe 1978 = S.217/ 1.

³ Der Urgroßvater seines Urgroßvaters war noch einfacher végvári vitéz: Kämpfe in der Grenzburg Szécsény, hieß Szabó (Schneider) und gehörte nicht mal zum Bagatelladel.

XVII. Der zweite Versuch einer *Restitutio Regni*.

Der Dualismus in Geschichte und Sage. Die Kämpfe der Ungarn von Bocskay bis Rákóczi gegen die Kaiserlichen erwiesen sich immer wieder als eine auch urbildlich bedingte Auseinandersetzung mit einer Macht, die dem Selbstverwirklichungs- und Selbstergänzungsdrang der in der Türkenzeit verstümmelten ungarischen Existenz im Wege steht.

Schon im 10. bis 13. Jahrhundert — so hat es sich gezeigt — drückten die verschiedenen Formen des Doppelkönigtums eine duale Auffassung vom Kosmos aus. Von Zeit zu Zeit gelang es doch einem Starken, über die Zweiheit die Einheit herzustellen. Im 16. Jahrhundert zersprang die Einheit: der Staat Ungarn verwirklichte sich wieder einmal in einem dualen Gebilde. Gleichzeitig wurde das Leben des „königlichen“ Ungarn je länger desto mehr durch eine eigentümliche Verschlungenheit mit einer nicht nur als fremd, sondern sogar als feindlich empfundenen Macht, der kaiserlichen nämlich, bedingt. Letztlich geht es in dem gegen sie immer von Neuem unternommenen Kampf um eine Wiederherstellung der zersprungenen Einheit des ungarischen Kosmos: das totum corpus, das ungarische Reich.

Széchenyis Buch „Über den Kredit“. 1830 erschien Széchenyis Buch „Über den Kredit“ (Hitel). Dieses wichtigste politisch-literarische Produkt des Reformzeitalters — von seinem ersten, wahrscheinlich bedeutendsten Kritiker und Gegner, dem Grafen Joseph Dessewffy, ein „Labyrinth“ genannt —, ist das höchst eigenartige Werk eines großen Dilettanten. Es ist eine großangelegte und umfangreiche Dissertation, in der eine ökonomisch-praktische These erörtert wird, die aber den gebildeten ungarischen Damen gewidmet und mit den philosophisch-moralisch-soziographischen Ideen des Grafen vollgestopft ist; Ideen, die in der gedrängten Fülle volkswirtschaftlicher Erörterungen manchmal wie dunkel schimmernde Edelsteine in großer poetischer Schönheit aufleuchten. Durch ihre Gegenwart wird aber das eigentliche Thema weder verdeckt noch abgeschwächt.

Széchenyi geht von der Wirklichkeit der ungarischen Scholle aus: der Grundbesitzer lebt in Ungarn unter dem Niveau seines Vermögens, weil er — da ihn nun der Adelsbesitz durch jene Avitizität hemmt, die ihn 500 Jahre hindurch schützte — keinen Kredit bekommen kann.

Daran ist er aber selber schuld. Er hält seine Einrichtungen und Lebensformen für die besten auf der Welt, während sie nach Széchenyis Meinung die rückständigsten Europas sind. Sein Spott ist beißend, seine Ironie verletzend, wo er die heimatlichen Verhältnisse angreift. Auf sozialem Gebiet ist er, Magnat und Großgrundbesitzer, von einem Radikalismus, der von anderen ungarischen politischen Denkern erst im 20. Jh. richtig begriffen und gewürdigt wurde. Im Mittelpunkt seines Interesses, ja seiner Liebe steht der Bauer: sein Angriff richtet sich gegen den Adeligen und seine „verrosteten“ Privilegien; sein Ideal sind die „Bürgertugend“ und „das ausgebildete Menschenhaupt“ (a kiművelt emberfő).

England ist für ihn gewiß das Land seiner verwirklichten Ideale; aber er ahmt es trotzdem nicht nach und empfiehlt auch nicht seinen Landsleuten, es nachzuahmen. Er will, durch den spontanen Schwung seiner Gedanken, Tor und Tür der „Erneuerung“ öffnen, vertritt jedoch kein starres System, hütet sich auch, ein solches seinen Ungarn vorzuschlagen. Seine Idee, derzufolge größere Rechte und Vorrechte auch größere Verpflichtungen bedingen, ist die Umkehrung des ganzen adeligen Aufbaus in ihr Gegenteil. Wer ihm folgt, muß auf die Unantastbarkeit des adeligen Besitzrechtes, auf die Steuerfreiheit des Adels verzichten. So mochte er wirklich als ein Simson erscheinen, der die Säulen des Tempels der alten Konstitution zum Einsturz bringt (Szekfü).

Das Positive seiner Lehre lag vor allem auf ethischem Gebiet. Bezeichnenderweise anerkennt auch sein erwähnter Kritiker — konservativer Aristokrat, aber ein ehrlicher, ethisch wie geistig sehr hochstehender Mann —, daß der Adelige sich zumindest an den Zollabgaben, an der Besoldung der Komitatsfunktionäre sowie den Spesen der Reichstagsablegaten beteiligen müsse. Hier gelangt zum Ausdruck, was „Der Kredit“ in Angriff genommen und auch erreicht hat: nach Erscheinen dieses Buches nämlich konnte kein „ausgebildetes Menschenhaupt“, das auch „Bürgertugend“ besaß, die Idee der Gleichheit vor dem Gesetz von vorneherein vollständig ablehnen.

Damit kam jene Zeit, da Széchenyi im nationalen Leben zu einem unbestrittenen Mittelpunkt wurde; d. h. seine Stellung war umstritten, sogar mit aller Leidenschaft, nicht aber die zentrale Bedeutung seines Wesens und Werkes. Dem Buch über den Kredit folgte das „Licht“ (*Világ*), in welchem er Dessewffy antwortete; danach erschien „*Stádium*“¹, worin er den genial-wilden Strom seiner Ideen in ein System zusammenzufassen immerhin versuchte. Das großartige Ringen mit der Hälfte der politischen Nation und fast allen Kräften der Wiener Regierungskreise hob aber das innere Ringen Széchenyis mit sich selbst in den Tagebüchern nicht auf. Der Überschwang seiner

Kräfte, die er nun eher für die großen Kraftproben seiner mittleren Zeit hätte sammeln sollen, warf ihn nur zu oft bis an die Grenzen des Nichts.² Wie die anderen großen Geister der Romantik kämpfte auch er gegen diese Gefahren seines Wesens an, und er kehrte mit stets erneuertem mächtigen Schwung zurück zu dem Tagewerk der nationalen Reform.

Es ist seltsam, daß der Mann, der dieses Programm mit solchem Elan seiner Nation verkündet, dem guten Willen eines Metternich — nach der Unterredung, die wir anführten! — blindlings vertraut. Ja mehr noch: er sieht in ihm eine mächtige Stütze seiner Bestrebungen; teilt ihm seine Pläne mit der größten Offenheit mit; sucht in ihm — dem bedeutend älteren — eine Art väterlichen Freund. Er kann ja nicht wissen, daß der selbe Metternich noch im Jahre 1835 — als Széchenyis Einfluß am Zenith stand — eine seiner wichtigsten Eingaben, in der dieser die Reform in Einvernehmen „mit der österreichischen Monarchie“ zu verwirklichen empfahl, mit dem Vermerk beiseite legen läßt: „*ad acta* und läßt sich später gegen Széchenyi benützen“.³

Thronwechsel 1835. Es ist das Jahr, in dem der alte Monarch, Franz I., stirbt. Sein Tod bedeutet eine Erstarkung der Reaktion. Sein bei aller Beschränktheit väterliches Wesen wird von dem schwachsinnigen Schatten seines Sohnes Ferdinand V. (1835—1848) abgelöst, den die österreichische Geschichtsschreibung wohl allzu verschönernd „den Gütigen“ nennt. An der Spitze der Regierung steht jetzt Erzherzog Ludwig, der jüngste Onkel des neuen Königs.

Gleich nach Ferdinands Thronbesteigung zeigt die sogen. „Titelfrage“ die tiefen Gegensätze zwischen Reichstag und Wiener Regierung. Durch diese Frage kommt in den Reformbestrebungen, die bis dahin überwiegend wirtschaftlicher, sozialer, kultureller Natur waren, das erste Mal das staatsrechtliche Moment zur Geltung.

Ferdinand war als Monarch des erst 1804 geschaffenen Kaiserreiches Österreich der Erste seines Namens, in Ungarn aber, wo vier seiner Ahnen gleichen Namens die Krone getragen hatten, der Unabhängigkeit und Eigenstaatlichkeit Ungarns zufolge König Ferdinand V. „Es handelte sich nicht um eine Etikettefrage, sondern um die entscheidende Auffassung über den Aufbau der Monarchie, ob dieser Aufbau zentralistisch oder dualistisch war.“³

Franz Deáks Auftritt. Deák (1803—1876), Ablegat des Komitats Zala, der von diesen Jahren an als berufener Leiter der Opposition auf den Reichstagen erscheint, um allmählich die größte Autorität in allen öffentlich-rechtlichen Fragen, dann erster Justizminister Ungarns zu werden, der Ende seines Lebens durch den von ihm in die Wege geleiteten Ausgleich von 1867 zwischen Dynastie und Ungarn universalgeschichtliche Wichtigkeit erlangt, — Franz Deák stellte sich entschieden auf den dualistischen Standpunkt. Der Reichstag folgte ihm, und schließlich mußte der Dualismus auch von der Regierung in Wien anerkannt werden.

Dadurch wurde jedoch ein Prinzip erneut formuliert und geltend gemacht, das nicht als eine bloß staatsrechtliche Formel zu verstehen war, sondern der Vision eines Kosmos des ungarischen Geistes entsprach.

Ausdrücke des Dualismus bei den Dichtern Katona und Kőlcsey. Wir haben schon gesehen, wie sich durch ein duales Weltbild bereits der altungarische Geist artikuliert hatte; die Romantik entdeckte das wieder. Ihr dichterischer Ausdruck aber entsprach jener inneren Lage des ungarischen Wesens, die der Betrachtung wie Erfahrung schon seit Jahrhunderten bewußt war.

¹ Über die Bedeutung dieses Themas in der ungarischen Romantik vgl. *Autor*: Mythos und Schicksal in Vörösmarty's Weltbild. In: Ungarn-Jahrbuch, II., München 1970, 87.

² J. Miskolczy: Ungarn in der Habsburger Monarchie, Wien 1959, S. 69.

³ J. Miskolczy: Ungarn in der Habsburger Monarchie, Wien 1959, S. 56.

Am klarsten ist das Gesagte an Werken abzulesen, in denen sich der politisch-soziale Wunschraum der Zeit in der poetischen Gestalt eines geschichtlichen Themas ausspricht. Joseph Katona (1791—1830) hat im „Banus Bánk“ (1814, Endfassung 1817), dem einzigen Bühnenwerk, das auf der Höhe seines Talentes steht, den Dualismus wieder in den Mittelpunkt gestellt.

Der uralte duale Gegensatz ist bei ihm weder wissenschaftlich gemildert, noch poetisch übertüncht, wie meistens bei den Späteren. Er wählt sich zum Thema den sogen. „Meraneruntergang“ des Jahres 1213.

Der Untergang der „Meraner“ auf Ungarns Boden ist eine ergreifende historische Paraphrase zum Burgunderuntergang — dessen Bühne ebenfalls Ungarns Mitte war, — heraufbeschworen aus unheimlichen Tiefen des ungarischen Gemüts und nun erlebt als geschichtliche Wirklichkeit — kurz nach den Jahren, in denen der sagenhafte Burgundenuntergang seine höchste epische Form im Nibelungenlied erlangt. Da lehnen sich gegen die fremde Königin, Gertrudis von Andechs-Meran und ihre Verwandtschaft das geplagte, mißhandelte Volk und der in seinen Freiheiten und seiner persönlichen Ehre verletzte Großadel auf. Die „Meraner“ finden mitsamt der Königin in einem Blutbad den Untergang. Damit eröffnet sich eine „mythische Perspektive“.¹

In ihr erschaut ist die Niedermetzlung der „Meraner“ die Befolgung eines durch die Überlieferung gegebenen mythischen pattern: Wiederholung eines anderen, älteren „Burgundenuntergangs“ auf ungarischem Boden, der Hinschlachtung der „Burgunden“ der Königin Gisella im 11. Jahrhundert. Das mythische pattern läßt sich noch weiter verfolgen: im Schicksal der Gisella und ihres Helfershelfers, des Königs Peter, wiederholen sich Charakterzüge des Schicksals Krimhildes, jener Krimhild, der in der ungarischen Überlieferung ein dunkler Dietrich von Bern zur Seite steht.²

Sechs Hunderte von Jahren vergehen. Nun, Anfang des 19. Jahrhunderts, wagt Katona in seiner Tragödie die fremde Königin und ihre Verwandten mit aller Entschiedenheit als die Vertreter des dunklen Poles seinen Ungarn gegenüberzustellen. Dadurch hebt er den wesentlichen Kern der ganzen ungarischen Überlieferung wieder ans Tageslicht. Als Katona ihn nun wiederbelebt und zu einer großen Tragödie gestaltet, schafft er — wenn auch spät — das ungarische Gegenstück zum Nibelungenlied. Hier ist „das ungarische Krimhildlied“, das Kurt Wais im 13. Jahrhundert vergebens suchte.³

„Das ist keine Geschichtsschreibung, durch die eine teilnahmslose Feder spricht, — sagt Katona über sein Werk, — das bin ich selbst: ich, der im 13. Jahrhundert lebende mächtige Bánk, auf dessen Handfläche die Krone ruhte; ich, Felicianus Zách, der seine geschändete Ehre rächt, indem er sich anschickt, das königliche Geschlecht auszurotten.“ Das Werk ist ein Aufruf zum Aufstand des unterdrückten Volkes gegen die Fremdherrschaft — von unheimlicher Wucht und Tragweite.

Die „Meraner“, wie einst die Burgunden von der fremden Königin in das Land geladen, tragen durch ihr Benehmen die ganze Verantwortung des Konfliktes. Hier beginnen die Sphären von Historie und sozialer Kritik ineinanderzugreifen: In der Gestalt des alten Tiborcz besitzt der ungarische Bauer sein höchstes Sinnbild in der ganzen Literatur; während in Bánk, dem Palatin des Reiches, die Schicksalsgestaltung der Bocskay, der Rákóczi wieder zum Ereignis wird. Auch er muß um seine persönliche Ehre und sein inneres Gleichgewicht gebracht werden um von dem Königshause abzufallen. Dann aber — zum äußersten gebracht — tötet er die fremde Königin. So erscheint zuletzt die Niedermetzlung der „Meraner“, ja der gewaltsame Tod einer Frau, als die gerechte Racheaktion des lichten Poles.

Das durch den „Banus Bánk“ gewonnene Bild läßt seine Konturen noch schärfer hervortreten, wenn man das sehr eigenartige Fragment eines anderen Vertreters der Generation Stephan Széchenyi's den Anfang einer Epopöe, betitelt „Kölcsey“ (1831), der Franz Kölcsey (1790—1838), neben die Tragödie des Katona stellt.

¹ Vgl. Autor: En torno al pensar mitico, Berlin 1961, 84-87, 220 ss.

² Sich auf S. Cassel: Magyarische Altertümer, Berlin 1948, berufend, B.Hóman: X. és XI. század történeti elemek a Nibelungenéneken, (Geschichtl. Elemente des X. und 11. Jhs. im NL), in: Egyetemes Philológiai Közlöny, Bd. XLVII, 1923. (Es gibt auch eine deutsche Übersetzung des Auftrages.) Vgl. meine beiden Studien El tema del dualismo en la Literatura húngara, in: Revista de Literatura, Bd. XXVI, no. 51-52, Madrid, 1964, besonders 41-49, und das Nibelungenlied und die Ungarn, in: Neue Deutsche Hefte, Heft 124, Berlin 1969, 38-56.

³ K. Wais: Frühe Epik Westeuropas und die Vorgeschichte des NL'es, Tübingen, 1953, 61 ss.

Da wird das Duale auf religiöser Ebene erlebt: Ost und West türmen sich als feindlich-fremde Mächte auf und in der von ihnen heraufbeschworenen Spannung zuckt die tiefste Frage des ungarischen Daseins, die der Bekehrung, und mit ihr, die des Westlichwerdens. In den wenigen Zeilen des Fragmentes bekennt sich der Dichter zum Osten: „In Morgenland erblühte der Stamm meines Baumes; des Abendlandes kühler Himmel vermochte nicht die Glut meines Herzens zu löschen. . .“ Daraufhin werden die wild, heiter und frei einherstürmenden heidnischen Ahnen invoziert, um dann sofort das westlich-düster-christliche Klostergewölbe darzustellen, wo „der wütende Pfeil des verdunkelten Schicksals heruntersauste. . .“ Mit der Vision eines Toten, der unter diesen Gewölben bestattet wird, bricht das Gedicht jäh ab.

Als Kölcsey dieses Fragment schrieb, stand der Dualismus schon in der Forschung wie in der Dichtung im Mittelpunkt des Interesses.

Dualismus und Wiener Kamarilla. In diesem Rahmen erschaut, erlangt die „Titelfrage“ erst ihre volle Bedeutung. Sie beinhaltet nun auch auf staatsrechtlichem Gebiet den Dualismus, *nachdem* er in der Dichtung schon in den Mittelpunkt gerückt war. ¹

Wir tasten vorerst die politische Oberfläche ab. Auf eine eigentümliche, gleichzeitig auch sehr bezeichnende Weise bekleidet die „Kamarilla“ — die vornehme Clique hinter dem armen Ferdinand, die nun die Leitung der Geschäfte fest in der Hand hält — nicht nur jene Rolle, die ihr in dieser „dualen Lage“ politisch, sondern auch seitens der archetypischen Begründung dieser „Lage“, also sozusagen „mythisch“ zukommt. „Der Charakter ist eine mythische Rolle“ sagt Thomas Mann. Diese Idee hat aber zur Folge, daß er durch sie bedingt und beschränkt, gleichsam geleitet wird, selbst dann, wenn es dem agierenden Ich zuweilen einleuchtet: er sei irregeleitet, der eingeschlagene Weg sei sinnwidrig und albern, — wie es ja seit 1823 Metternich des öfteren geschah.

Sogar der Versuch, sich an die Spitze der Reformbewegung zu stellen, wurde unternommen, was freilich die Umkehrung der ganzen Lage in ihr Gegenteil bedeutet hätte. ² Dem Widerstand eben „die ganze Lage“: die Ordnung der Dinge, die — wie das einem dualen System zu eigen ist — eine Versöhnung der Opponenten, eine Aufhebung der Spannung nicht ermöglicht, weil dadurch das System selbst sich auflösen, die Dramatik der Spannung aufhören würde.

Trotz aufrichtiger Versöhnungsversuche gab es auch während des Investiturstreits weder einen wirklich kaiserfreundlichen Papst noch papstfreundlichen Kaiser; als jedoch das Papsttum dann endlich Sieger blieb, büßte es seine ganze Machtstellung ein und fiel in sich zusammen. Nicht das erste und auch nicht das letzte Mal erwies sich damit der „Verlust des Feindes“ im geschichtlichen Vorgang als katastrophal.

Die Schließung der nationalen Fronten gegen die Reaktion. Das duale System des Habsburgerreichs befand sich in den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts auf dem entgegengesetzten Weg. Nach langer Latenz — die nur durch die Spannungen der Endjahre Josephs II., der Regierung Leopolds II. und der Anfangsjahre Franz I. unterbrochen war — erwachte erst jetzt der duale Antagonismus der Zeiten Rudolphs und Leopolds I. wieder. In ihm wurde nun durch die Kamarilla die „mythische Rolle“ des dunklen Gegenspielers: die einer hemmenden, die Wege der vitalen Selbstverwirklichung der Nation kreuzenden Macht bewußt beschränkt, obwohl man nach 1835, nach den französischen Revolutionen von 1789 und 1830, in der allgemeinen Gärung des Reformzeitalters nicht viel Einsicht nötig hatte, um zu begreifen, in welcher Richtung die Ziele der Entwicklung lagen. Als Ergebnis fand sich das Ungartum am Ausgang der Epoche in eine Situation hineingezwungen, die es zu einer neuen „Hunnenschlacht“ führen mußte, in der die Vision des Letzten Ungarn unheimliche Aktualität gewann.

Die Entwicklung, die zu diesem Endergebnis führen sollte, beginnt in den 30er Jahren. Sie sind Träger eines im höchsten Grad reaktionären, beschränkt-sinnwidrigen verspäteten Absolutismus, der jedoch angesichts der ihm entgegengesetzten Strömungen sich letztlich als ohnmächtig erweist.

¹ Auch hier verweise ich den Leser auf meine obenangeführte Vörösmarty-Studie: „Mythos und Schicksal in Vörösmartys Weltbild“, im „Ungarn-Jahrbuch“ Bd II, München 1970.

² J. Miskolczy: Ungarn in der Habsburger Monarchie, Wien 1959, S. 71

Er führt gesetzwidrige Prozesse gegen bedeutende Gestalten der liberalen Opposition, läßt sie sogar einkerkern, beweist aber dadurch nur, daß er Rede- und Gedankenfreiheit — trotz anfänglicher Duldung ihrer Manifestationen — einzuräumen doch nicht gewillt ist. Diese Maßnahmen kommen jedoch 1837 schon zu spät. Die Reform ist nicht mehr aufzuhalten. Die liberale Opposition — ausnahmslos Edelleute — durch den Aufruf des „Kredit“ in die Schranken gestellt, macht sich nun an das Werk der entscheidenden Hebung der wirtschaftlichen und sozialen Lage des Bauerntums.

Da vereitelt die Regierung die Möglichkeit der „ewigen Ablösung“ (*örökváltság*) der feudalen Lasten. Damit ändert sich aber die Lage im Hinblick auf 1790/91 wesentlich. Dort suchte der Monarch gegen den ungarischen Adel seinen Verbündeten im ungarischen Volk: teilte dadurch die Kräfte der Nation und besiegte sie. Nun wendet sich die Kamarilla wieder gegen den Adel, gegen einen solchen Adel jedoch, der im Begriff war, seine eigenen Privilegien abzubauen, um den anderen Ungarn, den Bauern, den Weg zur vollen politischen und wirtschaftlichen Gleichberechtigung zu erschließen.

Der Bauer begriff, daß der sein Blut und seine Sprache vertretende adelige Ungar nun auch seine Interessen wahrnehme: zum Freiheitskampf von 1848/49, in dem Bauern und Edle gemeinsam gegen die fremde Reaktion vorgehen werden, führte erst die verfehlte Regierungspolitik der 30er Jahre.

Die „Hungarisierung Österreichs“. Als Einziger begriff Metternich den Ernst der Situation, wenngleich auch ihn — natürlich — Abstammung, Einstellung, Vergangenheit und Voreingenommenheiten sehr weitgehend hemmten. Er beginnt — maßvoll freilich — sogar Széchenyi zu unterstützen, vornehmlich bei Unternehmungen wie der Regulierung der beiden Flüsse Donau und Theiss. Schon während des Reichstags 1832/36 sieht er die Unausweichlichkeit ein, Ungarisch als Staatssprache zuzulassen; während des Reichstags von 1843/4 prägt er den merkwürdigen Satz, wonach nun — in der gegebenen Lage — der österreichische Kaiser dem ungarischen König zur Hilfe eilen sollte, durch den er dem in dualistischen Polarisierungen denkenden ungarischen Liberalismus sehr weitgehend entgegenkommt.

Hier sei daran erinnert, daß das Herrscherhaus seit 1791 auf Burg Buda in dem erzherzoglich gewordenen Palatinat kaum weniger als eine habsburgische Sekundogenitur besaß. Ein halbes Jahrhundert hindurch regiert Erzherzog Joseph in dem von seiner Großmutter, Maria Theresia neu erbauten königlichen Schloss des Matthias Corvinus. Dadurch bekommt die Spannung Wien-Buda ihren persönlichen Inhalt: ein Leben lang genießt Joseph die größte Popularität, — ganz im Gegenteil zu den Gefühlen, die das Ungartum gegenüber dem fremden, seit 1835 auch geistig minderwertigen „Kaiser“ hegte.

Nachdem seine eigene, persönliche „Hungarisierung“ vollbracht war, faßte Erzherzog Joseph einen eigenartigen Plan, dessen Verwirklichung die die Zukunft immer mehr beherrschenden Ideen des Nationalismus — die zwangsläufig zur Gleichstellung Ungarns mit Österreich oder aber zu einem Zerfall der Monarchie führen mußten — im Zeichen der politischen Tradition eines Matthias Corvinus überwunden hätte. Das war der 1809 durch ihn in Wien eingereichte Plan einer „Hungarisierung Österreichs“.

Für diese Idee sprach nicht nur der später von Ludwig Kossuth vertretene Gedanke, der in Ungarn, der größten Einheit der habsburgischen Länder, den Ruhepunkt (*hypomochlion*) des gesamten mitteleuropäischen Raumes sah, — „welcher die kleineren Nationen vor den großen Agglomerationen beschützen kann, da ja ohne eine solche Verteidigung Europas Organismus das, was ein nüchterner Sinn ein Gleichgewicht der Mächte nennen würde, auf keine sichere Grundlage zu bringen vermöchte“¹ — , sondern die im Zeitalter des Nationalismus höchst wichtige Tatsache, daß Ungarn — wie schon besprochen — von keinem großen Anziehungsherd der selben Sprache und Kultur angegriffen werden kann, d. h. nicht in der Gefahr schwebt, eines Tages aus der Monarchie auszuscheiden. Ein „hungarisiertes“ Österreich wäre also eine in sich geschlossene, mächtige nationale Einheit wie etwa Frankreich.

In Wien lehnte man den Vorschlag des Palatins (diese Umkehrung ins Ungarische des Germanisationsprojektes seines Onkels Joseph II.) ab. 1809 hätte man noch die erst keimende Nationalitätenfrage

¹ L. Kossuth: *Felolvasások Angliában* (Vorlesungen in England), 1850. X. Vorlesung.

leiten und lenken können. Nach 1840 waren die Würfel gefallen. Das verspätete, zögernde, von Hintergedanken niemals freie Entgegenkommen Metternichs konnte an dem Ablauf der Dinge nichts mehr ändern. Inzwischen wurden selbst Széchenyis Reformpläne — ganz zu schweigen von denen des Palatins Joseph — von den Strömungen eines nationalen Radikalismus überholt.

Kossuth. Fast wie ein Unglück mutet es an, daß Széchenyi in dem elf Jahre jüngeren Kossuth ein Widersacher entstehen sollte, der in der Mannigfaltigkeit der Talente, im Schwung der Seele und an Vitalität Széchenyi ebenbürtig, in der Rednergabe, auf taktischem Gebiet und in politischer Geschicklichkeit ihm entschieden überlegen war.

Es gehört zur Dialektik der ungarischen Geschichte und ergänzt wieder einmal von ganz anderer Seite her das, was wir über die dualistische Grundbedingung des ungarischen Wesens anführten, daß sie sich in einem höchsten Momente nationalen Verwirklichungsdranges in einem dualen Gegensatz ausspricht, der sich durch die ostungarische Abstammung Kossuths und die westungarische Zugehörigkeit Széchenyis noch auf besondere Weise vertiefen läßt.

Ludwig Kossuth (1802—1894), Rechtsanwalt aus dem nordostungarischen Komitat Zemplén, ein Redner von Gottes Gnaden, wird zunächst zu einer der leitenden Gestalten der nationalen Reform, dann zum Protagonisten der Revolutionsjahre 1848/49, und endlich, in der Emigration, zu Ungarns Vertreter vor der westlichen Welt.

„Wie so häufig im Falle von großen Rednern. . . war der Einfluß Kossuths der eines Sieges von sich offenbarender Einsamkeit über ein überraschtes, verzaubertes Auditorium, . . . Kossuth gehörte zur zweiten Generation der Romantik. Seine 'Bahn' war zielgerechter abgesteckt, die Armut bedrängte ihn anfangs stark; er hatte keine Gelegenheit, viel herumzuirren; war weniger von Disharmonie, mehr von Enthusiasmus ergriffen. Früher als die Anderen erkannte er jene Macht, die eine ihr Inneres mit Glauben vertretende Sprache über die Zuhörer ausübt. Er war ein kluger, nüchterner Mann: wahrscheinlich erlernte er früh die Beherrschung, die Anwendung seines Zaubers; wenn auch das heilige Lampenfieber der großen Schauspieler ihn bis ans Ende nicht verließ: nie kannte er seine Rolle so gut, daß ihn das Mysterium des Hinausdrängens aus der eigenen Seele in die fremde Menge nicht von Neuem erschüttert hätte“.¹

Kossuth und das liberale Programm. Kossuth ist kein Schöpfer eines ganzen, großen, originellen und eben deshalb in manchen Details sehr eigenartig anmutenden Gedankenkonglomerates wie Széchenyi: Kossuth, der unvermögende Edelmann, sucht sich zunächst einen großen Herrn, wie im 17. Jahrhundert ein Vitnyédy den Zrinyi, um in dessen Schatten wirken zu können. Da Nikolaus Wesselényi erkrankt, Ludwig Batthyány, der spätere Ministerpräsident, von ihm schnell überschattet wird, Széchenyi wiederum ihn zu seinem Feind erhöht, nimmt er den ungleichen Kampf mit dem „größten Ungarn“ tapfer auf und — besiegt ihn.

Sein Programm, das nun in diesem Kampf (1841-2) siegt, ist nicht sein Eigentum; es ist das der liberalen Opposition. Ihr Theoretiker ist Deák: selbst Széchenyi ist geneigt, in diesem — da er selbst zurückgedrängt wurde — den Mann der Zukunft zu erblicken.

Deáks Programm ist — obwohl es Ideen aus dem széchenyischen Reichtum der wirtschaftlichen Neuerungen entlehnt — vor allem ein verfassungsrechtliches und soziales Programm. Im Vordergrund steht die Frage der ungarischen Sprache. Darüber hinaus will die Opposition auch das Band der „gemeinsamen Angelegenheiten“ mit Österreich lockern und strebt in jeder Hinsicht die Ausbildung des gänzlich unabhängigen sowie einheitlich-nationalen Staates an.

Dieses Programm lehnt Széchenyi ab. Er ist — wie in ihren Anfängen auch noch die liberale Opposition es war — mit der Lage des ungarischen Königreichs innerhalb des habsburgischen Länderkomplexes im wesentlichen einverstanden. Er erkennt, daß dieser Länderkomplex eine heterogene Komposition darstellt, in der das ungarische Königreich zwar die größte Einheit, aber seinerseits in demographischer Hinsicht ebenfalls ein heterogenes Gebilde ist. Er erkennt, welche nie wieder gutzumachende Gefahr die Zerstörung jenes Gleichgewichts bedeuten würde, das seit 1711 die Grundlage des ungarischen Lebens war und dem Lande die Zugehörigkeit zu einer der ersten Großmächte der

¹ L. Németh: Széchenyi, ed. Bólyai Akad., s. d. , S.1, 137

Welt ermöglicht hatte. Da sein Programm ein organisches — ein von innen und unten beginnendes und aufbauendes ist —, lassen ihn juristisch-formale Errungenschaften völlig kalt.

Széchenyi in den Kämpfen der 40er Jahre. Diese Politik wird aber in Ungarn von Tag zu Tag unpopulärer. Die liberale Opposition schickt sich an, nun auch die staatsrechtliche Frage in aller Schärfe zu stellen. Széchenyi fühlt durch Kossuths Auftritt sein ganzes Lebenswerk, ja das Leben der Nation gefährdet. Was er wollte, war friedliche Evolutio; nun fürchtet er, dass Kossuths Radikalismus eine Revolutio sei und diese zu dem unausweichlichen Untergang des Ungarntums führen werde.

Damit sind die Vision des „Grabes, in dem die Nation versinkt“ — 1836 von Vörösmarty ausgesprochen — und mit ihr das Schreckgespenst des Letzten Ungarn wieder da. Um diesen Gesichten zu entfliehen, stürzt sich Széchenyi erneut mit der unglaublichen Vehemenz seines Temperaments in die bedingungslose Fortsetzung seiner Tätigkeit auf allen Ebenen des nationalen Lebens.

Doch in der Vorstellung der Nation beginnt die Széchenyi-Sonne von ihrer zentralen Stellung am Zenith in westlicher Richtung unterzugehen. Aus dem Osten kommt allmählich Kossuth herauf, ohne zunächst noch in den Mittelpunkt gelangen zu können. Für ein Jahrzehnt ungefähr ergibt sich eine Doppelkonstellation: der Zweikampf Széchenyi-Kossuth um das ungarische Ganze. Aber schon sehr früh, 1838, notiert Széchenyi im Tagebuch die für sein Naturell so bezeichnende Bemerkung: „Le charme est rompu.“

Zusammen mit einigen konservativen Aristokraten und den sogen. „vorsichtig Fortschrittlichen“ (fontolva haladók) gehört Széchenyi allmählich einer Minderheit an. „Ich befinde mich schon in der Isolation“, bekennt er 1842 öffentlich. Da findet der schwer mit seiner Mitwelt und den Kräften der eigenen Tiefe ringende Mann einen Ausweg — gleichsam eine erlösende Metapher der Spannungen seiner inneren Welt — in der Verwirklichung einer Idee, die ihn schon seit etlichen Jahren beschäftigt hatte: Der Grundstein zur Kettenbrücke zwischen Buda und Pesth wird gelegt.

Wir haben gesehen, daß in der Mitte des széchenyischen Universums die ungarische Hauptstadt stand. Sie war aber ein doppelgesichtiges Wesen, damals noch tatsächlich aus zwei Städten bestehend: aus Buda — bergig, altherwürdig, königlich, vornehm, ganz dem Westen angehörend; und aus Pesth, der jungen Stadt des Reformzeitalters, wo zwar kein königliches Schloß, wohl aber einst das Parlament stehen sollte, — eine lebendige, kräftige, platte, auch etwas pöbelhafte, eine geistig der Zukunft und geographisch zur Tiefebene hin offene Stadt. Beider Teile mächtige Hauptstraße, die sie aber auch teilt, ist der Strom. Die Einheit der beiden Teile, ja die der ungarischen Welt, soll nun eine großartige Kettenbrücke herstellen: aus Ofen und Pesth Budapest, aus der west-östlichen Zerrissenheit des Landes ein harmonisches Ganzes schaffen.

Vor allem will Széchenyi die Hauptstadt — nicht Pressburg, sondern Budapest — zum Mittelpunkt des ungarischen Geistes, Handels und Verkehrs machen. Alle seine Gründungen und Neuerungen sollten in Pesth konzentriert werden. Die Akademie (1825) und das Nationaltheater (1837) sind schon vorhanden. Nun soll hier auch der Sitz der modernen Presse, der Sparkasse und der Kommerz-Bank entstehen, — lauter Institutionen, die wenigstens teilweise auf seine persönliche Anregung zurückgehen. Wieder fühlt man — wie zuletzt während der Regierung von Matthias Corvinus —, daß in Ungarn ein mächtiger Geist der Aktion zu Werk ist, der das Land als ein makrokosmisches Äquivalent seines eigenen Wesens auffaßt.

Am schönsten zeigt diese spontan aus seiner Denkart entstandene Gleichung von széchenyischem Mikrokosmos und nationalem Makrokosmos der Plan eines großangelegten Eisenbahnnetzes, dessen Mittelpunkt wieder einmal Pesth ist, jene Stadt, aus der — wie aus einem Herzen die Adern — nun die Eisenbahnlinien bis in die entferntesten Teile des totum corpus der hl. Krone reichen sollen, das Ganze solcherart zum Blutkreislauf eines lebendigen Organismus zusammenfassend. Erst Jahrzehnte später wurde der Plan, wenn auch nicht ganz in der von Széchenyi geschauten organischen Großzügigkeit, ausgebaut und verwirklicht. Was ihm aber gelang, war die Erschließung der beiden größten Ströme seiner Heimat für den nationalen Verkehr.

In Alt-Ofen gründete er die größte Flußschiffahrts-Werft des Kontinents und rief damit die Dampfschiffahrt auf der ungarischen Donau ins Leben. Persönlich beaufsichtigte er die Arbeiten, die die Donau von der österreichisch-ungarischen Grenze bis hinunter zur ungarisch-türkischen Grenze der

Schiffahrt öffnen sollen. Schon in den 30er Jahren regt er jene Arbeiten an, die in der Stromenge von Kasan — zwischen Ungarn, Serbien und der Türkei, im Eisernen Tor — die Donau zum ersten Mal in der Weltgeschichte für Schiffe und damit für den internationalen Verkehr zugänglich machen werden.

Sein größtes und für das ungarische Leben bedeutendstes Werk ist aber die Theiss-Regulierung. Seit der katastrophalen Umgestaltung des Alföld während der Türkenzeit waren die fruchtbarsten Gebiete zu Sümpfen oder Flutgebieten der Theiss geworden. Széchenyi gelingt es, den größeren und bedeutenderen Teil des enormen Werkes zu verwirklichen: die Theiss wird in ihr Bett gezwungen, Sümpfe und Moraste werden wieder zu fruchtbarem Land gemacht. Dadurch verbessert er — just auf den am reinsten ungarischen Gebieten — für zwei Millionen Menschen die Lebensverhältnisse und eröffnet nie geahnte Perspektiven für die Zukunft.

„**Höhere Mächte**“. Es folgert aus dem romantischen Ich-Kultus von Széchenyis Jugendjahren, der ihn — wenn auch verändert in der Form — selbst in dieser reifen und späten Etappe seines Lebens nicht verläßt, daß er sein Schicksal nie als das vereinzelte Geschick eines einzigen Ungarn betrachten konnte. In den Jahrzehnten eben seiner reifen und späten Zeit hat er sein Los und das der Nation als Einheit erschaut, und mehr noch: sich mit dem Ungartum identifiziert, indem er die Spannung des nationalen Dramas und auch die Katastrophe, in die es münden sollte, als seine eigene Tragödie auffasste und erlebte.

Im Laufe der 40er Jahre nehmen in Széchenyis psychischem Haushalt solche Dominanten überhand, die nichts mit der katholischen Archetypik der Religion seiner Jugend und seines Vaters zu tun haben, — ganz im Gegenteil: sie decken die mythischen Inhalte einer eigenen, persönlichen „Religion“ auf. Wesentliches geht vor sich: Die enorme Spannung, in deren Mitte Széchenyi die gleichzeitigen Angriffe seiner inneren und der äußeren Welt stellen, die fortwährende und sehr starke Erregung, der dadurch sein Nervensystem ausgesetzt war, beginnen an der rationalen Hülle seines Geistes zu rühren, dringen in die Sphäre seiner Bildungserlebnisse ein, durchbohren sie, erreichen tief unter den katholischen Dominanten seines Glaubens eine mythische Urschicht und legen sie allmählich bloß.

„Stehe ich unter höherer Macht?“ — fragt Széchenyi erstaunt, als er dieser Gegenwart endlich gewahr wird. — „Werde ich nicht in das Unendliche entrainiert?“ (6. Mai 1845). Daraufhin beginnt er — zurückschauend — die Linien seines Schicksalsweges zu erkennen, er ahnt eine geheime Macht, die lenkend dahinterstand, und notiert, verblüfft, wie vom Blitzstrahl getroffen: „Im Leben hatte ich eigentlich keinen Willen, wurde fortgefegt durch das Fatum“ (7. Dezember 1845). Ein halbes Jahr später steht er erschrocken, ergriffen, im Gefühl vollkommenen Ausgeliefertseins vor den Geheimnissen dieses „Fatum“: „Wer treibt mich, in welchen Händen bin ich ein Instrument? In Guten oder Bösen? Seligkeit oder Hölle? Leben oder Tod?“ (10. August 1846). Endlich enthüllen sich vor ihm diese „Hände“ in ihrer ganzen unheilbringenden Macht: „Gepeitscht durch höhere Mächte“, gesteht der Gequälte am 14. November 1846. Und nur zweieinhalb Monate später:

„Spleen. Bin schon an der Angel des Bösen. — Zu was ist der Mensch? Es muß uns ein Höheres (!) Wesen utilisieren... wie wir die Schafe, Ochsen, Postpferde etc., nur mit dem Unterschied, daß diese (sic!) nur unsere Seele. — Vielleicht nicht um uns zu quälen... es thut aber doch Weh.“ (5. Februar 1847).

Bedrohtes Gleichgewicht. Durch diese Ahnungen und Gesichte sind wir von der äußeren Schale der politischen Begebenheiten zu dem mit unheimlich-zweideutigen Wesenheiten einer „persönlichen Mythologie“ erfüllten Mittelpunkt gelangt. Wie es sich noch zeigen wird, sind sie mit den Visionen des Vörösmarty, der Archetypik des romantischen Weltbildes durch wesenhafte Verwandtschaft verbunden.

Eine Tätigkeit, entstanden aus dem Drang, diesem Gesicht zu entgleiten, auf Kosten von Verdrängungen und schwer ausgefochtenen Siegen gegen „die Hälfte des Herzens“, „den freien Flug der Seele“ kann sich nur mit Hilfe eines mühsam aufrechterhaltenen, stets schwer bedrohten Gleichgewichts behaupten. Sollten aber durch Abnahme der vitalen Kräfte, oder durch eine die Gemeinschaft und die Einzelpersönlichkeit gemeinsam angreifende Krise oder Katastrophe die Möglichkeiten einer friedlichen Ausübung der erwählten Tätigkeit gefährdet oder vernichtet werden, so erheben sich diese „Mächte“ und übernehmen die Herrschaft.

Es ist in höchstem Maße unheilrohrend, wenn sie sich innerhalb eines Menschen oder einer Kultur in Gestaltungen ausleben, die — so zeigte es sich im Falle des altungarischen Weltbilds und soll sich noch in der Revolution von 1848/49 sowie beim „letzten“ Széchenyi zeigen — entschieden todesbeladen sind, d.h. zu Nichtleben-Konsequenzen führen, oder doch zu einer inneren Zerrissenheit, der keine Heilung beschieden ist.

Demzufolge kann ihr Wiedererwachen schon von vornherein keine Vorbereitung einer harmonischen restitutio Regni sein. Sie sind die Schergen des „dunklen Gottes der Zerstörung“. Wenn sie sich auch häufig täuschende Masken anlegen, besteht ihr Werk dennoch in der Zertrümmerung des Weltgefüges. **!** So führen sie „den Plan zum sichern Ende, bis endlich alles stille ruht.“ **?**

XVIII. Zusammenbruch und Wiederaufrichtung der dualen Ordnung aller Dinge.

Das Revolutionsjahr 1848. Die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts war eine lange Friedensepoche. In ihrer Atmosphäre war zu hoffen, daß die durch den Willen zur Reform erzeugte Spannung nicht zu einer plötzlichen Entladung kommen würde. Da kam von außen her ein unerwarteter Schlag, der das Gleichgewicht der Gemüter und der Dinge nicht nur in Ungarn erschüttern sollte. Im Februar 1848 ging die langandauernde Gärung in Paris in Revolution über. Nun sah Kossuth die Zeit für die totale Verwirklichung des Programms der liberalen Opposition gekommen.

In seiner auf dem Pressburger Reichstag am 3. März gehaltenen Rede, „die am 13. März auch für Wien ein Fanal wurde“, verweist Kossuth auf den wesentlichen Gegensatz im Zusammenleben des konstitutionellen Ungarn mit dem absolutistisch regierten Österreich, und fordert nun auch für die Erbländer eine Konstitution. Er stellt diesen Gegensatz nicht mehr als Ausdruck der natürlichen Polarisierung eines dualen Systems hin, sondern deutet ihn im Sinne des westlich gefärbten rationalistischen Denkens seiner eigenen liberalen Einstellung: er erscheint ihm nun als Anomalie.

Ermunternd wirken der Ausbruch in Paris, die Gärung in Italien und Deutschland nicht nur auf die liberale Opposition des ungarischen Reichstags: sie treiben in wenigen Tagen Jugend und Arbeiterschaft der Residenzstadt in die Revolution. Zwei Tage später folgt ihnen die Jugend von Pesth. Der Freundeskreis des Dichters Alexander Petöfi (1823—1849), der nun an der Spitze der neuen, die romantische Generation ablösenden „bürgerlich-völkischen“ Schule steht, proklamiert samt den sich anschließenden Bürgern und der Jugend der neuen Hauptstadt in eintägiger, unblutiger Revolution die Freiheit. Der damit getane Anfang, dem aber die Ereignisse bis hin zu den Frühlingstagen 1849 keine Fortsetzung erlauben, zielt auf eine radikale Umgestaltung der gesamten sozialen Lage.

Selbstverständlich ist diese mit der Idee der völligen Unabhängigkeit Ungarns verbunden. Der komplexe, selbst von Widersprüchen niemals freie, aber im ganzen Wesen und Aufbau des Ungartums tief verankerte Dualismus soll jählings aufgegeben werden. Statt seiner soll die Entwicklung ein einfaches, den revolutionär-liberalen Ideen der Zeit sich logisch und widerspruchslös fügendes soziales und staatsrechtliches System als Basis haben.

Die Abkehr von der dualistischen Grundlage. Die Kamarilla — in ihrer durch die Revolutionen von Wien und Prag stark bedrängten Lage — tut zunächst alles, um wenigstens in Ungarn eine offene Revolution zu verhindern. Man designiert am 17. März als ersten verantwortlichen ungarischen Ministerpräsidenten den persönlich wie politisch Kossuth sehr nahestehenden liberalen Grandseigneur, Graf Ludwig Batthyány.

Eine Prüfung der Wiener Haltung jedoch zeigt, daß man die dualistische Grundlage — zwar entgegengesetzten Zwecken zuliebe, als die Ungarn — verlassen hatte. Zwei Tage bevor Batthyány designiert wurde, genehmigte man in Wien auch das österreichische Ministerium. Dieses war jedoch als Zentralministerium für das Gesamtreich geplant: durch dessen Regierung sollte die alte duale Ordnung der Dinge einfach verschwinden.

¹ Vgl. Széchenyi, 14. März 1851.

² E. Madách: Az Ember tragédiája (Die Tragödie des Menschen), III. Szene.

Trotzdem wird das Spiel Ungarn gegenüber noch weitergespielt. Am 11. April legt das erste Ministerium in Wien in Ferdinands Hand den Eid ab, gleichzeitig sanktioniert der König das neue Gesetzbuch von 1848, das damit zum Grundgesetz des erneuerten ungarischen Staates wird.

Groß ist der Enthusiasmus auf ungarischer Seite. Klar erkennt die Lage einzig Széchenyi. Schon am 24. März notiert er: „Wie kann man glauben, daß die Dynastie Kossuth zum Finanzminister erlauben wird? Sie verliert lieber Ungarn! Wird seinem Schicksal überlassen. *Finis Hungariae!*“ Tags darauf ergänzt er seine Bemerkung und deckt erst dadurch das ganze Spiel der den ungarischen Bestrebungen entgegengesetzten Kräfte auf: „Man wird von Wien aus Ungarn seinem Geschick überlassen und es endlich erobern . . .!“

Das Spiel der Kaiserlichen der Rákóczi-Zeit wiederholt sich: Ungarn wird nach allen Seiten hin isoliert und nun schickt man sich an, abzuwarten, bis sich seine Kräfte im ungleichen Kampf erschöpfen. Immerhin hatte die gleichzeitig auch im Westen siegreiche kaiserliche Macht im 18. Jahrhundert 8 volle Jahre zur Verwirklichung dieser Strategie gebraucht; im 19. Jahrhundert ist die von Széchenyi prophezeite „Eroberung“ Ungarns bereits in 18 Monaten vollzogen, wenn auch nicht aus Österreichs eigener Kraft, sondern — mit Rußlands Hilfe.

Der Kaiser von Österreich gegen den König von Ungarn. Einst meinte Metternich, der österreichische Kaiser solle dem ungarischen König helfen; nun sind beide einander Feind. Dadurch zeigt die duale Vorstellung ihre groteske Kehrseite. Bald ist es so weit, daß der Kaiser von Österreich und der König von Ungarn sich als zwei verschiedene Personen benehmen; uneingedenk dessen, daß beide Würden bis zum 2. Dezember 1848 der selbe Ferdinand bekleidet.

Gleichzeitig schickt sich auch die ungarische Politik an, die Bande, die ihr Land mit Cisleythanien vereinen, so weitgehend zu lockern, daß Ungarns Lage immer mehr einer vollständigen Autarkie entsprechen soll. An Stelle der seit 1526 existierenden Realunion wird nun die Personalunion angestrebt; mehr noch: man denkt daran, Erzherzog Stefan, den Palatin ¹, als Stefan VI. auf den ungarischen Thron zu setzen. Damit wäre Habsburgs Doppelreich zerbrochen. Nachdem so das alte Gleichgewicht der Dinge durch die Auffassung und Einstellung von Dynastie und Kamarilla ebenso gestört wird wie durch die Konsequenzen, die sich aus der Umgestaltung Ungarns ergeben haben, beginnen die Wiener Regierungskreise so zu handeln, als ob Kaiser und König feindliche Gewalten wären, in deren Interesse es liege, die Verordnungen und Direktiven des Einen durch die des Anderen aufheben zu lassen. Was der ungarische König bewilligt, verbietet der österreichische Kaiser. ²

Der Dualismus entartete zum absurden Zerrbild.

Ungarn auf dem Weg der Revolution. Kann man diese verblüffende Haltung der Wiener Regierungskreise überhaupt verstehen? Nüchtern bemerkt Miskolczy: Die den Ungarn feindlichen Kräfte sollten „bei Hof die Oberhand gewinnen, weil die Politik des ungarischen Parlaments für die Bewahrung der Großmachtstellung der Monarchie keine Garantie bot“.³

Die ungarische Regierung ging in ihrem Freiheitstaumel tatsächlich zu weit. Mißbilligend bemerkt Széchenyi schon am 9. April: „Wir geben keine Rekruten, wir übernehmen keine Schulden, wir wollen die Grenzen einverleiben.“⁴

Das bedeutet eine Verletzung der Pragmatischen Sanktion. Ferner geriet das ungarische Parlament, als es die Regierung zur Emission des Papiergeldes, zur Aufstellung der 200.000 Soldaten ermächtigte, zweifelsohne auf außergesetzliche Geleise. Daraufhin bricht der durch die Kamarilla ermutigte Banus von Kroatien Mitte September ein. Der serbische Süden des Landes steht in heller Empörung. Nun hilft kein Raisonement mehr: es gilt, sich zu wehren. Der Palatin verläßt das Land; der Banus wird zurückgeschlagen und flieht nach Wien; die Leitung der Geschäfte übernimmt in Ungarn eine Kommission für Landesverteidigung (*Honvédelmi Bizottmány*), deren dynamischer Geist — und bald

¹ Sohn und Nachfolger des 1847 verstorbenen Erzherzog-Palatins Joseph.

² In meiner *Historia de Hungria*, Madrid 1967, 326f, stellte ich die einander widersprechenden Verordnungen und Direktiven des Kaisers von Österreich und des Königs von Ungarn während des Jahres 1848 zusammen.

³ J. Miskolczy: *A magyar nép története a mohácsi vésztől az első világháborúig* (Geschichte des ungarischen Volkes von der Katastrophe bei Mohács bis zum ersten Weltkrieg). Rom 1956, 104

⁴ Die „Grenzen“ waren das von Ungarn nach den Türkenkriegen abgetrennte militärische Grenzschutzgebiet.

auch Vorsitzender — Kossuth wird. Von diesem Moment an befinden sich erst Regierung und Parlament auf revolutionärem Grund.

Die Kamarilla befolgt indessen ihre gesteckten Ziele. Zur Vorbereitung einer tabula rasa braucht man vor allem einen Herrscher, dessen Hände weder durch den auf die ungarische Verfassung abgelegten Eid noch durch die Sanktionierung der Aprilgesetze gebunden sind. Also muß Ferdinand abdanken. Sein 18jähriger Neffe, Franz Joseph (1848—1916), besteigt den österreichischen Thron.

Ungarn wird von diesem Thronwechsel gar nicht benachrichtigt. Die vor den österreichischen Truppen, die nun Budapest nehmen, nach Debreczin ausweichende ungarische Regierung und das Parlament werden von den Machthabern im Westen als nicht existent betrachtet.

Die Antwort auf den Thronwechsel geht von der Armee aus. Der junge Oberbefehlshaber des Heeres, Arthur Görgey (1818—1916) erließ am 5. Januar 1849 ein Manifest, „in dem er erklärte, das Korps sei seinem König Ferdinand abgelegten Eid treu geblieben, und sei bereit, die mit dessen Unterschrift versehene Verfassung gegen jeden äußeren Feind, wie auch das konstitutionelle Königtum gegen unreife republikanische Versuche zu verteidigen.“¹

Auf diese seltsame Weise tritt Ungarn in den Kampf ein — für seinen König, der es im Stich gelassen hat, gegen den österreichischen Kaiser, der es „unter Vernichtung des alten Dualismus“ — als eines seiner Kronländer betrachtet.

Auf die Stellungnahme Görgeys — die in diesem Wirrwarr von Ideen und Gefühlen noch immer der alten dualistischen Auffassung am nächsten steht — hat jedoch Fürst Schwarzenberg, Österreichs neuer Staatsminister, die Antwort parat. In seinen Augen ist die ungarische Revolution nach der Niederlage der Ungarn bei Kápolna — wo aber nicht Görgey das Kommando hatte — endgültig niedergeschlagen. So erläßt er am 4. März 1849 das Dekret der neuen österreichischen Konstitution, in dem er die Gesamtmonarchie proklamiert.

Der Unabhängigkeitskampf von 1849. Dazu ist es jedoch noch zu früh. Görgey eröffnet im Frühling 1849 eine große Offensive, während der polnische Freiheitskämpfer, der nun in ungarischem Dienst stehende General Joseph Bem, die Kaiserlichen in Siebenbürgen besiegt.

Petőfi, Führer der Märzrevolution in Pesth, zieht, als er die Freiheit gefährdet sieht, in den Kampf, um sie auch mit der Waffe in der Hand zu verteidigen. Er wird General Bems Adjutant und begleitet ihn gegen die nun einbrechenden Russen. So erst wird er — seit Mitte der 40er Jahre schon volkstümlichster Dichter Ungarns — zur symbolischen Gestalt des ungarischen Freiheitskämpfers schlechthin.

Der Bund des Ungarn Petőfi mit dem Polen Bem, die zueinander in ein Vater-Sohn-Verhältnis traten — weist auf die Verbreiterung der nationalen Freiheit zur Weltfreiheit hin, in Richtung eines allgemeinen großen Freiheitsideals oberhalb der Nationen, wenngleich deshalb die nationale Freiheit weder aufgegeben werden noch diese zurücktreten muß. Das Denken des radikalen Flügels der Freiheitskämpfer — und zu diesem gehört Petőfi — schlägt diesen Weg zum Zeitpunkt des Frühlingfeldzugs mit großer Entschiedenheit ein. Ungarn, Polen, Österreicher, Slowaken, Italiener, ja Serben kämpfen in Ungarn gemeinsam gegen Kaiserliche, Russen und andere Knechte der Reaktion.

Das ist das Milieu, in dem sich die Antwort der revolutionären Regierung und des Parlaments in Debreczin auf die Proklamierung der Gesamtmonarchie vorbereitet. In der Siegesstimmung der Frühlingstage und unter dem Einfluß der radikalen Strömungen der „Hauptstadt“ des aufständischen Ungarn löst sich das Land am 14. April mit unpolitischer, aber entschiedener Geste von der Dynastie los. Der Thronverlust des Erzhauses wird ausgesprochen und Kossuth zum Reichsverweser gewählt.

Das duale System Karls III. und Maria Theresias ist zusammengebrochen. Von nun an steht die Idee der Gesamtmonarchie — die auf der Grundlage eines schrankenlosen Absolutismus aufbaut — der Idee eines unabhängigen Ungarn gegenüber, eines Ungarn, dessen immer radikaler gefärbter Republikanismus durch den Reichsverwesertitel Kossuths nur schwach übertüncht wird. Der Kampf

¹ J. Miskolczy, A magyar nép története a mohácsi vésztől az első világháborúig (Geschichte des ungarischen Volkes von der Katastrophe bei Mohács bis zum ersten Weltkrieg). Rom 1956, 114

der Jahrhundertmitte weist die säkulare Spannung von supranational-westlicher und nationalistisch-östlicher Regierungsform in diesen krankhaft-extremen Gestaltungen auf.

Görgey versucht die Entscheidung auf den Schlachtfeldern herbeizuführen. Es gelingt ihm, den Feind mit einer Reihe glänzender Siege zurückzuschlagen. Er nimmt Buda, befreit Komorn; die ungarischen Truppen stehen bald unweit der österreichischen Grenzen. Inzwischen hat auch Bem in Siebenbürgen das Land vom Feind gesäubert.

Trotzdem ist das Schicksal der ungarischen Revolution besiegelt. Nachdem alle anderen Aufstände in Europa niedergeschlagen sind, duldet der damals noch bestehende Dreierbund der Ostmächte — Österreich, Preußen, Rußland — kein unabhängiges, ja immer mehr zu radikalen Extremen neigendes Ungarn im Herzen Europas.

Sieg und Rache der Reaktion. Da aber Österreich alleine mit Ungarn nicht fertig wird, erbittet Franz Joseph die Hilfe Nikolaus I. von Rußland. Bald steht der russische General Paskievich und der österreichische Feldzeugmeister Haynau mit einer Streitmacht von 370.000 Mann und 1.200 Kanonen in Ungarn. Ihnen kann die Revolution etwa 150.000 Honvéd und 450 Geschütze entgegenstellen. Die Honvéd müssen sich aber gleichzeitig auf verschiedenen Fronten schlagen. Bald gewinnt der Feind überall die Oberhand. Görgey wird bei Ács von Haynau zurückgedrängt; Bem verliert in den Schlachten von Schäßburg und Nagycsúr Siebenbürgen. In der ersteren fiel Petöfi. Bei Temesvár versucht sein alter Freund und Führer, den Kampf gegen die russische Übermacht noch einmal aufzunehmen. Als auch diese Schlacht verlorenght, löst sich sein demoralisiertes Heer auf.

Am 11. August überträgt Kossuth die Diktaturgewalt Görgey. Zwei Tage später streckt dieser vor dem russischen General Rüdiger auf dem Felde von Világos die Waffen.

Nun ist das Land der Rache der Reaktion ausgeliefert. Die ungarische Verfassung wird als „verwirkt“ angesehen. Trotz der zu Amnestie und Versöhnung mahnenden Briefe sowohl des Zaren wie des greisen Metternich, erreicht Fürst Schwarzenberg beim jungen Kaiser die Ernennung des „Henkers von Brescia“, Baron Haynau, zum Bevollmächtigten über Ungarn, obwohl dieser Mann als Sadist berüchtigt ist. Damit beginnt das Jahrzehnt des dritten unbeschränkten Absolutismus über Ungarn.

Am 6. Oktober werden Graf Ludwig Batthyány, der vom König rechtmäßig ernannte Ministerpräsident, der nachgewiesenermaßen bis zu seiner Gefangennahme ein Vorkämpfer der Aussöhnung mit der Dynastie geblieben war, und mit ihm 13 ungarische Generäle hingerichtet.

Im ganzen erlitten 114 Patrioten den Tod durch Strang oder Kugel: die Gesamtzahl der Verurteilten — Hingerichtete sowie Eingekerkerte — beläuft sich auf 1.765, und sie bedeutet auch 1.765 von Kummer, Trauer und Furcht gebeugte Familien.

Széchenyis geistige Umnachtung. Während die Nation den Leidensweg von 1849 und der fünfziger Jahre beschritt, machte der „größte Ungar“, nun ein Umnachteter, Bewohner seit den ersten Septembertagen von 1848 der Irrenanstalt von Döbling, auf seine ureigene Art eine Entwicklung durch, die der seiner Nation — wenn auch in gedrängtpersönlicher Form — im wesentlichen entsprach.

Absichtlich wird hier Széchenyi nicht als Geisteskranker bezeichnet, sondern für seinen Seelenzustand während und nach der nationalen Katastrophe der von der Psychotherapie nicht beanspruchte Begriff „Umnachtung“ gewählt. Ob er je im medizinischen Sinne an einer Geisteskrankheit litt, bleibe dahingestellt. Aber sein Geist war umnachtet: von Nacht umgeben, beschattet und bedrängt.

Erst die Geschichte von Széchenyis Zusammenbruch deckt die tiefsten Gründe des ungarischen Zusammenbruchs von 1848/49 auf.

Széchenyis Tagebuch von 1848. Die ungarische Literatur — und mit ihr auch die deutsche — besitzt ein sehr eigenartiges Werk aus Széchenyis Feder. Es sind seine Tagebücher vom 19. März bis 4. September 1848, in deutscher Sprache. Es ist ein gewaltiger Monolog, in dem der „Größte Ungar“ jede Regung der großen Politik und des eigenen Gemütes festhält. Nie wurde dieses Tagebuch vom Autor umgearbeitet oder künstlerisch gestaltet. Eben so ist es aber ein einzigartiges menschliches Dokument,

in dem ein Patriot — und hier der größte — das eigene Los mit dem der Nation gleichsetzt, die ganze Problematik des Landes in seiner eigenen Seele fühlt und erleidet, um endlich in der Tragödie seines Volkes auch selbst unterzugehen.

Er fühlt sich als tragischer Held in eine Mitte gestellt, wo er einem immer quälender werdenden Verantwortungsgefühl nicht entfliehen kann. Er war der Vater der Erneuerung, er hatte den Ungarn — wie er es formuliert — nicht in Ruhe und Frieden sterben lassen, er ist der Anstifter des ganzen Unheils. „O Gott, welche Vorwürfe mache ich mir, Ungarn erweckt zu haben! Jetzt wären wir teutsch. Wäre aber das besser?“

Manchmal spottet er über seine enorme Eitelkeit: „Oft denke ich mir, daß ich die Ursache an allen diesen Konfusionen bin; dann muß ich über diese Eitelkeit auflachen; doch kommt ein einfacher Mann oder eine hübsche Gräfin und sagt tadelnd oder lobend: 'Sie haben es angefangen!'" Dann wird ihm „die Seele durchbohrt“. „Ungarn ist das einzige Volk und ich bin der einzige Mensch, der an Leib und Seele zugrunde gehen wird!“ So steigert er sich immer mehr in die große Gleichung hinein, die er zwischen seinem Mikrokosmos und dem nationalen Makrokosmos aufgestellt hat.

Diese Steigerung wird allmählich zum herrschenden Kennzeichen des ganzen Tagebuchs. Die Themen wachsen; die Welt und das Geschehen werden von einem Gesichtswinkel betrachtet, der mit einer rationalistischen Betrachtungs- und Beurteilungsweise von Tag zu Tag weniger zu tun hat.

Durch den besprochenen Durchbruch der rationalen Hülle seines Geistes werden nicht nur Bilder der Urtiefen seiner persönlichen und gleichzeitig auch der national-kollektiven Vorstellungswelt bloßgelegt, sondern gleichsam der Urkern des Schlechthin-Ungarischen. Eine im Wesentlichen die Jahrhunderte hindurch sich selber treu bleibende Einstellung dient als Grundlage der ganzen ungarischen Kultur, verbindet ihre Bestandteile untereinander und läßt sie als Ausdruck einer gemeinsamen Grundstimmung erscheinen, einer Grundstimmung, die aus einer urtümlichen, durch die Zeiten als konstant wirkende, aber nicht statische, sondern dynamische Mitte strahlt.

Der seelische Prozeß Széchenyis, den seine Tagebücher aufdecken, mag dafür als Beispiel dienen. Wir wollen uns zunächst die Ent-Rationalisierung, mit anderem Ausdruck: das Wieder-Mythisch-Werden eines einzigen Themas vergegenwärtigen.

„**Eumeniden**“. Das Erscheinen „höherer Mächte“ in Széchenyis „Imagination“ haben wir bereits geprüft. Wer sie sind, erhellt erst aus dem Tagebuch von 1848. Da steht die Bemerkung: „Chaos. . . gänzliche Auflösung“. Die Geschichte des Tages zeigt, daß er den Untergang aus Kossuths wachsender Rolle herleitet. Bald darauf werden Kossuths und Batthyánys Gestalten mit den wachgewordenen Mächten verbunden, die er zum ersten Mal beim Namen nennt: „Die Furien, die Louis B und Kossuth geweckt, kehren sich schon gegen sie.“

Allein eine flüchtige Bemerkung – „Das ist doch eigentlich ihr Werk!“ — genügt, daß sich die Richtung der Heraufbeschworenen umkehre: gegen ihn selbst. „Mich werden also die Furien auch peitschen!!! was hab ich darauf zu sagen?“ Und er antwortet seinen Rachegöttinnen: „Mein Wille war rein und edel. Ungarn mußte untergehen.“ Vergebens. Einen Tag später sieht er, wie sie ihn umkreisen: „Die Furien nahen sich auch schon mir“. Noch einmal versucht er, sie auf Kossuth abzuwälzen. Es taucht wie eine Beschwörerformel auf: „die Eumeniden von Louis B und Kossuth“, um vier Tage später über Kossuth sagen zu können: „er wird von den Furien schon gepeitscht!“

Wie es aber in seinem Inneren wirklich aussieht, wer ihm da als ein „übermenschlicher Lenker der Dinge“ gegenübersteht, das zeigt die krankhafte Erhöhung von Kossuths Gestalt mit genügender Klarheit. Am letzten Tag, dem 4. September, bevor das Tagebuch abbricht, erkennt auch er die wirkliche Lage: „Schlief 4 Stunden. Dann peitschten mich *wieder* die Eumeniden.“ Diesen Worten folgt sein Zusammenbruch.

Ahriman-Kossuth. Kossuths Gestalt wächst allmählich zu mythischer Größe. Für Széchenyi ist er der Zerstörungsbringer. Er verteilt die Rollen: „Jetzt ist Kossuth Führer. Seit gestern glaube ich, wird es Louis B nie. Er ist sogar ein miserabler Teufel. Vielmehr ein Henkersknecht und Polichon, als ein Ariman!“ Daraus folgt aber, daß Ahriman — Kossuth ist. Széchenyi versucht, ihn zunächst noch zu-

rückzustellen: „Kossuth wahrer Maniac“. Trotzdem steht er schon Ende Mai als finstere Macht vor ihm: „Kossuth spricht drohend. . . will, wenn es nicht anders geht (was soll gehen?) Anarchie. . .“ Anfang Juli stöhnt der Gedrängte: „O — sage ich mir oft — welch' dummer Streich war es, mich mit Kossuth einspannen zu lassen. . . Wenn ich jetzt frei wäre!“

Nun, frei ist er nicht. Er ist täglich mehr gefangen, ergriffen durch die überirdische Gestalt, die seine „Imagination“ in die irdische Gestalt Kossuths hineinvisioniert. „Kossuths Name erscheint mir in der zu schreibenden Geschichte in einem Meer von Blut!“ Binnen weniger Tage nach dieser Bemerkung tritt aus des Gegners Gestalt der dunkle Gott der Zerstörung hervor: „Kossuth wie ein übermenschliches Wesen! Aus dem Himmel entsprungen? Nein! Sondern aus der Hölle! — Er reißt Ungarn auf uns! Bald zerfällt das Ganze in einem vollkommenen Chaos!“ Am Ende dieser Entwicklung steht, wie im Falle seiner „Eumeniden“, ebenfalls der gefundene Name. „Wo der Mensch seine Hand hinsetzt, ist das Zeichen des *Arimán* darauf!“

Wir befinden uns aber mit diesem Ahriman-Kossuth noch immer nur am äußeren Rand des Széchenyischen Labyrinths. Allmählich führen ihn geheime Kreise einem zunächst noch verdeckten Mittelpunkt zu.

„Die schöne Brücke, ein Wunder der Welt“. Schon ragten die beiden monumentalen Triumphbögen seiner neuen Brücke über das Wasser. Széchenyis englische Mitarbeiter, die beiden Clark, ließen die Ketten nacheinander heraufziehen. Széchenyi selbst ritt fast täglich zur Arbeitsstätte hinunter und freute sich, wie inmitten der größten Unruhe und Beklemmung der Juni-Tage doch immer wieder und wieder eine der mächtigen Ketten heraufgezogen wurde. Inzwischen aber folgten Stunden des Zweifels, ja der Verzweiflung. „Brücke erscheint mir riesenhaft. Kann nicht vollendet werden. Es ist der babylonische Turm. Ursache unserer Vermischung“. Und wieder: „Brücke wird nicht beendet werden.“ Dann und wann jedoch ein Hoffnungsstrahl: „Vielleicht erlebe ich die Brücke doch.“ — „Kette No. 11 aufgespannt! Jetzt habe ich bald den Genuß (O, wird dieser verleidet?) die 12te und damit letzte Partie placirt zu sehen!“

Das sollte am 18. Juli erfolgen. Als man aber die zwölfte, die letzte Kette heraufgezogen hatte, löste sich im letzten Augenblick die Trommel oben aus ihrem Gehäuse, und das ganze stürzte mit seinem enormen Gewicht ins Wasser. Széchenyi, der mit seinen beiden Söhnen und Adam Clark anwesend war, wurde von der Kette mitgerissen, blieb aber, mitsamt den Seinen, wie durch ein Wunder am Leben. Allein, durch die gewaltige Erschütterung fällt es ihm wie Schuppen von den Augen: eine tiefere Erkenntnis tut sich vor seiner gehetzten „Imagination“ auf.

„Ich sehe das 'Jenseits' offen! — Babylon! — Zerstörung!“

Was erblickt er denn in diesen „Jenseits“? „Nicht Kossuth und Co. verderben alles, wo ich Anklang gegeben, — sondern höhere Mächte, die Nemesis! . . . Jetzt ist mir klar, daß wir verloren sind. . . Die Brücke wird nie vollendet, wird als Ruine dastehen.“ Der Vorfall beschäftigte ihn Tage hindurch. „Wenn die Maschine vorgestern langsamer, und die Ketten in der Mitte gehalten werden. . . *vielleicht*?! — Es mußte aber geschehen, das Fatum wollte es so!“ Was in früheren Jahren manchmal noch eine Frage sein konnte (6. Mai 1845), in anderen Fällen aber schon als schicksalsbeladene Wirklichkeit hervortrat (7. Dezember 1845), verrät nun, durch Erschütterungen und Aufregungen aufgedeckt, seinen innersten Inhalt, den mythischen Kern. Am 28. Juli heißt es: „Ich sage mir immer, die Brücke bleibt eine *Ruine*! Wer weiß, ob nicht gut! Vielleicht sieht ein *guter Engel*: Daß sie, wenn vollendet, reißen muß — und hindert deren Vollendung!“

Die Vision der in eine Ruine verwandelten Brücke kehrt im Tagebuch noch fünfmal wieder. Wie aber in dem Ruinen-Gedicht des größten Romantikers Ungarns, Vörösmarty, die lichte Gottheit Véd, kann auch in Széchenyis „Imagination“ sein „guter Engel“ den Sieg der Zerstörung nicht aufhalten. † Die äußere Wirklichkeit hat von nun an mit diesem Mythos, der ihn tyrannisch in seiner Macht hält, immer weniger zu tun. „Wir fühlen, daß wir gräßlich schnell in Abgrund sinken“ — visioniert Széchenyi 36 Tage vor seinem eigenen „Versinken“. An der Brücke jedoch wird weiter gebaut.

¹ Über Symbolik und Bedeutung dieses Ruinen-Gedichtes („A Rom“) s. Autor: „Mythos und Schicksal in Vörösmartys Weltbild“, im „Ungarn-Jahrbuch“ Bd II, München 1970, 90-93.

Clark wettet mit ihm am 4. August: die Ketten sind in zehn Tagen „heraus“. Der Engländer gewinnt die Wette schon am siebenten Tag. „Ich athme leichter“, schreibt der Gehetzte. „Brücke ist mein politisches Thermometer“. Und ersinnt sich seltsame Dinge, um das Schicksal auf die Probe zu stellen. Am 16. August geht er — ein 57jähriger — auf einer ausgespannten Kette von einem Ufer zum andern. Es gelingt. Er stürzt nicht hinunter.

Doch eine Woche später zeigt sich schon, „wer ihn treibt, in welchen Händen er ein Instrument ist“ (10. August 1846). Mit einer boshaften Grimasse steht nun Széchenyi vor dem eigenen Werk: „Auf der Brücke können die Leute wegen dem Sturm nicht arbeiten! Hahaha! Die Brücke kann nicht, *soll* nicht fertig werden! — - — Ich stellte die Basis auf, die dem Kossuth und Louis B zum Piedestal diente! . . . Sie arbeiten doch an der Brücke! Wird aber nicht vollendet! Ich geh nie drüber! Bald (!) sind wir am Ende des furchtbar ungeschickten und plumpen Dramas!. . . Ich: eine unbeschreibliche Unruhe. . . Morgen soll die Kette hinaufkommen. Verbunden? Nein, das wird sie nicht. — Das ist mein Thermometer. Diese schöne Brücke, ein Wunder der Welt. . . soll auf ungarischem Boden nicht gedeihen!“

Széchenyis Zusammenbruch. Von nun an geht es in immer rasenderem Tempo dem Ende zu. „Das Schweben zwischen Tod und Leben ist fürchterlich“ (27. August). Und noch am selben Tag diese ergreifende Aufzeichnung: „Das Gezwitscher von Sperlingen in geschlossenen Räumen. . . Friedhöfe machten mir stets den melancholischsten Eindruck. Die Todtenstille und die Monotonie des Lautes deckt uns eine nie wiederzubringende Vergangenheit auf. In unserem Ständesaal zwitschert seit heute auch ein Sperling.“

Trotzdem ist es mit der Kontrolle des Bewußtseins noch nicht aus. Der wache Geist, der Jahrzehnte hindurch gewohnt war, alle seine Regungen zu beobachten und zu registrieren, gab sich noch nicht auf. „Ich fühle mich verdammt — heißt es am 29. — . . . Laufe wie ein Wahnsinniger herum und schlage mich auf den Kopf. Um 7 Uhr früh nach der Christina-Kirche zu beichten!“ Und später: „Maggiere ganz ab. Sehe wie ein Leichnam aus! Esse nichts.“ Einen Tag später: „Gehe lang spazieren. Quem superi perdere volunt, prius dementant.“ Am 30.: „Kann gar nichts machen. Bin voller Verzweiflung. Gehe auf den Brückenketten herum“. Am 31: „Als ob wir im Grabe säßen“.

Am 1. September schreit der Gemartete aus seinen Höllentiefen zu seinem Gott empor. Am 2.: „Alle merken meinen jammervollen Zustand“. Am 3.: „Pistole. . . und doch nicht. . . Nicht einen Lichtpunkt im ganzen Univers kann ich entdecken.“ Am 4. geht er nach einem Selbstmordversuch, den ein Freund verhindert, in den Ministerrat: „Sie dispensieren mich von weiterem Mitwirken.“ Er nimmt Abschied — nur von den beiden Clark, den Architekten seiner Brücke, und vom Erzherzog Stephan, dem höchsten Würdenträger seines Landes. Dann endet das Tagebuch. „Nie hat ein Mensch mehr Wirrwarr in die Welt gebracht als ich! O Gott, erbarme Dich meiner!“

Die Spannung war stärker als der Mann, der diese Spannung zu ertragen hatte. Die geistige Umnachtung, in die der „Größte Ungar“ nun versank, ersparte ihm wenigstens die aktive Teilnahme an dem makabren Schauspiel der nationalen Katastrophe.

In „den Stricken des Teufels“. Széchenyis Zusammenbruch war von den heftigsten Ausbrüchen begleitet, in denen die ganze Existenz an den Rand des körperlichen und seelischen Kollapses geriet. Diesen konnte er nur überleben, weil er stärker war als seine eigenen Versuche, sich endgültig zugrunde zu richten. Zwar flüchtete auch er in das Ungestüme der unbekanntten Welt hinaus, aber nicht vor einem Feind wie ein Jahr später Kossuth, sondern ganz im Gegenteil: in die Gefahrenzone hinein. Indem er nach Döbling ging, wandte er sich eigentlich an Wien: eine Wahl, die sowohl in der Richtung des geistig-seelischen Vermächnisses seines Vaters wie auch in dem des „mythischen pattern“ seines Schicksals lag, das ihn — wie es sich gezeigt hat — schon seit dem Verlust seiner Stellung am nationalen Zenith sich einem westlichen Abstieg zuneigen hieß. Diese Wahl rettete ihn vorderhand körperlich und hernach auch seelisch, beschwor aber letzten Endes dennoch seinen Untergang herauf.

Aus der ersten Epoche seines Döblinger Aufenthalts blieben einige seltsame Schriftstücke erhalten, deren Grundstimmung etwa mit dem Wortlaut des ersten von ihnen (21. März 1849) charakterisierbar ist: „Ich, Stephan Széchenyi, bin der unglücklichste Mensch oder eigentlich das elendste Geschöpf, das je atmete. . .“

Nun hemmen ihn weder seine Selbstkritik noch die Mahnworte seines Beichtvaters. Da nimmt er erst das ungeheure Verdammungsurteil seines Exils auf sich: „Der ungarische Stamm . . . ist durch mich gemordet.“ „Ungarn hat als Ungarn aufgehört zu sein und die Todten werden nicht mehr lebendig.“

Diese Worte sind wohl die letzte Station auf jenem Weg, der von den elegisch-tragischen Vorstellungen des „Letzten Ungarn“, Széchenyis Vaters, durch den Kampf des Sohnes — ein Kampf, in dem er mit dem Aufgebot all seiner Kräfte dieses Gesicht zu verscheuchen versucht — zum nationalen Zusammenbruch führt. Nun sind es „keine fixen Ideen mehr, aber das vollkommen erwachte Gewissen, was mich mit eiserner Hand festhält. . . O, ich bin elender als ein Stein.“

In diesem Zustand braucht der dunkle Gott nicht mehr in einen anderen, etwa in Kossuth hineingedichtet zu werden. Nicht jener, sondern Széchenyi ist es nun, der sich „aus den Stricken des Teufels nicht befreien“ kann. Er ist es, dem seine „16 Bücher“ „der Teufel diktierte. . .“; durch sein Beispiel sind die Menschen zu „bösen Dämonen geworden“. . . „ich bin bereits in der Hölle“ — heißt es. — Nun spricht er aus: = „Es ist nicht weniger, als dass das böse Prinzip, az Ármány¹, sich meiner schon in der frühesten Jugend bemächtigt hat und mich zum Instrument erwählte, das ungarische Blut zum Untergang zu bringen.“

Den Tiefpunkt enthält wohl der Brief vom 21. April 1851, in dem sich der Bedrängte zu folgenden Worten hinreißen läßt: „Ich bin der Antichrist! Ich bin das große Vieh der Apocalyps! Ja, die ganze Offenbarung bezieht sich auf meine Person. Denn ich bahnte dem Ariman den Weg auf unseren Planeten.“

In der Schrift vom 14. März 1851 erfindet Széchenyi einen merkwürdigen „Mythos“, der seine Verantwortung für den Untergang des Landes auf eine phantastisch-dichterische Weise beleuchten sollte. „Himmel und Erde und Hölle sind sich näher gerückt — es ist die Offenbarung, es ist die Apocalyps — es fehlt nichts — ich bin der Hauptschauspieler dabei —“ „. . . die Seher, die in der letzten Zeit entstanden sind, wie z. B. Petöfy — der mein Sohn ist, dessen Mutter ich, so wie viele Andere, krepieren liess — hat mich in den Felhök genau porträtirt!“²

Kossuth und Thököly. Kein Zweifel: Széchenyi hat die Revolution weder gewollt noch gemacht, aber ohne sein Wirken, ohne seine „stets erneute, fortlaufende Tat der Befreiung“, hätte sie kaum zustande kommen können. So enthält der seltsame „Mythos“ über „Petöfis Mutter“ und Széchenyis Liebschaft mit ihr doch seine innere Wahrheit: er, der Grandseigneur, hat durch seine Reformtätigkeit Petöfis Mutter, die Revolution, in Ungarn erst gesellschaftsfällig gemacht. Die Umnachtung, in die er nun hinabgestiegen war, läßt seine Instinkte wie den überempfindlichen Tastsinn eines Blinden walten: nun erkennt er erst, in welchen ihrer Offenbarungen diese Revolution wahr und vollkommen gewesen ist. Nicht in denen seines Gegenspielers Kossuth. Kossuth war Abkömmling uralten Adels und dazu Jurist. Er war durch das Gewicht einer zu groß und zu alt gewordenen Überlieferung und durch die Enge juristisch-formalistischen Denkens behindert. Merkwürdigerweise ist es Kossuth, der, trotz seiner Ambitionen, seiner rednerischen Veranlagung und der Erziehung, die er nach 1849 in der Emigration erhielt, bis an sein Ende in die „Idylle“ verstrickt und durch die „Elegie“ des ausgehenden 18. Jahrhunderts bezaubert ist, wie es sein romantischenthusiastisch-sentimental angehauchter Stil bis zuletzt mit aller Klarheit zeigt.

Nach der Dethronisierung des Erzhauses hatte es wenig Sinn, noch am Königtum festzuhalten. Trotzdem vertrat Kossuth nicht die Idee einer Republik. Er konnte sich von dem historisch-sentimentalen Ballast seiner Herkunft und Bildung nicht freimachen.

¹ „Der Ahriman“. Sz. schreibt das Wort in fast jedem der Fälle verschieden.

² Das erwähnte Gedicht aus den „Felhök“ (Wolken) des A. Petöfi:

Die Nacht der Nächte hauset mir im Kopf
Und von Gespenstern wimmelt diese Nacht
Ein Hirngespinnst das andre rasend jagt
sich zu zerfleischen dann wie Bestien
Wie Zauberbräu im Topf der Hexenzunft
Kocht mir das Blut im Herzen fieberig
Lodernde Phantasie wie irrer Stern
Rennt durch die Welt und reisset mich mit sich.
Mein Hausgenoss: Verzweiflung
Mein Vis-à-vis: der dunkle Wahn.

Die andere logische Folgerung aus seiner Politik wäre die politische Gleichberechtigung der Donauvölker gewesen. Natürlich hätte diese neue, föderative Ordnung einen Verzicht auf die Führerstellung des ungarischen Elements in den Ländern der heiligen Krone vorausgesetzt. Kossuth tat aber auch diesen Schritt nicht. Ganz im Gegenteil: Vor der Revolution suchte er die mittelalterliche Stellung des Ungarischen vor allen anderen Elementen des Reiches zu verteidigen. Er tat dies sogar im Geiste und mit der Terminologie des alten geschichtlichen Bewußtseins der Stände. ¹

Erst in der Emigration zog er den logischen Schluß aus seiner Politik, indem er die Idee der Einheit des Reiches der Stephanskronen verwarf und hinfort die Idee einer Donau-Konfoederation vertrat.

Allein, das geschah erst 1851, auf dem Boden der kleinasiatischen Türkei, angesichts eines siegreichen Österreich, das die Integrität und altherkömmlichen Freiheiten des ungarischen Reiches mit Füßen trat. Die Einheit der Länder der hl. Krone war nicht mehr da: als Kossuth sie nun aufgab, verzichtete er auf Inexistentes. Und selbst da noch, in der Emigration, zeigt dieser vermeintliche radikale Bruch Kossuths mit der Vergangenheit sehr merkwürdige Begleiterscheinungen, deren genaue Prüfung den ganzen Plan weniger als eine große Neuerung, sondern viel eher als das Überbleibsel einer ganz alten, historisch längst überholten Orientierung der Türkenzeit erscheinen läßt.

Kossuth flüchtete nach dem Zusammenbruch — die Széchenyis Weg entgegengesetzte Richtung des „mythischen pattern“ befolgend — in das türkische Reich, wie einst Thököly. Auch ihm wurde in Kleinasien ein Aufenthaltsort angewiesen, wie einst Thököly. Dort entstand der obenerwähnte Plan. In ihm wird ein Zug jener politischen Konzeption, die einst Thököly vertrat, wieder lebendig.

Kossuth wollte die zerstörte Reichseinheit des Donauraumes durch eine Reihe gleichgestellter Kleinstaaten ersetzen. Deren geringes internationales Gewicht kam ihm jedoch als eine allzu schwache Garantie gegenüber den Machtansprüchen der „großen Agglomerationen“ vor. Das sah er richtig: im 20. Jahrhundert wurde das in kleine Staaten zerstückelte Ost-Mitteuropa tatsächlich von den „großen Agglomerationen“ genommen.

Um einer solchen Gefahr vorzubeugen, wollte Kossuth seine Donau-Konföderation der obersten Autorität eines fremden Großstaates als schützender Macht unterordnen. Wien konnte, nach Kossuths Meinung, diese Rolle nach den Erfahrungen von 1849 nicht mehr vertreten; wie einst Thököly, warf nun Kossuth die gesamte Einstellung der ungarischen Geschichte und Kultur um: seine Donau-Konföderation sollte Stambul, d. h. den türkischen Kaiser als höchsten Schirmherrn über sich, anerkennen. ²

Kossuth und Csaba. Die Absurdität dieser Idee mochte Kossuth später eingesehen haben. Er starb ja auch nicht in Kleinasien, wie Thököly. Bald propagierte er in Westeuropa, ja in Nordamerika, zuletzt — bis an seinen Tod — in Norditalien mit Wort und Feder den ungarischen Willen für Freiheit und Unabhängigkeit. So verkörpert er — hierin wieder Thököly, ja Rákóczi ähnlich — die „Csaba-Möglichkeiten“ des ungarischen Schicksals. Ein neuer Csaba, träumt er in der Verbannung noch 45 Jahre hindurch die großen Luftschlösser seiner restitutio Regni weiter.

Auch er ist wie Csaba oder Franz Rákóczi II. in der Vorstellung seiner Ungarn zu einer mythischen Gestalt geworden: „wahren Volkes Sehnen“, wie einst der letzte Fürst; „die Liebe eines Volkes“, wie ihn einst ein Nicht-Ungar treffend charakterisierte. Aus der Eigenart seiner Einstellung folgte, daß der Weg der Heimkehr — genau wie für Csaba, Thököly oder Rákóczi — auch für ihn ganz bis zuletzt, den inneren Gesetzen seines Wesens zufolge, verschlossen blieb. Erst als Toter kam er wieder nach Hause, — seine mythische Zusammengehörigkeit mit Csaba, Thököly, Rákóczi auch dadurch beweisend; erst in dieser Perspektive erschaut, gehört auch er zu den großen Gestalten der ungarischen Erinnerung.

Der „Vater“ des Petöfi. Ganz im Gegensatz zu Kossuth war aber der Sohn aus dem Volke, Petöfi, weder in formalistisch-juristischer Denkart noch in idyllisch-elegisch-adeliger Sentimentalität befangen. Folglich konnte er selbst Kossuth gegenüber wirklich radikal sein. In den kurzen Märztagen 1848, als die Jugend von Pesth hinter ihm stand, versuchten er und die Seinen einen gesellschaftlichen

¹ Vgl. Autor: Mi Magyarok, Zehn Studien aus d. ung. Geschichte. Budapest 1941, 424 f.

² Autor: Mi Magyarok, Zehn Studien aus d. ung. Geschichte. Budapest 1941, 430. – Vgl. die diametral entgegengesetzte Auffassung Szekfüs über Kossuths Donau-Konföderationsprojekt in: B. Hóman – Gy. Szekfű: Magyar Történet (Geschichte Ungarns), Band VII, 282 f.

Neubeginn wenigstens einzuleiten. Wie wenig der Dichter bei den national-sozialen Errungenschaften des letzten adeligen Reichstags von Pressburg stehen bleiben wollte, — wie sehr die neue, von seinem Kreis vertretene geistige Strömung sich den supranationalen Ideen der Weltfreiheit zu öffnen bereit war, zeigt Petőfis große sozialistische, dichterische Erzählung — das Tiefste, Überraschendste, Aufrichtigste und Originellste, was er je geschrieben: „Der Apostel“ (1848).

Auch Széchenyi war radikal: in seinen sozialen und wirtschaftlichen Forderungen unvergleichlich radikaler als Kossuth. Doch konnte er — nicht so sehr seiner Stellung, sondern viel eher — seiner aus Erziehung und Gewöhnungen gewonnenen Einstellung nicht ganz untreu werden. Von Petőfi trennte ihn nicht nur sein hoher Adel, sondern auch eine ganze Generation. Er war 32 Jahre älter als Petőfi. Trotzdem scheint sein Radikalismus der direkte Vorgänger von Petőfis Radikalismus zu sein.

Deutlich wird dies in der Vergangenheitsfeindlichkeit beider Männer. Petőfis Spottballaden auf den unzulänglichen König, seine mit Blut und Galle geschriebenen Gedichte gegen die Monarchie sind ebenso logische Weiterbildungen und revolutionär zugespitzte letzte Konsequenzen von Széchenyis „kleinen Herren und armen Königen“, wie sein Bauernkult, seine Glorifizierung des Armen, ja des Ärmsten, eine dichterische und bedingungslose Weiterbildung von Széchenyis Apotheose der „neun Millionen treuer und guter Leibeigenen“ darstellen.

Dieser Zusammenhang stellte sich aber für Széchenyi nach der Katastrophe nur von negativer Seite: der richtigen Erkenntnis, daß er Petőfis „Vater“ war, folgte die Selbstanklage, daß er dessen „Mutter“ in Elend dahinsiechen ließ. Er betrachtete sich ja zu jener Zeit als dunklen Gott seiner Rasse; und erlebte den Schlußakt des Freiheitskampfes als Endkampf der Weltgeschichte. „Es ist die polare Ordnung des Weltgefüges, die zersprang“ — schrieb er am 14. März 1851 (Sarkaiból kibontakozott a világ). „Die fortlaufende Tat der Befreiung“, diese ewige Schlacht, war nicht nur verloren, sie war zum Stillstand gekommen. Inmitten eines ausgedörrten Kosmos hockte die Ruine da, das Phantom der großen Kettenbrücke, „der babylonische Turm — Ursache unserer Vermischung.“

„Es ist bereits — schrieb er 1851 — wie das schlechte Opfer. Alles zu Grunde gerichtet. . . Brücke unnütz.“ Und wieder bewährt sich die széchenyische Vorstellung als richtige Erkenntnis der „mythischen Lage“. Ist nämlich die Identifikation des erlebenden Helden mit dem dunklen Gott der Zerstörung vollzogen — und wir sahen, daß sie tatsächlich vollzogen wurde — so kann die Brücke inmitten einer zerstörten Welt nur noch als eine Ruine dastehen.

Wußte er, daß man sie wirklich zu einer Ruine machen wollte? Ein kaiserlicher Major, Anbach, wollte in den letzten Tagen der Belagerung von Buda die Einnahme der Burg durch Sprengung der Brücke verhindern oder verzögern. Symbolhaft wirkte die Tatsache, daß sie dem frevelhaften Versuch widerstand, der dafür dem Attentäter das Leben kostete; Széchenyis Werk blieb erhalten und wurde bald darauf vollendet.

Auf dem Wege der Genesung. Und so gestaltete sich auch das Schicksal seiner anderen Schöpfungen: sie blieben erhalten und bewährten sich. Der Zusammenbruch erwies sich nur als Symptom einer heftigen Krankheit, die zwar den gesamten Organismus gefährdete, ihn aber doch nicht zu vernichten vermochte.

Das schien als erster Deák begriffen zu haben: 1854 überließ er sein altes Adelsgut seinen Verwandten und übersiedelte, sich nur ein ziemlich geringes „Vitalitium“ sichernd, nach Pesth, wo sein einfaches Hotelzimmer bald zum Mittelpunkt einer stillen, friedlichen und zähen Verteidigung nationaler Werte und der Errungenschaften des Reformzeitalters wurde.

Eine Hoffnung auf Neubeginn, auf erneute, erlösende Tätigkeit ergriff nun auch den einsamen Grübler von Döbling. Ein junger Arzt der Anstalt meinte schon in der ersten Zeit von Széchenyis „Umnachtung“, daß seine Gemütsstimmung sofort umschlagen werde, wenn er sich von dem Schreckensbild der durch ihn getöteten Nation mit Gewißheit loslösen könne. Zu dieser Einsicht mußte aber Széchenyi im Laufe der 50er Jahre kommen.

Döbling wurde bald zu einem Wallfahrtsort des Ungarntums; ein ausgedehnter Briefwechsel entstand; Freunde, Staatsmänner, aber auch einfache Ungarn besuchten ihn; er empfing jedermann, zuweilen

auch Repräsentanten der höchsten Regierungskreise der Gesamtmonarchie, denen seine Meinung wichtig erschien, war er doch über jede Regung der Weltpolitik erstaunlich gut unterrichtet und kannte, wie außer Deák und seinen Freunden kein anderer, auch die Lage in Ungarn sehr genau.

„**Die Große Ungarische Satire**“. Neue Werke entstanden, unter ihnen das umfangreiche Buch „Die große ungarische Satire“. Mit der bei ihm gewohnten erbarmungslosen Klarheit und mit beißendem Spott enthüllt er darin die ganze Albernheit der nicht nur Ungarn, sondern der ganzen Weltpolitik gegenüber verfehlten Haltung Österreichs. Im Krimkrieg verspielte Österreich die Sympathien Rußlands, ohne dadurch die Sympathien von Rußlands Feinden zu erlangen. In Italien nahm die Kraft der Irredenta von Tag zu Tag zu, und letztlich war Österreich auch dieser Bewegung gegenüber ohnmächtig.

In Ungarn wurde keine der Lebensfragen der Nation gelöst. Das System des Innenministers Alexander Bach vermochte weder das wirtschaftliche und soziale noch das politische, geschweige denn das seelisch-emotionale Gleichgewicht des Landes zu sichern.

Die deutsche Frage war das dritte Problem. Österreich verlor endgültig seine Vormachtstellung innerhalb des Deutschen Bundes. Es war abzusehen, daß es bei einer Auseinandersetzung mit dem einheitlichen und zielbewußten Preußen den Kürzeren ziehen würde.

Hatte Bach die Unzulänglichkeit seiner Regierungsmethoden auch selbst zu fühlen bekommen oder wollte er die deutschlesende öffentliche Meinung über seine Resultate hinwegtäuschen? Wollte er sich vor seinem Herrn und Kaiser rechtfertigen? Wie dem auch sei: er ließ ein Buch veröffentlichen, das von einer seiner Kreaturen im Ministerium ausgearbeitet worden war. Es stellte eine großangelegte Verteidigungsschrift und Lobrede seiner eigenen Regierung dar: „Rückblick auf die jüngste Entwicklungsperiode Ungarns; Wien 1857“.

Nun fühlte sich Széchenyi wieder in seinem Element. Sein Geist, der sich von Anfang an in der Auseinandersetzung erst richtig entfaltet hatte, fand jetzt, da er Bach angriff — plötzlich zu der in den Septembertagen 1848 verlorenen polaren Ordnung seines ursprünglichen Aufbaus zurück. Die „ineinandergefallenen Sonnen“ wurden noch einmal zum System. Dadurch befreite sich erst seine „Imagination“ vom Ahriman-Bild: wie einst in seinem Kampf mit dem „verrosteten“ Adel und später mit Kossuth, verkörpert Széchenyi in seinem Kampfe mit Bach wieder den lichten Pol.

Allein, Bach ist für ihn fast nur die Maske des eigentlichen Feindes, den er durch das Abreißen dieser Maske angreifen will. Schon die „Große Ungarische Satire“ zeigte das Ziel, auf das seine Pfeile gerichtet waren. Einst, auf der Höhe seiner Schaffenskraft, hatte er die Ströme seines Landes, die Felsen der Unteren Donau zum Duell gefordert. Nun fordert er, der Einsame, nur wenige Meilen von der kaiserlichen Burg und ihren Ministerien entfernt, jene Weltmacht heraus, die seine Heimat in ihren Krallen hält.

Sein Buch erschien 1859 in London: „Ein Blick auf den anonymen Rückblick. . . Von einem Ungarn“. Sein Sohn Béla sorgte dafür, daß davon aus England genügend viele Exemplare in die habsburgischen Länder geschmuggelt wurden und das Buch auch den regierenden Ministern sowie dem Kaiser selbst in die Hände kam.

1859 war ein Unglücksjahr für die österreichische Monarchie. Der kurze Krieg in Italien endete mit dem Verlust der Lombardei. Franz Joseph mußte die beträchtlichen Fehler des ersten Jahrzehnts seiner Regierung allmählich einsehen.

Er ließ Bach fallen.

Széchenyis Ende. Aber die Kräfte der Reaktion waren damit noch längst nicht ausgeschaltet. Verschiedene Kreise in Wien, unter ihnen auch die Staatspolizei, richteten ihre Aufmerksamkeit auf den einsamen Bewohner der Döblinger Irrenanstalt. Wer seinen ausgeprägten individuellen Stil kannte, mußte seine Autorenschaft erkennen. Ungarn widerhallte abermals von seinem großen Namen. Gleichzeitig entdeckte man auch die Autorenschaft jener Artikel, die er in der Londoner Times veröffentlichten ließ. Man wollte in Wien nicht glauben, daß hinter dieser literarischen Tätigkeit nur ein iso-

liert alter Mann stecke, sondern vermutete Kräfte und Zusammenhänge, die natürlich nicht vorhanden waren.

In den letzten Monaten 1859 horchte Széchenyi auf. Bald zweifelte er nicht mehr daran, daß er sich in Gefahr befand. Eine Haussuchung wurde bei ihm abgehalten und seine Schriften — darunter die „Große Ungarische Satire“, in der jede Zeile Hochverrat bedeutete — wurden von der Staatspolizei beschlagnahmt.

Die Prüfung seiner literarischen Tätigkeit mußte jeden Zweifel über seinen Geisteszustand ausschließen. Aber man zögerte.

Der Einsame von Döbling war ja zugleich Mitglied einer der vornehmsten Familien der ganzen Monarchie. Als Graf und steinreicher Mann war er Teil einer großen und mächtigen Verbindung. Man wußte wohl, daß nicht nur „gutgesinnte“ ungarische Magnaten, sondern auch ein Teil der österreichischen Aristokratie sich für Széchenyi vor dem Kaiser exponieren würden. Die Spannung wuchs. Der 69jährige erwog die Gegebenheiten seiner Lage. Er konnte nicht glauben, daß sich Franz Joseph — für ihn der Inbegriff eines Tyrannen — zu einem ehrlichen, humanen und einsichtigen Mann entwickelt hatte. Vor einer Flucht scheute er zurück. Man flieht mit 70 Jahren nur noch bei unmittelbar drohender physischer Gefahr.

Das Dilemma war dies: Gab er sich als gesund zu erkennen, mußte er Döbling verlassen und sich seinen Richtern stellen; ließ er sich jedoch für krank erklären, würde man ihn in eine staatliche Irrenanstalt sperren, aus der es keinen Ausweg mehr geben würde. In dieser gespannten Verfassung erreichte ihn der Brief des Polizeiministers Baron Thierry:

„Das von Ihnen vor Jahren gewählte Asyl hat längst ein Solches zu sein aufgehört. Der fast ununterbrochene und ausgedehnte Verkehr, welchen Eure Exzellenz, wenn auch intra muros, doch nicht minder lebhaft mit der Außenwelt gepflogen, — der rege und tätige Anteil, den Sie an den Ereignissen des Tages, ja selbst an den wichtigsten Fragen genommen, welche heute Regierungen und Völker beschäftigen, haben bewiesen, daß Eure Exzellenz stiller Zurückgezogenheit längst entsagt. Hiedurch ward es mir unmöglich gemacht, mich noch länger durch besondere Rücksichten von der Erfüllung meiner Pflicht abhalten zu lassen, welche die obwaltenden Verhältnisse mir auferlegten.“ (16. März 1860)

Diese Sätze sprachen in ihrer eisigen Höflichkeit eine klare Sprache, die Széchenyi verstehen sollte und auch verstand. Nach dem Empfang des Briefes notiert er: „Aus diesem (dem Brief), der Allgemeinen Zeitung, . . . und der Times . . . entnehme ich, daß mein Verderben beschlossen ist. Es ist Zeit, mich diesen Verfolgungen durch einen verzweifelten Entschluß zu entziehen“. So beurteilte er die äußeren Mächte, die sich nun auf ihn zu stürzen im Begriff waren.

Und wenn er in seinem Innern Umschau hielt?

Das Werk war getan. Ein reiches, großartiges, ja ungeheuerliches Leben voller Kampf und Tat, Leidenschaft und Erinnerung lag hinter ihm. Sogar jenes Wunder wurde ihm zuteil, aus tiefster Umnachtung, nach dem 60. Lebensjahr, noch einmal ans Licht zu gelangen und eine Tätigkeit von geschichtlichem Wert und Gewicht entfalten zu können. Das Wunder läßt sich nicht erzwingen. Ein zweites Mal ereignet es sich nicht. Seine „heroisch-vernunftswidrig“ wieder erhobene Kriegslanze, die Feder weckte die „Eumeniden“ seines „Fatums“ noch einmal aus ihrem Schlaf. „Ich muß mich vernichten“ — steht schon am 26. März im Tagebuch. Es bricht am 1. April mit dem Schrei „Ich kann mich nicht retten!“ endgültig ab.

Die „höheren Mächte“, die ihn Zeit seines Erdendaseins „gepeitscht“ und „getrieben“ hatten, haben ihn zuletzt „in das Unendliche entrainiert“. In der Osternacht 1860 nahm er sich das Leben.

„**Die Tragödie des Menschen**“. Zweifelsohne nahm, wie erwähnt, in den literarisch-politischen Objektivationen des späten Széchenyi — wie die Kaisergestalt in der „Großen Ungarischen Satire“ oder die in düstersten Farben gemalte Figur des Ministers im Buche gegen Bach — das Duale wieder Oberhand. Noch einmal — wie in den 30er Jahren die Kamarilla — entsprechen Träger und Rolle dieser

Objektivierungen jenen Inhalten des dunklen Pols vom NichtLeben, die vom Erlebenden — diesmal von Széchenyi — auf ihn abgewälzt wurden. Gleichzeitig verhält sich aber auch der Erlebende so, daß jene, die er als Vertreter des dunklen Pols erschaut, dem Sinn ihrer „mythischen Rolle“ gemäß agieren müssen.

Was damit gemeint ist, hat uns der angeführte Brief des Polizeiministers mit aller Klarheit gezeigt. Indem man sich nun den Trägern der dunklen Inhalte durch Selbstmord entzieht, wird der Versuch einer Wiederherstellung des Gleichgewichts wieder einmal jäh zunichte: der Nicht-Leben-Pol, der grimmige Gott der Zerstörung trägt noch einmal den Sieg davon. Széchenyis blutiger Abgang mutet um so tragischer an, als ja zur selben Zeit — wenngleich vom Erlebenden kaum erahnt oder andernfalls noch nicht für wahr gehalten — eine Lösung in anderer Richtung schon gefunden war.

Wir werden noch sehen, wie weitgehend die Haltung des Herrschers sich in den letzten Jahren geändert hatte, während sich der von Deák eingeschlagene Weg immer deutlicher als richtig zu erweisen begann. In Széchenyis letztem Lebensjahr stellte sich die duale Ordnung auch innerhalb der geistigen Sphären wieder her. Diesmal war die Lösung harmonisch, trotz tiefstem Desillusionismus und „Wis-sen um das Schicksal“. Ein bis dahin völlig unbekannter Dichter, Emmerich Madách (1823—1864), führte sie herbei.

Sein dramatisches Gedicht, „Die Tragödie des Menschen“ (*Az Ember tragédiája*, 1859—1860) ist ein Mysteriendrama, ein großangelegtes „Welttheater“ (*teatro del mundo*), beginnend im Himmel nach der Vollendung der Schöpfung, und endend mit der Selbstmordabsicht des aus dem Traum der Weltgeschichte — den ihm Luzifer vorführt — erwachenden Adam, der jedoch im letzten Augenblick durch die vitalen Kräfte — die Mutterschaft Evas — besiegt, zu Gott heimfindet. Der Autor, einsamer Grübler auf einem entlegenen Adelsschloß, der — trotzdem — den Zusammenbruch des Reformzeitalters, das tragische Fiasko, in das es mündete, als sein persönlich-allzupersonliches Schicksal erleiden mußte, zog in diesem Gedicht die letzten Konklusionen der geistigen Anstrengungen der „nationalen Reform“.¹

Erst Anton Szerb hat gezeigt, wie Madáchs Werk sich auf universalgeschichtlich-philosophischer Ebene mit dem Problem „des Antagonismus von Individualismus und Kollektivismus, dem des unlösbaren Konfliktes von Einzelnen und Gemeinschaft“ auseinandersetzt, während es zugleich auf dem Weg des Selbsterkennungsprozesses des ungarischen Wesens eine „Abrechnung mit der Freiheitsidee“ ist. In der „Tragödie“, so fährt A. Szerb fort, wird das Scheitern des Reformzeitalters „innerlich und endgültig zur Kenntnis genommen“. Indes findet in ihr auch eine philosophische und historische Ergründung des geistigen Unterhaus des Reformzeitalters statt. Durch diese Einsicht wird dann die „Tragödie“ „zum letzten, aber auch zum größten Sprachdenkmal des adeligen Weltbildes.“²

Der Schwanengesang des adeligen Weltbildes. Die Triebfedern des geistig und gesellschaftlich hoch stehenden Reformers waren — so hat es sich gezeigt — auch im Sonderfall der ungarischen „Reform“ rege gewesen: Das Neue wurde um jeden Preis erstrebt, weil man das Absterben des Alten tiefinnerlich fühlte und erlebte. Was aber im Falle Franz Széchenyis noch kaum mehr war als wehmütiges Zur-Kennntnis-Nehmen der Aussichtslosigkeit des nationalen Schicksals — im Spiegel der Vereitelung des eigenen Lebensplans —, wird im Denken der besten Geister der „nationalen Reform“ zur Entdeckung der eigenen geschichtlichen Lage.

Eine „Endstimmung“ bemächtigt sich eben der größten Vertreter der „Erneuerung“, und sie ist schon über die Verzweiflung erhaben. Man erkennt klaren Auges das „Waltende Gesetz“ des Weltgeschehens. In dem vollkommensten Ausdruck dieser „Endstimmung“, in „Zrinyis zweitem Gesang“ — von Kőlcsey (1838), beherrscht die letzte Strophe des Gedichtes eine ruhige, serene, fast verklärte Haltung jenes Menschen, der sein Los begriffen hat und sich ihm nun fügt. Es ist das Schicksal, das spricht:

Es waltet mein Gesetz. Der Leitstern deiner Heimat
Versinkt nun ob der Sünden ihrer Brut.
Nie mehr verweilen seine milden Strahlen
Bei den Grabhügeln, wo die Väter ruhn.

¹ A.Szerb: Magyar irodalomtörténet (Geschichte der ungarischen Literatur), 2. Auflage, Budapest 1959, 415. — Ausgabe 1978 = S. 424/3

² A.Szerb: Magyar irodalomtörténet (Geschichte der ungarischen Literatur), 2. Auflage, Budapest 1959, 418. — Ausgabe 1978 = S. 427/2

Ein neues Volk entsteht im Vierstromlande,¹
 Anderen Herzens, erneuerten Gesangs. . .

Man kommt dem Schicksal auf halbem Wege entgegen. Keine andere Klasse hat ihm seine Vorrechte aus der Hand zu reißen, der Adel selbst macht sich ans Werk: das von ihm geschaffene Gesetzbuch von 1848 zerstört seine alte Stellung, nimmt ihm seinen Vorrang und seine Vorrechte; dadurch werden aber seine Berufung und Daseinsberechtigung plötzlich in Frage gestellt, ja fragwürdig. Büßt er so zwar seine bevorzugte Stellung vor den Gesetz ein, bewahrt er dafür großen Stils seine geistige, materielle und autoritäre Kraft, verschwindet also als der stärkste, kompakteste und bewußteste Bestandteil der Nation keineswegs. Da ihn niemand ausgerottet oder um sein Hab und Gut gebracht hatte, ist ihm kein jäher Untergang, sondern ein langes Dahinsiechen beschieden. Weder Széchenyi, als er den „Kredit“ schrieb, noch die Gesetzgeber von 1848 konnten diese Entwicklung voraussehen; sie ergab sich aus der Eigentümlichkeit der ungarischen Entwicklung und zeitigte im Laufe der Jahre katastrophale Folgen.

Als erster erkannte sie Madách. Sein Adam ist typischer Repräsentant jenes Ungarn, in dem er entstand: Madách kann ihn sich gar nicht anders denn als adeligen Menschen vorstellen, d. h. als einen, dem die Rolle des Im-Mittelpunkt-Stehens aus Natur und Haltung mit Selbstverständlichkeit zukommt. Und just als einen im Mittelpunkt Stehenden, als Pharao, ergreift ihn Verantwortungsgefühl für die anderen. Er hört das Wort eines sterbenden Sklaven: „Millionen für Einen“. Nun läßt ihn das Schicksal des Volkes nicht mehr ruhen: Er befreit die Sklaven. Das Volk zerstreut sich, indes das Werk seines Königs, die unvollendete Pyramide, als Ruine in der Wüste steht. Bei ihrem Anblick berührt ein Hauch von Vergänglichkeit das Herz des Königs; aber er weist das Bild des Zerfalls im Namen der wahren Freiheit, die nun die Zukunft beherrschen soll, von sich. In der nächsten Szene, wo er als Miltiades die ganze Unbeständigkeit und Undankbarkeit des Volkes, das die Freiheit mißbraucht, zu erleiden hat, geht er schon mit den Worten totaler Desillusion in den Tod. Widerstandslos duldet er, daß ihn jene Kraft, die ihm in der Maske des Volkes entgegentritt, zermalmt.

In seiner neuen Rolle, im versinkenden Rom, bleibt ihm nichts weiter als die hedonistische Attitüde zerfallenen Adels, dem noch seine geschützte Stellung in der Gesellschaft geblieben ist. Diese wird jedoch durch den Imperativ seiner Berufung — eben jener Berufung, die noch ein Miltiades, die noch der alte ungarische Adel verkörperte: die Verteidigung der Freiheit und der Heimat — nicht mehr gerechtfertigt.

Diese dichterische Diagnose ist bedingt durch das Erlebnis von Verfall und Desillusionismus. Die Lage, in die der Adel schon nach der Gesetzgebung von 1848, endgültig aber nach dem Zusammenbruch von 1849 geraten war, hatte ihm nicht mehr gutzumachende Schäden zugefügt. Diese Leute waren gewöhnt, seit Hunderten von Jahren die Verantwortung für die nationale Existenz zu tragen, das Land zu vertreten, zu verteidigen und zu führen, gleichgültig, ob sie immer auf der Höhe ihrer Berufung standen oder nicht. Nach dem Zusammenbruch hatten sie jedoch ihre Autonomien, ihr Recht, teilzuhaben am Schicksal des Landes im Komitat und auf dem Reichstag, eingebüßt. Die schöne Gliederung, die innere Ordnung eines Standes (ung.: rend, Stand, aber auch Ordnung, ja Orden) war verloren: plötzlich und zum ersten Mal in ihrer ganzen Geschichte waren diese Menschen „Masse“ geworden. Die alte Generation, die die Reform in die Wege geleitet hatte, war im Kampf gefallen oder hingerichtet worden, zerstreute sich in der Verbannung oder versteckte sich gelähmt oder isoliert in tiefer Desolation auf ihren alten Sitzen, wie Madách.

Eine neue Generation wuchs heran, Ernst und Verantwortungsgefühl der Ahnen fehlten. Bezeichnenderweise sind die Staatsmänner, denen 1867 der Ausgleich mit der Dynastie gelingen sollte, — Deák, Andrassy, Eötvös — , Vertreter der Generation von 1848. Auch ein beträchtlicher Teil ihrer Mitarbeiter gehört noch zu den „Alten“. Die „Neuen“ sind aus anderem Holz: Leichtsinn, Trägheit, das Bestreben, den Aufgaben und den Schwierigkeiten der nationalen Wirklichkeit auszuweichen, nehmen überhand.

Die Abrechnung mit dem Trugbild der Revolution. Madách erkannte nicht nur die geistigen und sozialen Kräfte, die bei der Umgestaltung des Schicksals seines eigenen Standes am Werke waren. Er

¹ Ungarn

trug auch — in die große weltgeschichtlich-philosophische Perspektive seiner Dichtung gestellt — dem Phänomen der Revolution Rechnung.

Nachdem Adam dem Zerfall seiner Gesellschaft am Arm des Apostels Petrus in das christliche Mittelalter entflohen und dann auch dort scheiterte, wechselt die Szene hinüber nach Prag. Adam vertritt nun als Kepler den geistigen Adel. Seine freie Entfaltung wird durch all die Schranken der alten Welt gehemmt, — ja schier unmöglich gemacht. Kepler stellt sich gegen Kaiser Rudolph, der ihn zwar in seine Dienste nahm, ihm Lebens- und Arbeitsmöglichkeiten gegeben hat, gleichzeitig aber, als höchster Vertreter der geerbten Weltordnung, auch sein Widersacher ist.

Ihrem Gespräch lauschend, denkt man unwillkürlich an die Unterredung zwischen Metternich und Széchenyi. Doch die Analogie liegt nicht so krass an der Oberfläche: die Gestalten der Weltgeschichte stehen bei Madách nicht für diejenigen der nahen ungarischen Vergangenheit. Viel eher entsteht diese — wie in den drei Szenen des alten Adels: Pharaon, Miltiades, sinkendes Rom — durch das persönliche Erlebnis des Dichters, das er in ewiggültige, große Gleichnisse des Weltgeschehens zu transponieren versteht. Eben dadurch bekommen in der Kepler-Szene die Worte des Kaisers, dieses Inbegriffs traditionsgebundener Kräfte, ihren symbolischen Gehalt, indem er die Gründe des Mißlingens der alchimistischen Prozedur beider (des machthabenden Menschen und des Menschen von Geist) zusammenfaßt.

Die heilige Hochzeit, — sagt er — welche Jugend in die Adern des Alten strömen und der grauen Masse Adel verleihen sollte, kam nicht zustande, denn — wir haben einen Irrtum begangen. Als er dann abgeht, um nicht mehr wiederzukommen, findet der vereinsamte Kepler — bezeichnenderweise — nicht mehr zum Geist zurück. Die Spannung löst sich auf: es ist nun der Wein, dem sich Kepler ergibt. Und in dieser Verlassenheit, im Traum, im Traume eines Betrunknen, offenbart sich ihm die Revolution: durch den Rausch ist in ihm, dem Mann des Geistes, erst der Mann der Tat erwacht. Nun ist er Danton. Vergebens will er einer aus ihren Fugen geratenen Welt Gleichgewicht, Vernunft, Menschlichkeit aufzwingen: die Revolution frißt ihre eigenen Söhne auf. Und — wie so häufig im Traum — erlebt auch diesmal der Träumende nicht den eigenen Untergang: im Augenblick, als das Messer der Guillotine sich in Bewegung setzt, erwacht er wieder als der geknechtete, gekettete, ausgelieferte und verhöhnte Kepler, ein Vertreter des Geistes-Adels in einer Welt totaler Gleichschaltung, bar jeden Idealismus und jeden Horizonts.

Bezeichnenderweise tritt in der zweiten Kepler-Szene kein Kaiser Rudolph mehr auf. Diese Welt ist tot, noch eindeutiger als es das versinkende Rom gewesen war: ein Apostel Petrus kommt kein zweites Mal.

Madách wird nicht müde, die Tragödie der vollkommenen Entleerung uns wieder und wieder vorzuführen: dieses ist ja das große, wenn auch negative Erlebnis, das ihm und seiner Generation aus dem Zusammenbruch der „nationalen Reform“, dem trunkenen Traume der Revolution und dem darauffolgenden „Zeitalter der Unterdrückung“ (az elnyomatás kora) entstanden war.

Die nächsten Szenen erst gelten der zentralen Spannung von Individuum und Gesellschaft.

Die Satire über Individualismus und Kollektivismus. 1848/49 war ja auch eine kurze, aber große Zeit schrankenloser Entfaltung der Einzelpersönlichkeit. In ihrer aufgeregten Atmosphäre, zwischen Menschen, die in einem romantischen Lebensgefühl erzogen worden waren, unter dem Eindruck eines so gewaltigen Beispiels fast legendär gewordener Selbstentfaltung eines großen Individuums, wie es die Karriere Napoleons war, wuchsen die Gestalten Kossuths und Görgeys zu schier übermenschlicher Größe.

Den beiden großen Kometen folgt eine ganze Plejade bedeutender Individuen und außerordentlicher Karrieren. In einem tiefeschürfenden Essay stellt schon Sigismund Kemény (1814—1875) die aufeinanderprallenden Charaktere von Kossuth und Görgey dar; ¹ und viel später wurde noch der Versuch gemacht, die Geschichte des Jahres 1849 als den Zweikampf dieser beiden Männer aufzufassen. ²

¹ Emlékirat 1849-ből (Denkschrift aus 1849), in: B. K. Zs. Összes Művei (B. S. K's Sämtliche Werke). Bd. IX, Budapest 1907, 91-141.

² L. Steier: Görgey és Kossuth; Derselbe: Bemeczky Lajos. . . visszamemlékezései és jelentései az 1848/49-iki szabadságharcról, etc., Fontes

Nachdem Kossuth geflohen war und Görgey die Waffen gestreckt hatte, wurde alles Individualistische plötzlich und gewaltsam getilgt: der Einzelne, der sein Schicksal persönlich-unabhängig zu gestalten versuchte, auf das Schafott gezerrt, das nationale Leben „erdrückt“ und in ein fremdes, wurzelloses, künstliches System gepresst.

Dies ist das Erlebnis, das in Madáchs Szene von London und in der Phalanster-Szene vibriert.

Die Londoner Szene — sagt A. Szerb — „führt an das äußerste Zerrbild, des Individualismus heran“; die darauffolgende „Phalansterszene aber an den ins Absurde ausartenden Kollektivismus. Beide Szenen münden in das Urzeitlich-Unheimliche: der Londoner Akt endet im universalen Totentanz; der des Phalansters erntet seine letzten Konsequenzen erst in der Todesstarre der Eskimo-Szene“.¹

Pharao-Adam befreite die Sklaven; Kepler-Adam trank sich in die Ekstase des Aufruhrs hinein; Adam, als betagter Edelmann des Londoner Aktes, erliegt den Erscheinungen eines ins Kleinlich-Lächerliche verzerrten Individualismus.

Diese Dritte Phase führt zur tiefsten, demütigendsten Erkenntnis: 1848/49 war ja nichts anderes gewesen als ein Zerrbild des ungarischen Individualismus. Der wahre ungarische Individualismus wurde von einem Széchenyi vertreten. Ungarn atmet bis auf heute seinen Geist: von den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts an gab es und gibt es ohne Széchenyi kein Ungarn.

Kossuth und Görgey erlangten während der Revolutionsmonate Gipfel individualistischer Selbstverwirklichung, wie seit Rákóczis Abzug keiner in der ganzen ungarischen Geschichte. Kossuth war zweifelsohne ein politisches Talent ersten Ranges; Görgey einer der größten Feldherrn seines an großen Feldherrn durchaus nicht armen Jahrhunderts. Allein — was erntete das ungarische Wesen aus ihrem Persönlichkeitsdünkel und Genialitätstaumel? Wo ist ihr Werk?

Was sich von dem realen, bis Ende 1849 im Lande wirkenden und waltenden Kossuth als bleibend erweist, ist seit 1867 bis auf den heutigen Tag ein immer wieder anders verstandener politischer Slogan (das unabhängige und demokratische Ungarn), mit dem dieser späte Vertreter eines adelig-nationalistischen Illusionismus letztlich wenig zu tun hatte. Von Görgey blieb nicht einmal dieses Wenige.

Sein kalter Verstand hatte die Wirklichkeit der Lage schon in den Zeiten seiner größten Siege erkannt; daher seine immer wiederkehrende Frage: „Wann endlich geht die Komödie zu Ende?“ Daß er trotzdem bis zu diesem „Ende“ aushielt, dann aber das Volk durch das Strecken der Waffen vor weiterem, unnützen Blutvergießen bewahrte, — ist seine ganze Größe.

Was dann auf die Revolution, dieses Zerrbild ungarischen Individualismus, folgte, war ein Zerrbild der habsburgischen Autokratie und Gesamtmonarchie. Man vergleiche nur 1711 mit 1849, Karl III. mit dem Fürsten Schwarzenberg. Dort eine großzügige Geste aufrichtiger Versöhnung, dann das „barockständische Kompromissum“, in dessen Rahmen habsburgische Großmacht wie ungarischer Ständestaat gleichzeitig und gemeinsam gedeihen können; hier zuerst das Blutgericht des „Exempelstatuierens“, dann die Regierung einer stupiden, kleinlichen, persönlichkeitscheuen Bürokratie, die Zertretung des gesunden, genuinen und zukunftssträchtigen staatlichen wie persönlichen Individualismus und damit der Möglichkeit eines dualen Gleichgewichts der Dinge. So erweist sich der letzte habsburgische Absolutismus, mit seinen veralteten und psychologisch schlecht gewählten Methoden, als ein ins Lächerliche verzerrter Kollektivismus. Wahrscheinlich wäre auch er in Todesstarre ausgeartet, hätte nicht der ungarische Individualismus gegen ihn mit erfolgreicher Resistenz ankämpfen können. Widerstand erhob sich — sowohl in der Form des heroischen Impetus eines Széchenyi wie in der ausharrenden und selbstsicheren Weisheit Deáks; die Mitglieder der Nation konnten sich dann — je nach ihrem eigenen Temperament — der einen oder der anderen anschließen.

Göttin Vita. Madách ist vielleicht dort am größten in dem ganzen Gedicht, wo er — im Londoner Akt — nach dem verheerenden Sieg eines sinnlosen Individualismus den Schleier, der vor unseren sterblichen Augen schwebt, jäh und großartig aufreißt, um uns die Wirklichkeit hinter den Zeitmasken zu zeigen.

Hist. Hungar. Aevi Recentiora, Budapest 1924, besonders 93-194.

¹ A. Szerb: Magyar irodalomtörténet (Geschichte der ungarischen Literatur), 2. Auflage, Budapest 1959, 418. — 1978er Ausgabe = S. 428 o.

Die verdunkelte Szene wandelt sich zu einem Friedhof. In der Mitte gähnt ein überdimensionales Grab, an dem nun alle mitgraben, um dann einzeln, nacheinander, auf den Lippen das Geständnis ihres vollkommenen Scheiterns, in dem Grab zu verschwinden. So gehen alle zugrunde — mit einer einzigen Ausnahme. Eva, das Weib, die Fruchtbarkeit, das Leben, schwebt glorreich empor.

Hier, wie in einer Vorahnung, zeigt sich die madáchsche Lösung des Weltkonflikts. Die selbe soll dann auch zu einem versöhnlichen Zwischenakt der ungarischen Tragödie führen. Beide gestalten sich ja diesmal zu Tragödien im Sinne der Orestiade: an ihrem Ende beginnt erst das Weltgeschehen, dort wo Orestes freigesprochen wird und das alte dumpfe Gesetz einer Welt, die ihre innere Ordnung noch nicht begreift, dem neuen Gesetz der neuen Götter unterliegt.

Dieses Umschlagen des Schicksals aus dem Weltuntergang in die festliche Freiheit eines höheren Daseins ist auch das Endergebnis, zu dem uns Madáchs Mysteriendrama führt. In der auf den Phalanster-Akt folgenden Szene versucht zwar Adam, aus dem Erdenkreis in den Weltraum herauszubrechen. Erst dicht vor den Grenzen der Sphäre des Planeten Terra — vor dem Tod — jählings kehrtmachend, erahnt er die vitale Lösung des Weltenkonflikts — diesmal im Sinne des Mannes und nicht der Frau:

Was ist denn bloß das Ziel?
 Das Ziel ist des ruhmreichen Kampfes Ende,
 Das Ziel ist der Tod, — Leben ist der Kampf,
 Und Ziel des Menschen ist der Kampf an sich.

Dadurch verliert erst die nächste, die Eskimo-Szene — eine Szene verzweifelter, aussichtslosen Menschheitsunterganges — ihre deprimierende Abschlußbedeutung, die sich nun zu der eines dumpfen Traumes verringert, in dem „die Rechnung ohne den Wirt gemacht wurde.“

„Erwache, Adam! — nun, der Traum ist aus.“

In diesem Augenblick übernimmt das Vitale die Führung. Eva, als Mutter, trägt den Sieg endgültig davon. Und dieser ist nun die vitale Lösung im Sinne des Weibes. ¹ Sobald er erreicht wird, öffnen sich die Himmel, der Herr erscheint in seiner Glorie, die Versöhnung der konträren Weltwirklichkeiten, die Lockerung der Tod-Leben-Spannung wird wieder einmal in Richtung des dualen Weltbildes hin versucht.

Dualismus als Götterduell. Immer wieder wurde der Dualismus in Madáchs Gedicht in der Zweiheit Luzifer-Adam gesucht. Dualismus ist zwar tatsächlich das Hauptthema des Gedichts, aber nicht im Teufel-Mensch-Verhältnis, sondern auf höherer Stufe, im Gegensatz zwischen Gott und Luzifer. Denn in Wirklichkeit besteht ja keine Zweiheit, die von Luzifer und Adam gebildet wird, sondern eine Dreiheit, die sich aus Luzifer, Adam und Eva zusammensetzt. Um den von der Pharao-Szene bis zur Eskimo-Szene reichenden Traum der Weltgeschichte leiten und begleiten zu können, setzt sich Luzifer eine menschliche Maske auf. Sein wirkliches Wesen kommt in den historischen Szenen nur gelegentlich zum Vorschein. In der Ersten Szene, als er Gott gegenüber steht, ist er aber er selbst, der Binarius, der Widersacher Gottes.

Madáchs Gott ist der große Weltenkönig. Die Engel preisen seine Herrlichkeit, die Erzengel sinken vor ihm in den Staub. Da wendet sich Gott an Einen, der sich nicht verbeugte:

Nun, Luzifer, du schweigst. . . ?

Der nun hervortritt, ist kein jovialer kleiner Teufel, kein „Schalk“, mit dem man eine gemütliche Wette eingehen kann, da er ja letzten Endes dem göttlichen Haushalt organisch eingegliedert ist, sondern Einer, der sich als verneinender Gegen-Gott versteht und den Mut hat, sich als ein Solcher vor Gottes Antlitz zu behaupten.

„Licht seinen Schatten: schufest du die Engel.
 Von aller Ewigkeit her lebe ich.“

¹ A. Szerb: Magyar irodalomtörténet (Geschichte der ungarischen Literatur), 2. Auflage, Budapest 1959, 421. — Ausgabe 1978 = S. 430/1.

Gottes Antwort ist eine Frage:

„Hat denn dich nicht der Stoff geboren?
Wo waren früher dein Kreis, deine Kraft?“

Diese Frage Gottes wirft aber eine andere, die wichtigste Frage auf: Ist denn Luzifer noch als Kreatur anzusprechen? oder behält er Recht, d. h. ist er jener Gegengott, der nun seinerseits von Dem, dem er gegenübersteht, ebenfalls Rechenschaft über dessen früheres Wo-Sein verlangt?

„Also fühltest du zwischen deinen Ideen die Leere?!“ — ruft Luzifer aus. —

„Und sie erwies sich als ein solches Hindernis für jedes Sein, daß du dadurch zum Schaffen gezwungen wardst!“

Das heißt aber mit anderen Worten: Das Sein Gottes konnte nicht in sich harmonisch ruhen, denn es war durch Luzifers Leere zerrissen; um diese aufzufüllen, wandte sich Gott erst an das Werden: Welche Finsternisse mochten Ihn durch diese Leere bedrängt haben, daß Er aufschreien mußte: Es werde Licht!

„Luzifer war der Name dieses Bedrängnisses —
Der Verneinung Urgeist ist er!“ —

Madách tauchte mit der Hilfe der biblischen und der iranischen Überlieferung tiefer hinab als die Vertreter der ungarischen Romantik. Auch ließ er — anders als der umnachtete Széchenyi — den lichten Pol aus seinem Kosmos nicht entkommen.

Während der Traum-Szenen ist zwar Luzifer alleiniger Führer des Menschen, diese scheinbare Alleinherrschaft des dunklen Pols jedoch ist des Dichters Kunstgriff, der sich aus Inhalt und Aufgabe des Werkes ergibt. Die duale Polarisierung des ganzen Weltalls (mit ihm des menschlichen Geschehens) wird nämlich durch Luzifer selber in der Ersten Szene als Grundlage des universellen Kampfes hingestellt, jenes Kampfes, der zwischen ihm und dem Herrn nun, beginnen soll.

Damit ist die duale Ordnung der Dinge wiederhergestellt. Sie wird auch nicht mehr aufgegeben; sie bereichert sich sogar noch in der letzten Szene durch zwei Motive.

Eva. Eva, die als Einzige dem Totentanz der Londoner Szene siegreich entschwebt, wird in der letzten Szene zum Gefäß des Lebens, und dadurch Pfand der Zukunft. Nun liegt die Lösung des Weltkonflikts das erste Mal nicht in Luzifers Richtung, nicht in der eines Sieges des Nicht-Leben-Poles, sondern — ganz im Gegenteil — auf der Lebens-Seite des Kosmos, im Plane Gottes und konträr zu jenem des dunklen Widersachers.

Die Logik der Bilderreihe, die Luzifer dem Menschen vorführt, d. h. der Gang des Weltgeschehens, führte mit aller Klarheit zu einem Endergebnis negativen Charakters, das dem Eschaton des alttürkischen Weltbildes entsprach. Es zeigt sich aber, daß die Ungarn hier ein Korrelat entdeckten, das auf der Willenskraft des bewußten Menschen und den vitalen Quellen des menschlichen Daseins basiert. Der Sohn des Letzten Ungarn eroberte für seine Heimat die Zukunft, indem er — mit eigenartiger, aber sehr bezeichnender Geste — sein Werk, dieses nationalökonomische „Labyrinth“, den Frauen Ungarns gewidmet hatte. Die ihm folgten, betraten den selben Weg. Der allerklarsten Logik zum Trotz, vertrauen sie letzten Endes den irrationalen Lebensinstinkten, die sich — aus der Tiefe des Wesens emporringend — einen Weg in das Weglose bahnen und den Menschen sowie die Gemeinschaft, zu der er gehört, im letzten Augenblick doch noch retten. Das ist jenes ungarische „und trotzdem!“¹, auf das A. Szerb anspielt. Denn „jeder Gott stirbt, jede Idee scheitert, allein das Leben lebt trotzdem weiter, vertraut und hofft.“¹

Wie ein Wunder dieser vitalen Kräfte, wie eine Übersetzung in gelebtes Leben all jenes vertrauenden Hoffens, das Széchenyi und die ungarische Dichtung während der ganzen Arbeit der „Erneuerung“ der

¹ A. Szerb: Magyar irodalomtörténet (Geschichte der ungarischen Literatur), 2. Auflage, Budapest 1959, 422. Ausgabe 1978 = S. 431/2. — Vgl. die letzte Zeile der „Tragödie“: „Mondotam, ember: küzdj és bízva bízzál!“

nationalen Wirklichkeit in die Frau gesetzt hatte, mutet die Rolle einer fremden Frau an, deren Los es war, zu Ungarns vorletzter Königin zu werden. Auch sie kam, wie einst die Allererste, aus dem süddeutschen Raum — die Nibelungenstraße entlang nach dem „Hiunenlant“ — , indem sie 1852 Gattin des jungen österreichischen Kaisers wurde. Ihr Gemahl und dessen ungarisches Land standen sich noch mit kaltem Haß gegenüber, als ihre Einbildungskraft schon vom ungarischen Wesen und Schicksal fasziniert war.

Was zustande kam, war eine Wahlverwandschaft im Zeichen spontaner Sympathie, die sich allmählich zur Liebe vertiefte. Allmählich begann sie eine zunehmend aktivere Rolle in den Annäherungsversuchen zwischen Franz Joseph und den Ungarn zu spielen. Die großen Schwierigkeiten entmutigten sie nicht und die Länge des Versöhnungs-Weges machte sie nicht müde. Bald sprach sie perfekt ungarisch, umgab sich mit Ungarn und faßte Vertrauen zu so unterschiedlichen Vertretern dieses Volkes, wie es der altkonservative Majláth, der liberale Graf Andrassy oder der liberale Bürger Max Falk waren.

Endlich gelang es ihr, auch zum Herzen „Onkel Deáks“ den Weg zu finden. Sie brachte diesen einfachen Edelmann mit ihrem Manne, dem Kaiser, zusammen, während jenes legendär gewordenen Mittagessens auf der Wiener Hofburg, wo einziger Gast des Kaiserpaares der alte Deák war.

Und endlich durfte sie den Tag erleben, an dem — nach alter Sitte — ihre Schulter mit der heiligen Krone berührt wurde, und die Liebe eines ganzen Volkes den Wagen Maria Theresias umgab, worin sie, Königin Elisabeth von Ungarn, von der Krönungskirche durch die Gassen der Burg Buda zum königlichen Schloß fuhr.

Ausgleich. Der Krönungstag von 1867 war allerdings erst die Endstation eines sehr langen und hindernisreichen Weges. Zwar entließ der Herrscher noch im gleichen Monat, in dem Széchenyi sich das Leben nahm, den berichtigten Gouverneur Ungarns, den Erzherzog Albrecht, und ernannte statt seiner den Feldzeugmeister Benedek, der ungarischer Abstammung war. Nun wurden auch die „Bezirke“ der österreichischen Verwaltung über Ungarn aufgehoben: in Richtung einer Reintegration des Staatsgebietes war der erste Schritt getan. In dem sogen. „verstärkten Reichsrat“ ernannte der Monarch nun auch ungarische Aristokraten. Auch die ständischen Regierungsorgane des alten Ungarn traten wieder ins Leben. Die Zeit des schrankenlosen Absolutismus war vorbei: diesen nach Solferino und Villafranca aufrechterhalten zu wollen, wäre einer Gefährdung des Weiterlebens der Monarchie gleichgekommen.

Im Herbst 1860 gab Franz Joseph das sogen. Oktoberdiplom heraus, in dem er zwar auf Absolutismus und Zentralisation im Zeichen der „geschichtlichen Individualitäten“ der Habsburgerreiche verzichtete, gleichzeitig jedoch auf der Grundlage der Gesamtmonarchie verharrte und eine Wiederherstellung des alten Dualismus mit aller Entschiedenheit ablehnte. Im Dezember rief er aber zu einem ersten persönlichen Gespräch Franz Deák zu sich. Mochte auch das sogen. Februar-Patent von 1861 wieder einmal einen Schritt zurück, in absolutistischer Richtung bedeuten, wurden trotzdem noch im selben Monat die königlichen Einladungsbriefe an die Reichstagsmitglieder herausgegeben und verschickt. Auf dem eröffneten Reichstag wurden dann unter der Leitung von Franz Deák die Probleme der Wiederherstellung der Unabhängigkeit und Eigenstaatlichkeit Ungarns vor aller Öffentlichkeit und in völliger Meinungs- und Gedankenfreiheit diskutiert.

Der Monarch stand jedoch auf der Grundlage des Oktoberdiploms, dessen Wortlaut Deák im Namen der Gesetze von 1848 und in dem der dualistischen Grundidee der Doppelmonarchie ablehnen mußte. So ging der Reichstag von 1861 unverrichteter Dinge auseinander und über beide Teile der Monarchie brach eine zweite, wenn auch viel kürzere Epoche des absolutistischen Versuchs herein; doch war die Lage bei weitem nicht mehr so ernst und unversöhnlich. Als Deák im Frühling 1865 seinen sogen. „Oster-Artikel“ im Pesti Napló (Pesther Diarium) veröffentlichte, worin er Ungarns Zustimmung zur Aufrechterhaltung der Großmachtstellung des Habsburgerreichs aussprach, war die Grundlage zum „Ausgleich“ (kiegyezés) zwischen Dynastie und Nation geschaffen. Im Dezember gleichen Jahres berief Franz Joseph den Reichstag wieder ein.

Als Österreich im nächsten Sommer im kurzen preussisch-österreichischen Krieg bei Königgrätz geschlagen wurde, aus dem Deutschen Bund ausschied und auch Venedig abtreten mußte, war es Franz

Joseph klar geworden, daß die Zukunft seiner Monarchie — wenn überhaupt — dann nur durch ein Gleichgewicht des in ihr vertretenen deutschen und ungarischen Elements gesichert werden konnte. In diesem Sinne gelang die Versöhnung.

Restitutio Regni. Das neue Staatsgebilde wurde auf der Grundlage des alten, allein seit 1867 viel klarer als früher ausgesprochenen und umschriebenen Dualismus errichtet. In diesem vertraten das ungarische Königreich und seine Nebenländer die östliche, gleichberechtigte und unabhängige Hälfte der Habsburgermonarchie. Der österreichische Kaiser, der Herr der Erbprovinzen, wurde auf Grund der Gesetze von 1687 und 1723 als konstitutioneller apostolischer König Ungarns anerkannt. Franz Joseph ließ sich 1867 mit der heiligen Krone durch den Fürstprimas von Gran und den Ministerpräsidenten zum König krönen, und er legte den Eid auf die ungarische Verfassung nach dem Muster seiner Vorfahren ab. — Ungarn hinwiederum erkannte seinerseits die Existenz von „gemeinsamen Angelegenheiten“ (*közös ügyek*) an, was trotz der Eigenstaatlichkeit Ungarns die Aufrechterhaltung der Habsburgermonarchie als der fünften Großmacht der damaligen Welt bezweckte und erzielte.

Als „gemeinsame Angelegenheiten“ wurden das gemeinsame Heer, die Finanzen und die Angelegenheiten des Äußeren angesehen. Die drei gemeinsamen Minister residierten in Wien und gehörten weder zum österreichischen noch zum ungarischen Kabinett. Um die „gemeinsamen Angelegenheiten“ auch parlamentarisch erörtern und diskutieren zu können, konstituierten das österreichische wie das ungarische Parlament aus ihren Mitgliedern einen Ausschuss, die sogenannte „Delegation“, die jeweils ein halbes Jahr in Wien und ein halbes Jahr in Budapest tagte.

Zum ersten Ministerpräsidenten des neuen Ungarn ernannte der König aus persönlicher Sympathie, aber auch dem Rat Deáks folgend, den Grafen Julius Andrassy (1823—1890). Diesem glänzenden Politiker, diesem „großen Glücklichen“, wie ihn ein ungarischer Schriftsteller nannte, gelang es, die Staatsmaschinerie in Bewegung zu setzen und — durch Wiederherstellung der Einheit mit Transsilvanien, Aufhebung der Militärgrenze in Südungarn und Schaffung des sogen. „Provisoriums von Fiume“ — die Integrität des *totum corpus* der heiligen Krone seit den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts zum ersten Mal Wirklichkeit werden zu lassen.

XIX. Der dritte Versuch einer „Restitutio Regni“

Die mit dem Jahre 1867 anbrechende Epoche war eine der äußerlich ruhigsten und erfreulichsten der ganzen ungarischen Geschichte. Man wäre ungerecht, ließe man die großen Errungenschaften dieser 45 Jahre außer Acht. Ungarn wurde in dieser Zeitspanne ein modernes europäisches Land, und wenn man die Größe einer Epoche nach ihrer Bautätigkeit, ihrem Eifer in der Errichtung von Brücken, Fabriken, Hospitälern, Banken und nach der Länge des Eisenbahnnetzes berechnen könnte, so wäre diese lange Friedensepoche gewiß eine der glänzendsten der ganzen europäischen Geschichte. — Die Generationen dieser Friedenszeit liessen sich auch tatsächlich durch die äußeren Symptome des Aufschwungs, des ungeahnten materiellen Fortschrittes irreleiten. Die Regierungen und die führenden Schichten Ungarns gaben sich je länger je mehr einer Illusion des Gleichgewichts hin.

Die Frage der „nationalen Minderheiten“: Illusion und Wirklichkeit. Zwar hielten sich noch die Schöpfer des Ausgleichs auch die Frage der Nationalitäten vor Augen. Deák und Eötvös hatten das diesbezügliche Gesetz, das sogen. „Gesetz des Ausgleichs mit den Nationalitäten“ (1868: § 44) ausgearbeitet. Es ist eine humane und edle Konstruktion, würdig des Geistes seiner beiden Schöpfer.

Dem Wortlaut nach bilden sämtliche Einwohner der Länder der Hl. Krone die „politische Nation“, was eine logische und zeitgemäße Weiterentwicklung der alten Mitgliedschaft der hl. Krone war, die ja ihrerseits auch nicht an Sprache oder Nationalität gebunden gewesen war. Folgerichtig bedeutet auch die „politische Nation“ keine Einheit der Sprache, geschweige denn der Rasse. Alle Bürger des ungarischen Staates gelten als Mitglieder der „politischen Nation“. Es wird erklärt, daß keiner dieser Staatsbürger — weder als Einzelner noch als Gruppe — an der freien Ausübung seiner Sprache, Kultur, Gewohnheiten und Traditionen oder Religion gehindert werden darf. Jeder Staatsbürger, ob er nun ungarisch oder eine andere Sprache als Muttersprache spricht, ist gleichberechtigtes Mitglied der einheitlichen ungarischen politischen Nation. Seine Zugehörigkeit zur einen oder anderen Sprachen- oder Volksgruppe bedeutet auch kein Hindernis bei der Erlangung von Ämtern oder Würden. Man macht

überhaupt keinen Unterschied zwischen politischen und unpolitischen Stellungen, und man reserviert für die ungarische Nationalität keinerlei Vorteile oder Vorrechte.

Da jedoch die Einheit des Landes die Anwendung einer Sprache als offizieller Sprache für das ganze Reich notwendig macht, und da dieses Reich in seinen Anfängen, in seiner Entwicklung, in seinem Aufbau und seiner Kultur ungarisch war und ist, wird als gemeinsame Sprache der Gesetzgebung, des offiziellen Verkehrs und der staatlichen Ämter das Ungarische eingesetzt. Aber alle Gesetze des ungarischen Reichstags werden in jede andere im Land gesprochene Sprache übersetzt und der Bevölkerung zugänglich gemacht.

Die Schöpfer dieses „Ausgleichs“ konnten, ohne die Einheit des ungarischen Staates zu gefährden, über den Wortlaut dieses Gesetzes nicht hinausgehen.

Es mutet heute noch wie ein idealer Kanon an für die Lösung der Nationalitätenfrage innerhalb eines vielsprachigen, aber geschichtlich einheitlich ausgebildeten Landes. Der Fehler, den das Ausgleichszeitalter beging, liegt ja auch nicht in dem Gesetz. Er beruht auf einer optischen Täuschung der Schöpfer dieses Gesetzes einerseits, andererseits aber der führenden Schichten Ungarns von 1867.

Ein Ausgleich ist seiner Natur nach ein Übereinkommen von zwei oder mehreren interessierten Partnern. Beim Ausgleich mit der Dynastie war es ja genauso. Der Ausgleich mit den nationalen Minderheiten blieb jedoch bloß ein von Seiten Ungarns und seines Parlaments angebotenes Ausgleichsprojekt: er wurde ja nie von den Minderheiten, sondern nur von den Mitgliedern des Parlaments angenommen. Die in erster Linie interessierten Minderheiten erkannten seine Geltung über ihr Leben und ihre Zukunft nicht an. Es überrascht, daß ein Jurist von Deáks Einsicht, Erfahrung und Aufrichtigkeit dies nicht begriffen hatte; wie dem auch sei, fest steht, daß eben durch dieses Versäumnis die empfindlichste Lücke im Aufbau des Staates von 1867 entstand.

Die führenden Schichten Ungarns gaben sich gleichzeitig einer sonderbaren Illusion hin. Das spätere Scheitern des Gesetzes lag an ihrer Auffassung, die nicht mehr eine Sache der Gesetzgeber, sondern der Vollstrecker war. Diese hatten nämlich durch das Gesetz die ganze Frage als für alle Zeiten gelöst betrachtet, ohne sich zu überlegen, ob die schönen Gesetzesregeln in der Praxis durchführbar wären oder nicht. Einerseits wollte man überhaupt nicht zur Kenntnis nehmen, daß die Nationalitäten ihre schon 1843 verkündeten territorialen Ansprüche aufrecht erhielten; andererseits aber, daß die Forderungen des Programms von Deák und Eötvös nur teilweise und unzugänglich in die ungarische Wirklichkeit übersetzt worden waren.

Die Nationalitätenfrage hatte — so dachte man — an Aktualität verloren. Dadurch entging den Regierungen, dem Parlament und den führenden Schichten der Gesellschaft die Tatsache, daß sie gerade in den 80er Jahren eine besonders klare und zielbewußte Richtung bekommen hatte. ¹ Damit geriet das Gesetz von 1868 allmählich als nicht mehr notwendig stillschweigend und halb unbewußt in Vergessenheit. Als 1895 die Nationalitäten die Regierung ungefähr mit den gleichen Forderungen bestürmten, die das Gesetz bis auf wenig schon enthielt, war diese nicht mehr gewillt, den Nationalitäten das, was 1868 versprochen worden war, einzuräumen. ²

Trotzdem ist die ungarische Politik den Minderheiten gegenüber weder als erdrückend noch als gewaltsam assimilierend zu bezeichnen. Statt der Unterdrückung muß die ganze führende Gesellschaft des damaligen Ungarn der Trägheit angeklagt werden. In der Illusion des Gleichgewichts kümmerte sie sich kaum um die Probleme der Minderheiten, und wenn sie es doch tat, dann nur in Fällen, in denen diese Minderheiten ihr unbequem wurden. Dann war die Reaktion heftig und uneingedenk ihrer Folgen. Aber eben diese kleinen, heftigen und empfindlichen Maßnahmen vergifteten das Verhältnis zwischen den Ungarn und den meisten Nationalitäten. Am Ende der Epoche waren zwei klar gegeneinander gerichtete Fronten geformt.

Die soziale Lage: Illusion und Wirklichkeit. Es wäre jedoch eine völlige Verfälschung der ganzen Lage, anzunehmen, daß die regierenden Schichten Ungarns einen sozialen Druck auf die niedriger

¹ Gy. Miskolczy: A magyar nép története a mohácsi vésztől az első világháborúig (Geschichte des ungarischen Volkes von der Katastrophe bei Mohács bis zum ersten Weltkrieg). Rom 1956, 271

² Gy. Miskolczy: A magyar nép története a mohácsi vésztől az első világháborúig (Geschichte des ungarischen Volkes von der Katastrophe bei Mohács bis zum ersten Weltkrieg). Rom 1956, 269

stehenden Schichten der Nationalitäten ausgeübt hätten. Die Prüfung der Entwicklung ergibt ein anderes Resultat.

Es wurde erst sehr spät in Erwägung gezogen, daß die Gesetzgebung von 1848 zwei große Probleme außer Acht gelassen hatte, deren Ungelöstheit dann als nagender Wurm die ganze soziale Struktur des Ausgleichszeitalters unterwühlte. Die Verfassung von 1848 hatte in erster Linie nur die Lage jener Bauern geregelt, die ein Grundstück — oder wenigstens den Teil eines Grundstücks — ihr eigen nannten, wogegen das Problem des Agrarproletariats gar nicht erörtert wurde.

Der zweite Grundfehler war, daß die Frage des Großgrundbesitzes nicht eindeutig geklärt worden war. Einerseits ist kaum zu leugnen, daß das Latifundium Möglichkeiten hat, die der Kleingrundbesitz nicht bieten kann. So ist seine großangelegte Produktion für die Gesamtheit der nationalen Wirtschaft von hohem Nutzen. Andererseits ist es aber absurd, in einem Agrarland 32 % des bebauten Landes (7 Millionen Morgen) in den Händen einer relativ äußerst kleinen Schicht zu belassen, während der Zwerggrundbesitz von den 37 Millionen Morgen Land des ganzen Stephansreiches nur 2.155.168 Morgen (5,8 %) besitzt — und 53 % der Grundbesitzer Zwerggrundbesitzer sind. Die große Masse der Bevölkerung wird entweder in ihrer Entfaltungs- und Ausdehnungsmöglichkeit durch Latifundium und Majorat behindert, oder sie ist überhaupt nicht imstande, sich selbst zu ernähren. █

Proletarisierung des ungarländischen Bauern. Es leuchtet ein, daß diese Situation zu einer fatalen Proletarisierung des Bauern führen mußte. Aus diesem Verarmungsprozeß muß der Großbauer herausgenommen werden, aber die Zahl dieser Aristokratie des Bauerntums betrug 1848 nur 40.400 Seelen. Wenn man jedoch die unteren Schichten des Bauerntums betrachtet, eröffnet sich erst die ganze fürchterliche Plage zunehmenden Elends, die Ungarn und Nicht-Ungarn des Landes in gleicher Weise traf.

1851 gab es in Ungarn 22.715 Zwerggrundbesitze. Bis 1895 stieg ihre Zahl auf 1.278.000.

Diese Ziffern bedürfen wohl keines Kommentars. Aber sie sind zu ergänzen. 1870 entfielen auf einen Grundbesitzer im Durchschnitt noch 6,78 Morgen Land; 1895 nur noch 1,73 Morgen; 1870 besaß noch der Zwerggrundbesitzer 14,2 % des bebauten Landes; 1895 — wie erwähnt — nur 5,8 %. Werfen wir auch einen Blick auf das Agrarproletariat, auf den Tagelöhner. 1881/82 erhielt er noch täglich im Durchschnitt 3-4 Gulden; 1884 nur 1,50 — 2 Gulden, während 1897 der Tageslohn auf 1,20 Gulden sank. Und das zu einer Zeit, wo Ungarns Weizenproduktion — nach den Vereinigten Staaten und Rußland (Argentinien und Kanada erschienen noch nicht auf dem Weltmarkt) — mit jährlich 46 Millionen Zentnern Weizen an dritter Stelle lag und für seinen Überschuß leicht Exportmöglichkeiten fand!

Auswanderung. Es ist zu verstehen, daß das arme Volk, das innerhalb des Landes keine Hoffnung auf Besserung seiner Lage sah, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, als Amerika noch als Zukunftsland betrachtet wurde, in immer stärkerem Maß das Land verließ, um in der Neuen Welt bessere Lebensmöglichkeiten zu suchen. Um die Lage zu beleuchten, genügen auch hier wenige Ziffern. Die Auswanderung begann 1871 mit 119 Auswanderern. Ihre Zahl wuchs von da an jährlich. 1898 erreichte sie mit 270.000 das Maximum. Nimmt man hinzu, daß die Auswanderung neben einigen sehr armen slowakischen Gebieten am stärksten aus dem Széklerland und der Theißebene erfolgte, also aus solchen Teilen des Landes, wo das Ungartum in geschlossenen Gebieten siedelte und jeder Gefahr viele Jahrhunderte hindurch getrotzt hatte, so wird man erst verstehen, wie katastrophal sich diese Auswanderungen für die Gesamtheit des ungarischen Volkes auswirkten.

Der Mittelstand. Das Bild gehört noch ergänzt durch eine Darstellung des Zusammenbruchs des ungarischen Mittelstandes. Dieser war in der ersten Hälfte des 19. Jhs. — trotz seiner vielen eingefleischten Fehler — tatsächlich das Rückgrat der Nation.

Die Entschädigung, die das Gesetz von 1848 — das ihre Privilegien aufhob — ihnen versprach und für den Übergang in eine Kapitalwirtschaft unentbehrlich war, bekamen die bene possessionati von der Regierung des Absolutismus — in deren Interesse es nicht lag, diese wertvollste und ungarischste Schicht des alten Ungarn zu unterstützen — erst sehr verspätet. Das diesbezügliche Edikt wurde erst am 3. März 1853 erlassen. Von 1848 bis zu dem Zeitpunkt, da die bürokratische Maschinerie endlich

¹ Angaben des Jahres 1895.

ins Rollen kam, flossen Vorschüsse auf die Entschädigung nur spärlich und unzulänglich, und waren von der „Gutgesinntheit“ des Antragstellers abhängig gemacht.

Dann wurde aber die Grundentlastung „besonders gewissenhaft und human“ durchgeführt¹; doch die in ökonomischer Unsicherheit verbrachten Jahre hatten das materielle Gleichgewicht der an Kapital auch früher schwachen bene possessionati unterminiert. Die Forderung einer Kapitalwirtschaft war überhaupt ein Modernismus, der ihrem Wesen nicht zusagte, und auch dann schwere Krisen verursacht hätte, wenn sie stärker an Kapital gewesen wären. Zudem hatten die 17 Jahre vom Zusammenbruch bis zur Wiederaufrichtung des ungarischen Staates auch auf anderen Ebenen ihre Lage: die tieferen Ursachen ihres eigentümlichen Zustandes, aufgedeckt.

Der Adel, in seinen menschlichen Spitzenerscheinungen erschaut, war nie so groß gewesen wie in den Jahren zwischen 1825 und 1848; aber als Stand war er schon in Auflösung begriffen. Er war der enormen Last gemeinsamer und persönlicher Verantwortung, die ihm die insgesamt 600 Jahre Führen und Walten über das Schicksal der Nation aufgebürdet hatten, müde geworden; er wollte sich ihr entledigen. Allein, die Katastrophe von 1849 bedeutete in der Geschichte der Nation keine entscheidende Zäsur. Man richtete sich allmählich auf, und als auch der ungarische Staat zu neuer Existenz erwachte, stellte sich heraus, daß man keine andere führende Klasse besaß, als eben die des abgetretenen Adels.

Es wurde in den Jahren des franzjosephinischen Absolutismus einfach versäumt, aus Bauerntum und Bürgertum eine neue Elite heranzubilden. So waren die jungen Bauern oder Bürger, die politisches Talent besaßen oder sich für die politische Laufbahn geeignet hielten, Bestandteile der alten adeligen Gesellschaft geworden, auch dann, wenn sie nicht geadelt waren.

Da man heutzutage die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts mehr oder minder als eine Dekompositions-Epoche einer alten Welt, ja als die der Dekadenz und Auflösung auffasst — und aus der Perspektive der beiden Katastrophen von 1918 und 1945 ist es in der Tat schwierig, sie anders aufzufassen, — treten in der Retrospektive naturgemäß jene Züge, die auf die kommenden Katastrophen schon hinweisen, eher zutage als die übrigen. Diese Züge zeigen wiederum eine gewisse Ähnlichkeit mit denen des ungarischen Adels, jenes Adels, der um die Wende des 15. zum 16. Jahrhunderts gelebt hatte.

„**Ahnenwahl**“. Über das Phänomen der Analogie wurde klug gesagt, daß es nur in jenen Fällen bestehe, wo die „Gleichwertigkeit der Funktion“ zwischen den verglichenen Gestaltungen festzustellen sei. Folglich sind scheinbare Analogien wie die von Alexander und Julius Cäsar, oder die vom Untergang der Ungarn im Jahre 1526 und dem der Portugiesen im Jahre 1578 falsch; solche hingegen wie zwischen dem Verhalten des ungarischen Adels im 15.-16. Jahrhundert und dann im 19.-20. Jahrhundert sind richtig.

Ja, man kann noch weiter gehen und sagen: wir haben die eigenartige Probe auf dies Exempel in Haltung und Auffassung der ungarischen führenden Klassen vor dem Ersten Weltkrieg; einer Gesellschaft, die — bewußt und konsequent — ihre „Ahnen“, ihre Vorbilder und Schicksalsgenossen im Adel der Vortürkenzeit erblickte.

Die 36 Jahre ungarischer Geschichte vom Tode Matthias Corvinus bis zur Schlacht von Mohács waren eine Epoche — wie wir gesehen haben —, in der die zentrale Gewalt des Reiches zunichte geworden war; die Parlamente wuchsen zu monströs-tumultösen Tummelplätzen des ganzen bewaffneten Adels heran; auf dem Reichstag strebte eine ständische Politik ganz andere Ziele und Zwecke an als die „höfische Partei“ der großen Herren, die sich um den König gruppierten und diesen ganz in ihrer Macht hielten. Dadurch entstand eine tragikomische Diskrepanz.

Eine Unmenge von Gesetzen wurde fabriziert, an die sich niemand hielt; eine unglaublich hochfahrende Rhetorik prahlte vor aller Welt mit Ausdrücken eines Ahnenkults und nationalen Stolzes, die jedes realen Inhalts entbehrten.

Aus der Mitte dieses gespenstischen Marionettenspiels erhob sich aber die Gestalt eines Mannes, eines Rechtsgelehrten und Kodifikators von wahrhaft genialen Ausmaßen, eines Advokaten und Kurialen Richters, ja später sogar Palatins des Reiches, Stephan Werbőczy von Kerepec. Ein Politiker von unge-

¹ Gy. Miskolczy: Ungarn in der Habsburger Monarchie, Wien 1959, S. 120.

bändigster Ambition, ein gieriger Streber nach Macht, erfüllt von unglaublicher Habsucht nach Besitz, gehört er als vornehmster Repräsentant in seine Epoche hinein. Zur selben Zeit gab er dem ungarischen Recht ein Corpus, das Tripartitum, ein Buch, das die Jahrhunderte überdauernd einerseits zum größten geistig-politischen Sprachdenkmal des ganzen ungarischen Mittelalters wurde; andererseits kleidete Werbőczy gerade durch dieses Werk die antisoziale, engstirnige Gesetzgebung seiner eigenen Zeit in ein sozusagen überzeitliches Gewand, wodurch er die gesunde weitere Entwicklung seines Landes auf Jahrhunderte hinaus paralyisierte.

Das sind die beider Seiten seiner gewaltigen Leistung, — die gleichzeitig auch die innere Polarisation seines eigenen Wesens bezeichnen.

Nun wurde in der späten franzjosephinischen Zeit eben diese zwielichtige Gestalt zum schlechthin größten Repräsentanten alles Ungarischen erhoben; sie wurde als Beispiel vor die Nation gestellt und in ihrem „staatsrechtlich-politischen Denken“ — so drückte man sich aus — eifrigst nachgeahmt.

„**Mythische Wiederkehr**“. Die ungefähr 30 Jahre ungarischer Geschichte vom Selbstmord des Kronprinzen Rudolph (1889) bis zum Zusammenbruch der Österreichisch-Ungarischen Monarchie bezeichnen eine Epoche, in der die zentrale Gewalt durch das Altern des Monarchen, durch das schlechte Einvernehmen zwischen ihm und dem neuen Thronfolger, Erzherzog Franz Ferdinand, immer mehr unterminiert wird. Gleichzeitig leiden Ansehen und Einheit der Monarchie in immer zunehmendem Maße durch die Ungarnfeindlichkeit der Österreicher und der Österreichfeindlichkeit der Ungarn. Die internationale Großmachtstellung ist nur aufrechtzuerhalten durch das Sich-Anschmiegen Österreich-Ungarns an das Deutsche Reich.

Die Parlamente wachsen — bei allmählichem Erschlaffen der zentralen Gewalt — immer mehr zum eigentlichen Machtfaktor des Staatsapparates heran. Doch ihre innere Ordnung birzt schon im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts. Vermittels Obstruktion vereitelt eine immer größer und mächtiger werdende Opposition die Arbeit der Parlamente.

Diese Opposition strebt die vollständige Auflösung der Doppelmonarchie an. Endlich erkämpft sie sich die Mehrheit. Die am Dualismus mit Österreich festhaltende alte Regierungspartei schrumpft zur Minderheit. Nach einem mißlungenen Versuch einer Regierung, die ohne Rücksicht auf die Konstellation der Parteien ins Leben gerufen wurde (der sogen. „Trabantenregierung“) — hinter dem die verhängnisvolle Gestalt des neuen Thronfolgers steht,¹ — kommt die Opposition von einst ans Ruder, erweist sich aber als ebensowenig der Lage gewachsen wie zu seiner Zeit das kurze Palatinat des Stephan Werbőczy. Während der Jahre dieser Regierung gehen aber die Doppelmonarchie und das Ungarische Königreich zwei verschiedene, ja entgegengesetzte Wege. Es entsteht eine tragikomische Diskrepanz.

Entartung des ungarischen Romantismus. Inzwischen verfinstert sich zusehends der außenpolitische Horizont: sollte in einer blutigen Auseinandersetzung — 1912 war sie schon abzusehen — das deutsche Kaiserreich siegen, so wird die Rolle Österreichs an seiner Seite kaum mehr als die eines großen Vasallenstaates sein; sollte aber in einem künftigen Krieg Rußland siegen, so wird es — im Namen der panslawistischen Idee — mit Österreich-Ungarn, das so viele und zahlreiche slawische Völkerschaften in sich vereinigt, einfach aufräumen.

Auf diese offensichtliche Drohung von West und Ost antworten jedoch die führenden Klassen des Landes mit einer nationalen Politik, die so tut, als ob es im Stephansreiche gar keine Minderheiten gäbe; als ob die gefährliche und tiefgreifende Gärung, die unter den arbeitenden Schichten um sich greift, überhaupt nicht existiere. Anstatt sich mit diesen Problemen auseinanderzusetzen, spielte man mit „staatsrechtlich-politischen“ Formeln und kämpfte für sie.

Dieser neue Illusionismus mutet an wie eine letzte, zweifelsohne dekadente Erscheinungsform des genuinen Romantismus ungarischen Wesens. Zu Beginn des Reformzeitalters hatte ein Széchenyi das Vorhandensein einer ähnlichen Einstellung der Wirklichkeit gegenüber erkannt und seine Nation aus ihrem Traum erweckt. Aber der Unterschied zwischen damals und jetzt ist wesentlich. Im ausgehenden 18. Jh. noch waren die sozialen Strukturen fast unberührt in ihrer mittelalterlichen Ordnung.

¹ S. Pethő: A nemzeti ellenállás, in A. Balla (szerk.): A magyar országgyűlés története 1867-1927., Budapest, (1927), 263-4.

Es war das Zeitalter der Präromantik, dann der Romantik — eine idyllisch-pessimistische Einstellung konnte wohl auch in ihr anachronistisch anmuten, doch um eine krankhafte, dekadente Erscheinung hatte es sich nicht gehandelt. Sie gehörte in die Zeit hinein, im Gegensatz zur gärenden Epoche des fin de siècle und der Vorkriegsjahre, wo jedes Gleichgewicht, wenn nicht gestört, so doch gefährdet, wo jedes menschliche und gemeinmenschliche Problem wie eine Wunde geöffnet war, und die großen neuen Gestaltungen des europäischen Lebens — wie Sozialismus und Kommunismus — schon an die Pforten pochten.

Dabei ist noch zu bedenken: Dieser fin de siècle-Illusionismus der ungarischen oberen Schichten ist ein merkwürdiger Rückfall.

Der erste des 18. Jhs. war ja überstanden. Die Nation erwachte aus ihm und leistete während des Reformzeitalters Großes und Menschheitswürdiges, ja Solches, was ganz auf der Höhe der Zeiten von damals stand. Das Krankhafte zeigt sich erst richtig durch den Rückfall. Jetzt, im Augenblick nie erhoffter nationaler, sozialer und politischer Möglichkeiten — sinkt man wieder in den Traum zurück. Ein Széchenyi erscheint kein zweites Mal.

Und trotzdem: — Julius Szekfü hat Recht, wenn er betont: „Der selbe nationale Schaffungsdrang, der die Adelligen [des Reformzeitalters] während ihrer uneigennütigen Arbeit des großen Aufschwungs beseelt hatte, gebiert in den späten Enkeln, statt Entscheidungen und Taten, diese nationalen Illusionen; diesen jedoch könnte kein Anderer solch scharfe Profile und eigene Inhalte verleihen, wie eben dieser mit der Politik atavistisch verbundene Adel... So bildet sich ein in seiner Phraseologie mächtiges, aber an Taten merkwürdig armes Nationalgefühl heraus“, von einem namhaften Publizisten der Zeit (Béla Grünwald) als „die Manie des Chauvinismus“ bezeichnet. ¹

Nun tritt erst jener Typ der ungarischen „Gentry“ hervor, deren immer dekadenter anmutende Welt der bedeutende Schriftsteller des ausgehenden Jahrhunderts, Koloman Mikszáth (1849—1910) verewigt hat.

Für eine „grandseigneuriale“ Lebensform gibt das ererbte Flecken Erde nicht genug her. Söhne und Enkel der alten bene possessionati stürzen sich mehr und mehr in aussichtslose Schulden. Zur selben Zeit wird aber vom Ministerpräsidenten Koloman Tisza (1875—1890) der Apparat des überwiegend in der Hauptstadt zentralisierten Bürokratismus großzügig ausgebaut. Und plötzlich beginnt der Landadel in die Hauptstadt zu strömen und nach den guten Stellungen des Staates zu streben.

Die bene possessionati werden bezahlte Angestellte. Sie verlassen das Land und leben als Entwurzelte in der jetzt erst mächtig anschwellenden Hauptstadt. Sie sind zu einer noblesse de robe geworden. Meistens sind es Leute, die ihren Adelssitz, ihre alten Güter verkauften, um ihre Schulden irgendwie loszuwerden. Aber ihre Güter werden fast nie von Großbauern gekauft, was das natürliche Nacheinander der Entwicklung gewesen wäre.

Freilich blieb ein großer Teil der „Gentry“ dennoch im Lande, auf seinen alten Sitzen wohnhaft. Ein großer Teil von ihnen verlor ja erst 1945 seine alten Güter. Aber bei dieser Schicht sind die Symptome eines Verfalls noch auffallender als bei ihren zu Großstadtbürgern gewordenen Vettern. Die alten bene possessionati, manchmal ein ganzes Leben lang in einem kleinen Dorf versteckt, standen auf der Höhe der Bildung ihrer Zeit.

Man braucht nicht eben an große Dichter wie Kazinczy in Széphalom oder Kőlcsey in Cseke oder Álmósd zu denken; auch in alten Adelshäusern, deren Mitglieder nie in der ersten Reihe der Kultur oder der Geschichte ihrer Nation standen, konnte man auf Bibliotheken stoßen, die den ganzen Schatz der europäischen Aufklärung oder Romantik bargen. Dieser Eifer und dieses Interesse an Geist und Fortschritt nimmt ab. Die Kultur der „Gentry“ wird mehr und mehr zu einer lokalen und provinziellen Angelegenheit. Sie beschränkt sich immer mehr auf die Modeliteratur und manchmal nur auf die Zeitungen.

Die Hauptstadt. Auch in anderer Richtung büßte der alte Mittelstand bis zu den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts seine alte Stellung ein. Die politische Führung des Landes gehört nun fast ganz der

¹ Gy. Szekfü: Három nemzedék és ami utána következik (Drei Generationen und was nach ihr folgt). Budapest 1934, 314

Aristokratie und einer Schicht, die sich ihrer Lebensform anschließen kann. Die eigentliche Gentry hatte sich in den meisten Fällen mit Ämtern zweiten Ranges zu begnügen. Die kulturelle Führung entglitt — wie wir sahen — ihren Händen schon früher.

Die Leitung übernimmt mehr und mehr die Hauptstadt, und bald ist sie das einzige Forum, wo sich ein selbständiges, wirklich europäisches Kulturleben heranbilden kann, während die anderen Zentren des Landes in Abhängigkeit von Budapest geraten oder ganz provinziell werden, indem ihre Verbindungen mit den großen geistigen Strömungen der Zeit allmählich absterben. Aber auch Budapester Kultur wird nicht mehr von den Abkömmlingen der bene possessionati vertreten, sondern von einer sehr hybriden Schicht, die sich im ausgehenden 19. und 20. Jahrhundert heranbildet, aber eine wirkliche führende Mittelklasse nie vollwertig ersetzen wird.

Die Hauptstadt war ein sehr eigenartiges demographisches Gebilde geworden. Ihre alten Bewohner deutscher Zunge hatten sich — bis auf ganz wenige Überreste in Alt-Ofen — vollkommen magyarisiert. Ihre gesellschaftlich führende Schicht waren die hohen Beamten geworden, Inhaber größtenteils wohlklingender alter Adelsnamen. Jene alten Bewohner, die durch ihr Vermögen und ihre persönlichen Qualitäten mit ihnen wetteifern können, werden in ihre Gesellschaft ohne Hintergedanken aufgenommen.

Die Beamtenschaft setzt sich aber nicht nur aus der noblesse de robe zusammen. Zu ihr gehören die sehr zahlreichen Neu-Ungarn, Söhne und Enkel jener tschechischen und österreichischen Beamtenschar, die der Absolutismus nach 1849 nach Ungarn gebracht hatte. Da sie mit der noblesse de robe in den selben Amtsstuben sitzen, ist es unvermeidlich, daß diese mit ihnen in gesellschaftlichen Verkehr treten.

Endlich, als letzter Bestandteil und anfangs nur sehr zögernd zugelassen, gehören zu dieser Gesellschaft auch noch die wohlhabenden und gebildeten Juden der Hauptstadt. So setzt sich während der Ausgleichsjahrzehnte diese merkwürdige hybride Gesellschaft zusammen, die sich weder Herr noch Bürger nennt, sondern mit einem sehr eigenartigen Ausdruck die úriemberek. (emberek = Menschen, Leute; úri ist das Adjektiv zu úr = Herr.)

Sozialistische Bewegungen in Land und Hauptstadt. War auch die soziale Ordnung Ungarns eine altertümlich-aristokratische, so fehlten ihr doch nicht die dieser Ordnung entgegengesetzten Kräfte. Die führende Schicht sah über die Arbeiterklasse hinweg, als ob sie gar nicht existierte, obwohl selbst in dem mit Österreich verglichen viel weniger industrialisierten Ungarn des Jahres 1918 wenigstens eine halbe Million Arbeiter lebten, die in 4.241 Industriebetrieben arbeiteten und größtenteils schon von der Sozialdemokratie organisiert waren. Ähnlich wurden die agrarsozialistischen Bewegungen — obwohl sie ab 1890 gang und gäbe waren und ihre nicht selten tumultartigen Demonstrationen selbst auf Budapest übergriffen — ihrer Wichtigkeit entkleidet und von den führenden Schichten fast wortlos zur Kenntnis genommen.

Spaltung in der ungarischen Gesellschaft. Ungefähr zur selben Zeit vollzog sich in den gebildeten Schichten der Hauptstadt eine wesentliche Spaltung, die sich ohne die stets anwachsenden sozialistischen Bestrebungen vielleicht überhaupt nicht oder doch ganz anders gestaltet hätte. Sie bestand bis zum zweiten Zusammenbruch im Jahre 1945 und entwickelte sich zum bezeichnendsten Symptom des ungarischen geistigen Lebens im 20. Jahrhundert.

Während das offizielle Ungarn und seine führende Schicht blind und unverantwortlich die fin-de-siècle-Idylle weiterlebte und von den Forderungen des Sozialismus keine Notiz nahm, schloss sich eine kleine, aber ständig wachsende Schar von Intellektuellen den sozialistischen Ideen an. Sie besaßen bald ihre eigene Zeitschrift, veröffentlichten ihre Bücher und Schriften und bemächtigten sich eines großen Leserkreises, dessen Jugend leidenschaftliche Anhänger ihrer Ideen wurde. Wir können also von der Jahrhundertwende an von einer zweiten Schicht, sozusagen einer unteren Strömung der Gesellschaft in der Hauptstadt sprechen, die sich dem offiziellen Ungarn gegenüber in bewußter Opposition befand.

Vorläufig diskreditierte diese zweite Strömung in den Augen der offiziellen öffentlichen Meinung die Tatsache, daß ein großer Prozentsatz ihrer Anhänger aus Elementen bestand, die die führenden

Schichten als „subversiv“ oder bloß gesellschaftlich für minderwertig hielten. Bald schlossen sich aber große Dichter und Schriftsteller dieser Strömung an. 1906 erschienen die „Neuen Gedichte“ Adys; 1908 wurde das geistige Zentrum der erneuerten Literatur, die Zeitschrift „Nyugat“ gegründet. Von nun an war mit ihrer Gegenwart im ungarischen Spektrum sowohl kulturell wie sozial und politisch zu rechnen.

Das Merkwürdige der beiden Strömungen war, daß sie in der selben Stadt und im selben Land nebeneinander Jahrzehnte hindurch existierten und dennoch beide ihre eigene Entwicklung hatten. Auf sozial-politischem, kulturellem und geistigem Gebiet bestand zwischen ihnen keine Gemeinschaft. Sie wurde auch trotz mehrerer Versuche nicht erzielt.

Dieses überraschende Phänomen hat seine Erklärung in der Tatsache, daß die Spaltung, erst in den Vorkriegsjahren sichtbar geworden, im ungarischen Geistesbild trotzdem schon ihre lange Vorgeschichte gehabt hatte; sie reicht in Tiefen hinunter, wo der radikal-sozialistisch denkende Petöfi dem adelig-traditionalistisch gebundenen Kossuth gegenüberstand.

In den Vorkriegsjahren hatte sich bald herausgestellt, wer jene Schriftsteller waren, deren Bücher in den Salons der oberen Schicht erscheinen durften, deren Dramen in den staatlichen Theatern aufgeführt werden konnten. Diese berührten — trotz manchmal beträchtlicher Begabung — die Probleme der Zeit überhaupt nicht, und taten sie es, dann so, daß ihre Darstellungsweise niemanden in seinem ruhigen Schlaf stören konnte. Die Liebe erschien als eine überzuckerte und sentimentale Idylle, die Bauern als wohlhabende und sehr theatralisch aussehende treue Söhne des Vaterlands, die Helden der Geschichte als pompös-barocke Figuren mit unglaublichem Pathos in Gebärden und Worten.

Die „obere“ Strömung: Tisza. Nicht ihre literarische Leistung macht die „obere“ Strömung — ganz im Gegensatz zu der „unteren“ — für die letzten Jahrzehnte des alten Ungarn bedeutsam. Ihre Leistung liegt auf politisch-historischem Gebiet. In ihr tritt nämlich der ungarische Genius — das letzte Mal in der Geschichte — als Faktor weltpolitischen Geschehens zutage. Ihre Vertreter verkörpern einen besonderen, ausgeprägten Typ von Staatsmännern großen Formats (Graf Julius Andrássy der Ältere, Benjamin Kállay, Koloman Tisza, Graf Albrecht Apponyi, Graf Julius Andrássy der Jüngere, Graf Stephan Tisza, usw). Sie gehören immer dem hohen, nicht selten dem höchsten Adel an: sie sind Träger alter, lebendiger Überlieferung, beseelt von großen politischen Gedanken und einer an die alten Politiker der Türkenzeit gemahnenden geschichtlich-politischen Kultur. Trotzdem ist ihr Lebenswerk nicht frei von Widerspruch: sie vertreten nicht nur die große, späte Form des ungarischen Individualismus, sondern tragen auch an dem fragwürdigen Erbe einer dekadenten Gesellschaft und des allgemeinen Verfalls der alten Lebensformen mit.

Mit dem ersten von ihnen, Graf Julius Andrássy, sind noch die Erscheinungen von Aufschwung und Erfolg verbunden, deren verhängnisvolle Früchte erst in fernerer Zukunft reifen werden; mit dem letzten, dem WiderspruchsvoIIsten unter ihnen, dem Grafen Stephan Tisza (1861—1918), zieht die Tragödie des alten Reiches herauf, dessen Zusammenbruch auch ihn unter Trümmern begraben wird.

Bündnis mit Deutschland. Unsere kurze Beschreibung des Minderheitsproblems und der sozialen Lage Ungarns — Fragen, die die österreichische Reichshälfte ebenso wenig zu lösen vermochte wie die ungarische — macht es verständlich, daß die Doppelmonarchie einen Rückhalt bei jener Macht suchen mußte, die ihrerseits auch ein Verfechter und Verteidiger alter sozialer Ordnungen und Bindungen war. Diese Tatsache erklärt erst den Entschluß des von den Preußen so empfindlich geschlagenen Franz Joseph, die Außenpolitik der Monarchie mit Preußens Sache zu verbinden.

Nach 1866 wäre — rein politisch gesehen — Österreichs natürlicher Verbündeter Frankreich gewesen und nicht Deutschland. 1870 lag auch die Idee, mit Frankreich gegen Preußen zu ziehen, Franz Joseph noch sehr nahe. Im folgenden Jahr klärte sich jedoch die wirkliche Lage des geschlagenen Frankreich. Dort war die Monarchie kein natürliches Ergebnis des sozialen Systems mehr. Sie war nur das Resultat der politischen Geschicklichkeit Napoleons III. Nach seinem Sturz hatten sich die Dritte Republik und mit ihr eine demokratische Ordnung entwickelt, die dem Aufbau des Habsburgerreiches — sozial gesehen — diametral entgegengesetzt war. Von nun an ist die führende Macht Alt-Europas das Deutschland Bismarcks, und nur ihm kann sich Österreich-Ungarn anschließen. **¶**

¹ Ursprünglich gehörte auch Rußland noch in diesen politischen Zusammenhang. Trotz seiner am meisten rückständigen sozialen Struktur konnte das Zarenreich auf die Dauer allerdings nicht mit Österreich-Ungarn in einem Machtgebilde bleiben, da es ja als führende Macht des Panlawismus in der von slawischen Minderheiten saturierten Doppelmonarchie seinen natürlichen Feind erkennen mußte.

Beim Berliner Kongreß 1878 vertrat Andrassy — nun Reichsaußenminister — Österreich-Ungarn. Die beiden Zentralmächte sahen ihr gemeinsames Interesse in der Zurückdrängung des russischen Einflusses auf dem Balkan. Rußland schickte sich an, die von den Türken befreiten südslawischen und orthodoxen Völker unter russische Vormundschaft zu bringen. Um einer solchen Entwicklung vorzubeugen, bewahrten Bismarck und Andrassy die Türkei vor dem Verlust ihres europäischen Gebiets und Konstantinopels. Sie stellten das vom türkischen Reich geographisch nun abgetrennte Bosnien-Herzegowina unter die militärische Verwaltung der österreichisch-ungarischen Monarchie.

Obschon Österreich-Ungarn durch die Okkupation Bosniens im zerfallenden osmanischen Machtbereich eine zivilisatorische Arbeit auf sich genommen hatte, die in den vierzig Jahren seiner dortigen Herrschaft höchst nennenswerte Früchte trug, so ist andererseits doch nicht zu leugnen, daß die Besetzung dieser Provinzen den inneren vitalen Interessen sowohl Österreichs wie Ungarns zuwiderlief.

In Österreich vertrat das deutsche Element eine bedeutend kleinere Minderheit als in Ungarn das ungarische, wo es in den Jahren des Ausgleichs schon 46 % der ganzen Bevölkerung erreichte. In den nächsten Jahren stieg die Zahl noch um 2 % an. Die Okkupation zeitigte nun aber einen nicht gering einzuschätzenden Zuwachs der Bevölkerung slawischer Zunge innerhalb des neuen, auf dem Gleichgewicht seines deutschen und ungarischen Anteils beruhenden Reichsgebäudes.

Barocker Gemeinwohlstaats versus Nationalitätenprinzip. Durch die besprochene Okkupation der slawisch-sprechenden Provinzen Bosnien und Herzegowina befand sich die Großmachtspolitik der Doppelmonarchie — wie es der Gouverneur Bosniens, Reichsfinanzminister Benjamin Kállay (1839—1903), 1883 in einer geistreichen Rede vor der Akademie in Budapest erläuterte — wieder auf dem Wege der Reichspolitik der Arpaden und Anjou. Das östliche Volk westlicher Kultur, das Ungarum, sollte zum Fahmenträger der westlichen Zivilisation für die Balkanvölker werden, ähnlich dem Ungarnkönig des Mittelalters, der in diesen Gebieten als capitaneus der westlichen Kirche, als miles Christianus, erschienen war. Nach jahrhundertelanger defensiver Haltung erschien die Okkupation Bosniens als erster positiver Schritt in Richtung einer neuen Expansion.

Auch diese Gedanken sollten sich nur zu bald als Bestandteile des Illusionismus des Ausgleichszeitalters erweisen.

„Der Balkan den Balkanvölkern!“ – war ja die neue Losung (*consigna, jelszó*). „Sie bedeutete den Umsturz einer Weltordnung: der Vorstellungen der Generation Bismarcks und Andrassys. Diese wollten noch die modernen staatlichen Grenzen in Europas Osten auf der Grundlage der geographischen Gegebenheiten, der wirtschaftlichen Interdependenz seiner Völker und auf der Basis der historischen Tradition aufbauen. Mit diesen Gedanken war es nun aus.“

In ihrer Epoche einigten sich das große deutsche und das große italienische Volk, schon auf der Grundlage des Nationalitätenprinzips; nun verlangten die kleineren Völker des Ostens dasselbe: sie erkennen einzig das Prinzip der Nationalität als staatschaffendes Prinzip an.”¹

Diese Bemerkung des ungarischen Politikers und Publizisten Lóránt Hegedüs offenbart aber nicht nur die große Diskrepanz zwischen dem alten Gemeinwohlstaatswesens des aufgeklärten Absolutismus – denn von dorther stammt diese Auffassung der Bismarck-Andrassyschen Generation – und dem sprachlich einheitlichen Nationalstaat der neueren Zeiten, sondern sie zeigt auch die Grenzen des politischen Vorsehungsvermögens eines Andrassy oder Kállay.

Beide erlebten die deutsche und die italienische Einigung, die auf Grund des Nationalitätenprinzips erfolgt war. Andrassy spielte schon als junger Mann 1848/49 eine Rolle auf Kossuths Seite. Daher wußte er nur zu gut, was alles die Nationalitätenfrage schon damals bedeutete. Kállay wiederum, ein hervorragender Kenner der Balkanfragen, arbeitete an einer „Geschichte des serbischen Aufstandes, 1807-10“²: er wußte also wie kein Zweiter, welche Kräfte sich in Serbien stauten und was die Auferstehung der Balkanvölker bedeutete. Wie konnten sie sich – trotzdem — einer altertümlichen Idee barocken Imperialismus derart hingeben?

¹ L. Hegedüs: *Két Andrassy és két Tisza* (Zwei A. und zwei T.); Budapest, Athenaeum, s.d. 320.

² *A szerb felkelés története*, herausgegeben aus dem Nachlaß von L. Thallóczy, Bd. I-II, Budapest 1909.

Wenn wir auf diese Frage eine Antwort suchen, so muß vor allem auf den archaischen, und mehr noch: archetypischen Charakter des ganzen Ausgleichswerks hingewiesen werden. Seine Schöpfer standen gleichsam „Im Banne einer seelischen Gewalt, die sie unfrei machte“.

Das Bild des totum corpus sacrae coronae mit seinen nordbalkanischen extremities, die ihm einst vom Türken abgeschnitten worden waren, „gehörte. . . archetypisch, wie das schicksalbestimmende Bild des Vaters oder der Mutter, zum persönlichen Seelenleben des gebildeten Ungarn. . . Es bildete, wie die Archetypen, gleichsam ein Organ der Seele“, das einst beschädigt worden war und trotz aller rationalistischen Bedenken Genesung erlangen wollte. ¹ In der Deák-Andrássyschen restitutio Regni wurde inmitten des „prosaischen Zeitalters“, der „Gründungszeit“, der in rasendem Tempo zunehmenden Industrialisierung und des Materialistisch-Werdens der Kultur nicht nur barockes Erbe, sondern geradezu mittelalterliches Seelengut in seine alten Rechte wieder eingesetzt.

Die „archetypische Verblendung“ der „67er“. Das gestörte Gleichgewicht zwischen der ungarischen Vorstellung und der äußeren Wirklichkeit konnte nur durch eine neue Aufrichtung des alten Dualismus wiederhergestellt werden. Als in ihm das deutsche und das ungarische Element des Habsburgerreiches vom Habsburger selbst als gleichwertige Faktoren dieses dualen Systems anerkannt wurden, lebte die archaischste Staatskonzeption, die man noch von den heidnischen Ahnen geerbt hatte, namentlich die „eurasische Symbiose“ der alten Reiternomadenreiche, wieder auf.

Was in Attilas Reich das Zusammenleben der reiternomadischen und der germanischen Hälften seines Imperiums und in Stephans Königtum die Gleichstellung der advenae oder hospites mit den Landnehmern selbst bedeutet hatte; was im Doppelbild des habsburgischen und des transsilvanischen Ungarn der Türkenzeit, entsprechend demselben Urbild auch noch in jener veränderten Lage, sich wieder aussprach; was in den Kämpfen des Reformzeitalters zum Leitmotiv geworden war: der Dualismus erreichte während der ganzen neuzeitlichen Geschichte im „Ausgleich“ seine vollständigste Anerkennung.

Indem im Laufe der Jahrzehnte des Ausgleichszeitalters der Hauptakzent sich immer mehr auf Ungarn verlagerte ², begann der Dualismus jene Gestalt anzunehmen, die der Reichsformation Sigismund von Luxemburgs oder — und viel eher noch — der Matthias Corvins zu ähneln schien. Die eurasische Symbiose ward zu germanisch-ungarischer Symbiose, deren Schwerpunkt im Begriff war, sich von Wien nach Budapest zu verlagern. Nur Transleythanien, nicht aber Zisleythanien besaß das dieser Lage entsprechende archetypische Vermächtnis: es gibt einen großen „Mythos“ über Ungarns Nordbalkanreich und Bekehrerrolle im Mittelalter — diesen erbt mit der Stephanskronen auch der Habsburgerkönig — ; einen großen Mythos über eine ähnliche Rolle der Erbprovinzen gibt es jedoch nicht.

Sämtliche archaischen Schichten der ungarischen Erinnerung wurden mit der Krönung Franz Josephs wieder heraufbeschworen: nach Jahrhunderten wurde der Fels von Buda wieder zur ungarischen Akropolis, wie einst im Mittelalter ³. Man erzählte sich: Andrassy habe Bosnien in das ungarisch-österreichische Reichsgebilde zurückintegriert, weil er während der Krönung von 1867 das Banner des alten Königreichs Bosnien, das dem König samt den anderen Flaggen der Länder der heiligen Krone vorangetragen wurde, in der Krönungsprozession erblickt hätte...

Kerényi nannte diese Art Ergriffenheit durch ein Urbild eine „archetypische Verblendung“ ⁴. Sie zeigt sich auch im Falle der neuen „Reichspolitik“ des ungarischen fin de siècle. Die Lage der Donaumonarchie im 19. Jahrhundert ähnelt ja dem mittelalterlichen Reich der Arpaden und Anjou nur in gewissen Äußerlichkeiten. Ihre östlich-südöstliche Expansion, ihre Berufung zur zivilisatorischen Ordnungsmacht auf dem Balkan sind Erscheinungen einer optischen Täuschung. Sie ist nicht das wiederauferstandene „Imperium“ Matthias Corvins und nicht das Arpadenreich.

In Wirklichkeit befindet sie sich nämlich in der Defensive. Seine Haupttrichtung — Buda-Wien-Prag — ist die des Luxemburgerreiches, das dem Türken gegenüber sich schon in der Verteidigung befand.

¹ Vgl. K. Kerényi; die ungarische Wendung, „Neue Schweizer Rundschau“, Februar 1945, 582 f.

² Gy. Miskolczy: A magyar nép története a mohácsi vésztől az első világháborúig (Geschichte des ungarischen Volkes von der Katastrophe bei Mohács bis zum ersten Weltkrieg). Rom 1956, 173

³ Vgl. Autor: A magyar Akropolisz (Die ungarische Akropolis). in: „Új Magyar Út“, Apr. 1953, Washington, 14.

⁴ K. Kerényi; die ungarische Wendung, „Neue Schweizer Rundschau“, Februar 1945, 583

Wie der Länderkomplex Sigismunds, so sucht auch das franzjosephinische Reich eine Stütze, ein Hinterland. Der panslawische Aufmarsch — mit Rußland im Hintergrund — macht seine Expansionsversuche auf dem Nordbalkan zu bloßen Episoden. Darum besteht ja auch die geschichtliche Großtat Andrássys nicht in der bosnischen Okkupation, sondern in der klugen Vorbereitung des Bündnisses mit Deutschland.

Die „archetypische Verblendung“ der „48er“. Jeder verantwortungsvolle Politiker mußte einsehen, daß für die Donaumonarchie das Bündnis mit Deutschland die einzige internationale Sicherung bedeutete. Gleichzeitig mußte auch einleuchten, daß dieses Bündnis für Deutschland nur dann interessant und wertvoll wäre, wenn die Monarchie ein großes, starkes und ganz auf der Höhe der modernsten Errungenschaften stehendes Heer besitzt.

Der Herrscher selbst verteidigte zeit seines langen Lebens zäh und entschieden die Einheit dieses Heeres. Mit Recht erblickte er in ihm das Pfand der Integrität seiner Länder und der Zukunft seiner Völker. Sein berühmter Armeebefehl aus Chlopy, der zur Zeit seiner Erlassung (September 1903) die wütende Reaktion der ungarischen Opposition — der „48er und Unabhängigkeitspartei“ (der sogen. Kossuth-Partei) — auslöste, macht heute den Eindruck von staatsmännischer Klugheit und herrscherlicher Besonnenheit.

Die Opposition, die sich — wie das schon ihre Benennung zeigt — nicht auf die Grundlage des Ausgleichs von 1867 stellte, ließ sich ebenfalls von einer „archetypischen Verblendung“ verleiten, deren Inhalte jedoch dem geschichtlichen Rang und Gewicht sowie der menschlichen Vollwertigkeit seelischer Dominanten der Andrassy-Generation nicht gleichgesetzt werden können. Sie war bloß von den Trugbildern der ungarischen Kommandosprache, der Flagge und anderer Majestätszeichen besessen. Diesen zuliebe versuchte sie das Heer, das einzige Verteidigungsinstrument der Monarchie und also auch ihrer Heimat, mit jedem Mittel zu schwächen, unpopulär zu machen, ja — wenn möglich — zu zerstören. „Der Krebschaden des parlamentarischen Lebens, die Obstruktion, hatte seit 1889 den Reichstag dem Terror einer rücksichtslosen Minderheit ausgeliefert.“¹

Sie war nichts als die Übertragung auf parlamentarisch-politische Ebene des oben schon kurz beschriebenen allgemeinen Verfalls des Mittelstandes.

XX. Die Katastrophe

Zur Genealogie des Verfalls. Das Phänomen des Verfalls stellt uns in aller Schärfe die Frage nach dessen Ursprung. Tatsächlich hat die schon oben berührte „Beschädigung“ der ungarischen Archetypen, dieser „Organe“ einer Kollektivpsyche der Nation, ihre lange Vorgeschichte. Die „Erkrankung“ auslösende Ursache offenbart sich erstmals in dem Konflikt zwischen nationaler Vorstellung und nationaler Wirklichkeit, in jenem Augenblick der Gestaltung des Volksschicksals, in dem die Unlösbarkeit dieses Konflikts Bestandteil des nationalen Bewußtseins wird.

Dieser Augenblick — so hat sich gezeigt — ist der Ausgang der Türkenzeit. Seither steht die Forderung vom „Reich“ im luftleeren Raum. Die Verschwörung der Magnaten (1670), der Aufstand Thököly's (1679) und Rákóczi's Freiheitskampf (1703) sind die aufeinander folgenden Etappen jenes Prozesses, an dessen Ende die Erkenntnis des „Letzten Fürsten“, des verbannten Rákóczi, hinsichtlich seiner eigenen geschichtlichen Rolle und dem Sinn seines Scheiterns steht.

Es hat sich darüber hinaus gezeigt, wie sich im Lauf des 18. Jhs. über die Gemüter der Besten allmählich eine „Endstimmung“ ausbreitet, während das Postulat des „Reiches“ in dem karolinisch-theresianischen Kompromiß seine zeitgemäße, äußerst beschränkte Verwirklichung findet. Daraufhin scheitert die Reform des ausgehenden Jahrhunderts (1790/91): die Vision des „Letzten Ungarn“ nimmt allmählich Überhand.

Diese Vision jedoch bemächtigt sich — wie zu sehen war — der ungarischen Vorstellungswelt in einem Milieu, das keineswegs einem Ruinenfeld verdorrter Kräfte entspricht. Die Reform-Ära kündigt

¹ Gy. Miskolczy: A magyar nép története a mohácsi vésztől az első világháborúig (Geschichte des ungarischen Volkes von der Katastrophe bei Mohács bis zum ersten Weltkrieg). Rom 1956, 175

nicht nur von einem starken Willen zu Kultur und Erneuerung; sie beweist die ungebrochene Vitalität.

Just dieser inhärente Widerspruch, von „Endstimmung“ und vitalem Schwung bewirkt Tragik. Ohne die große Wahnidee von der Wiederbegründung des Reiches, d. h. ohne den Gedanken an die Gründung eines erneuerten Ungarn — wobei jedoch der territoriale und ideengehaltliche Rahmen des alten Reiches unangetastet bleiben soll — hätte es nicht unbedingt einen Zusammenstoß gegeben. Erst die Prüfung des Adels-Vorgehens während der „Reformzeit“ enthüllt den inneren Charakter der Epoche. Die große, noble Geste des Verzichts dieser Führerklasse auf seine eigenen Privilegien ist nämlich zugleich eine Geste ihres Verzichts auf das Führen.

Széchenyi wie Kossuth — jeder auf seine Art und Weise — treiben die Gärung bis zu einem unerträglichen Siedepunkt, wo ihnen keine andere als die von der ungarischen Romantik gegebene Lösung bleibt: die Flucht.¹

Der liberale Adel versucht durch den Abbau seiner Vorrechte im wesentlichen das gleiche. Auch Verzicht ist Flucht: Flucht vor der Verantwortung, vom Tummelplatz würgender Kräfte, vor der Geschichte; selbst dann, wenn der Verzicht — wie hier — unter Berufung auf höchste Ideale erfolgt.²

Aber nur dem Einzelnen ist es gewährt, sich dem lebenden Organismus der Nation zu entreißen; das „Rückgrat der Nation“, der mittlere und hohe Adel, strebt auch nach 1849 nicht auseinander, büßt seine zentrale Stellung nicht ein.

Das Vermächtnis — eben der alte Rahmen von Boden und Idee — ist gleichfalls vorhanden und muß weiterhin verwaltet werden. Die „Letzten Ungarn“ des Reformzeitalters wollten es durch die Fiktion der Einbeziehung des ganzen Volkes (laut Deák) „in die Schanzen der Konstitution“ zum Gemeingut des gesamten Ungartumes machen. Wäre dies gelungen, hätte ihr Rücktritt einer Entwicklung stattgegeben, die wirklich und wahrhaft völkisch-demokratisch verlaufen wäre. Eine solche Chance wurde durch das blutige Scheitern der Neubegründung des ungarischen Staates im Jahr 1849 schnell vertan.

Das Vermächtnis — das Ahnenerbe der „Letzten Ungarn“ — ging über auf die Söhne dieser „Letzten Ungarn“. Wie wir sahen, geschah dies nach einer 17jährigen Zäsur in der Kontinuität. Die „Söhne“ verwalteten zwar das Erbe, vermochten ihm jedoch keine zeitgemäße Gestalt zu verleihen, die Anpassung an die Erfordernisse einer veränderten Umwelt nicht zu vollziehen, wie es ihre Ahnen von den Zeiten der Landnahme bis hinein in die Jahre der „Nationalen Reform“ stets mit Erfolg getan hatten.

Ausgetrockneter Ideen-„Bestand“ und caput mortuum wurde das archetypische Vermächtnis des ungarischen Wesens erst in den Jahren der „Unterdrückung“. Die Erkrankung der Organe der nationalen Kollektivpsyche machte sich erneut bemerkbar: nun wurde auch die Unheilbarkeit dieser Erkrankung evident. „Im Banne einer seelischen Gewalt, die sie unfrei machte“, jagten diese „Söhne“ der Letzten Ungarn Scheinrealitäten nach (z.B. Wiederbelebung der Reichsidee der Arpaden und Anjou), Trugbildern (wie der ungarischen Kommandosprache, der äußerlichen Bewahrung überkommener Formen von Parlamentarismus und Konstitution), während das Land, das Volk, ja sogar die Nachkommenschaft des alten Adels auf die geschilderte Weise zugrunde gingen.

Immer wieder hat sich während der ganzen ungarischen Geschichte gezeigt, daß das seelische Gleichgewicht, die innere Gesundheit dieser Nation — auch in Zeiten großer äußerer Gefährdung oder tief erlebter geistiger Spannung — ungestört, ja unangetastet war, sofern der den Grundton ihres Wesens verkörpernde Dualismus entsprechende Verwirklichung fand; daß aber Erkrankungen, Krisen, ja Katastrophen sich immer dann einstellten, wenn diese duale Ordnung gefährdet oder schadhafte geworden war.

In diese Perspektive gestellt bekommen erst Verfallserscheinungen, wie das Phänomen der im Parlament obstruierenden Opposition der „48er“, ihre historisch-psychologische Dimension. Hier haben wir ein getreues Abbild des allgemeinen seelischen Zustands der Nachkommenschaft alten

¹ Autor: Mythos und Schicksal in Vörösmartys Weltbild, im „Ungarn-Jahrbuch“ Bd II, München 1970, 101.

² Autor: A Magyar Néző (Der ungar. Spectator). In: „Új Magyar Út“, Wash., Febr.-März 1955, 113; und Apr.-Mai 1955, 149-152.

Adels, die in „archetypischer Verblendung“ jene für Ungarn einzigartig günstige Situation des Ausgleichsalters nicht mehr erkennt. Dies erklärt ihren zunächst wahnwitzig anmutenden Angriff gegen den dualistischen Aufbau von Habsburgermonarchie und Stefansreich, indem sie das Pfand der Zukunft, die Wehrmacht, einer „chauvinistischen Manie“ zuliebe zu schwächen versucht.

Graf Stephan Tisza. Im Jahre 1889, anlässlich der Debatte des Wehrmachtsgesetzes, tritt diese Tendenz schon in aller Klarheit hervor. Während dieser Auseinandersetzung erhebt die mächtige Persönlichkeit der auf Andrassy folgenden Generation, Graf Stephan Tisza, Sohn des Ministerpräsidenten Koloman Tisza, und zu dieser Zeit junger Abgeordneter, das erste Mal seine Stimme.

„Der fieberhafte Bewaffnungsdrang der anderen Großmächte — sagt er — versetzt uns in eine Zwangslage. . . Was an Geld und Mann gebraucht wird, soll genehmigt werden, und zwar nicht zugunsten dieses oder jenes Heeres, . . . sondern für uns selber, . . . zugunsten des ungarischen Staates“. „Seit zwölf Jahren ungefähr spuken um uns herum Geist und Gefahr eines großen europäischen Krieges. Ich glaube, die Regierung kann kein größeres Verdienst aufweisen, als daß sie in diesen langen Jahren — (und dabei blickt er auf die Bänke der Opposition): — häufig Ihrem Widerstand zum Trotz die Interessen und den Frieden der Nation wahren konnte. . . Sollte dieser Krieg einst dennoch ausbrechen, so wird er weder für die Monarchie noch für die Nation ein Kinderspiel sein, sondern kann nur zu leicht ein Kampf auf Tod und Leben werden.“

Wie Tisza im Bezug auf das Heer Monarchie und Nation gemeinsam erschaut, so kämpft er auch für das gemeinschaftliche Wirtschaftsgebiet und die gemeinsame Bank, diese Eckpfeiler des dualistischen Systems, die von der Opposition in ähnlich rücksichtsloser „chauvinistischer Manie“ angegriffen sind.

So erweist er sich — zusammen mit seinem großen und edlen politischen Feind, Andrassys Sohn, dem jüngeren Grafen Julius — als bedeutendster Vertreter der dualistischen Idee, des „Ausgleichs“ im Sinne von Andrassy und Deák, — und damit auch des Bündnisses mit Deutschland.

Tisza und das Scheitern der Bankunternehmung. Aus dieser Einstellung geht seine erste große Unternehmung hervor: die Bank für Industrie und Kommerz.

1890 kommt Georg Siemens, eine der größten Gestalten der deutschen Großindustrie, nach Budapest. Er sucht den geeigneten Leiter für eine Aktiengesellschaft zur Förderung der ungarischen Industrie. In der Tat führen seine Gespräche mit Stephan Tisza zu dem gewünschten Ergebnis. Die neue Unternehmung wählt Tisza zu ihrem Präsidenten.

Die Bank stützt sich, wie des älteren Andrassys außenpolitisches Gebäude, auf das Deutsche Reich und versucht, in den balkanischen Osten vorzudringen, ebenso wie seinerzeit Andrassy durch die Okkupation Bosniens. Als die Bank zusammenbrach, hatte sie 20 Millionen Kronen in eines der „genialsten Geschäfte Europas“, in die Eröffnung der rumänischen Petroleumfelder, investiert; ein Geschäft, das schon damals, am Anfang, einen jährlichen Gewinn von 2,5 Millionen Lei brachte. Außerdem hatte die Bank eine ganze Reihe ungarischer industrieller Unternehmungen angeregt, die sich als lebensfähig erwiesen und sich später zu blühenden Institutionen entwickelten.

Trotzdem brach die Bank zusammen: In dem innenpolitisch auch sonst wenig glücklichen Jahr 1902 verlangt plötzlich das von einer Welle des Mißtrauens erfaßte Publikum seine Einlagen zurück; die Bank verliert ihre Deckung.

Was rein politisch hinter diesem plötzlichen Mißtrauensanfall des ungarischen Publikums steckt, ist leicht zu erraten, denkt man an die erwähnte Einstellung und Methode der Opposition. Auf der Bankversammlung versucht Tisza die Lage zu klären. „Graf Tisza soll bleiben, dann kehrt das Vertrauen zurück!“ rufen ihm die Aktionäre zu. Tisza, um das Unternehmen und alles was daran geknüpft ist zu retten, ist sogar gewillt, sein Mandat im Parlament niederzulegen. Dazu kommt es nicht mehr. Er reist nach Wien, teilt seine Pläne dem Generaldirektor des Wiener Bankvereins mit. Doch es ist zu spät. Berlin will den Unannehmlichkeiten ein Ende bereiten und ist an einer Rettung der Bank nicht mehr interessiert. Daraufhin läßt Wien sie ebenfalls fallen.

So bricht in Tizas Hand dies erste Mal das Instrument seiner Tätigkeit im unerwartetsten Moment

zusammen. Das Programm der Bank war zu groß, die Grundlage zu breit, das Kapital zu schmal, die Ziele zu hoch gesteckt — meint der Experte dazu. ¹ Die Pläne hätte nur ein ganz gewaltiges Kapital tragen und verwirklichen können. Der Mann war zu groß, besaß zu viel Phantasie für die Verhältnisse, in die er gestellt war. Seine Bewegungen sprengten den engen Rahmen.

Tisza zieht die Konsequenzen. Er zieht sie ganz; er räumt das Feld der nationalen Wirtschaftstätigkeit sofort und endgültig und stürzt sich mit der ganzen Entschiedenheit seines Wesens in die große Politik. Zwanzig Monate später ist er Ministerpräsident.

Tisza und der Untergang der Liberalen Partei. Seine Designierung fällt in jene aufgeregten Wochen, die auf den Armeebefehl von Chlopy folgen. Bald steht er im Kreuzfeuer zweier Fronten. Der Opposition gegenüber ist er der felsenfeste Verteidiger des „Ausgleichs“. Er fordert die ganze Wut dieser schrankenlos kindisch-bösen Opposition heraus, die Kossuths Namen mißbraucht und die ungarische Unabhängigkeitsidee vor aller Welt kompromittiert.

Der österreichischen Regierung gegenüber nimmt er aber die Position des Verteidigers nationaler Rechte und Freiheiten ein. Er ist es, der die unerbetene Einmischung in die Angelegenheiten seines Landes seitens des österreichischen Ministerpräsidenten Körber als unerwünschten Dilettantismus eines „vornehmen Ausländers“ zurückweist. Dadurch macht er sich den letzten Vertreter der Idee „Gesamtösterreich“, den — nach Bülow's Wort — „antiungarischen, slawophilen“ Thronfolger Franz Ferdinand für den Rest seines Lebens zum Feind.

Tiszas berühmter offener Brief an seine Wähler von Ugra (8. September 1904) beweist klar, daß wenigstens er selbst den Verfallserscheinungen der sichtbaren Nation — der besprochenen „oberen“ Strömung, — die in der parlamentarischen Obstruktion mit solch krasser Eindeutigkeit hervortraten, nicht mit illusionsvernebeltem Blick wie seine Zeitgenossen gegenübersteht. Energisch betreibt er die Revision der Parlamentsordnung („Hausregelrevision“). Er erreicht sie — da die große Mehrheit, die alte Liberale Partei seines Vaters noch hinter ihm steht — wengleich nicht ohne Verletzung der äußeren Konstitutions-Formen.

Nach diesem Gewalt-Akt ist die Lage im Parlament nicht mehr zu retten. Am 3. Januar 1905 appelliert Tisza „an den Willen der Nation“: der Reichstag wird aufgelöst. Neue Wahlen werden ausgeschrieben. Diese Wahlen entscheiden solche Wähler, die — von den Phrasen der Unabhängigkeitspartei verblendet — gegen den „die Gesetze mit Füßen tretenden“ Tisza eingenommen waren; im neu konstituierten Abgeordnetenhaus wird die alte Regierungspartei zur Minderheit. Tisza gibt seinen Auftrag am 2. Februar dem König zurück.

Damit ist aber das Werk von Andrassy und Deák aus den Fugen geraten: im Ungarn des 1867er Modells trat nun ein Parlament mit '48er Mehrheit zusammen. Franz Ferdinand sieht die Zeit seiner Aktion gekommen: der alte König ernennt eine Regierung aus der Minderheit des Parlamentes, das sogen. „Trabantenministerium“; dieses versucht eine Wahlreform in die Wege zu leiten, deren Verwirklichung das ungarische Übergewicht in der Gesetzgebung ähnlich verringert hätte, wie der deutsche Einfluß der deutschsprachigen Österreicher im österreichischen Parlament nach Einführung des neuen Wahlrechtes sich verringert hatte. Ansonsten bereitete sich das Trabantenministerium zunehmend auf einen absolutistischen Kurs vor; d.h. es schwenkte immer mehr in die Bahn der vom Thronfolger gewollten Entwicklung ein.

So weit ließ jedoch der letzte noch lebende Schöpfer des Ausgleichs die Dinge nicht kommen: Im Augenblick äußerster Spannung bestellte der alte König die leitenden Mitglieder der Kossuth-Partei zu sich; nachdem diese sich im Bezug auf das Militär und das Wahlrecht kompromißwillig zeigten, ernannte aus ihren Reihen das neue Ministerium. So begannen die 48er auf der 67er Grundlage zu regieren; keine geeignetere Maßnahme hätte erdacht werden können, um sie von der öffentlichen Meinung zwar nicht von heute auf morgen, aber auf die Dauer endgültig zu diskreditieren.

Angesichts der neuernannten Regierung zeigt Tisza eine Reaktion, die für seine Haltung bezeichnend ist. Just an dem Tage (10. April 1906), an dem das Ministerium zu amtieren beginnt, ruft er die Reste

¹ Lóránt Hegedűs, auf dessen zitiertes Buch ich mich beziehe, war vom 16. Dezember 1920 — 27. September 1921 ungarischer Finanzminister.

der einst so mächtigen Partei seines Vaters zusammen, jener Partei, die fast 40 Jahre lang das Land regiert hatte; er löst die Partei auf. In seiner mächtigen Hand zerspringt zum zweiten Mal das Instrument seiner Tätigkeit; und diesmal sind die zwei Gesichter seines Verfahrens ganz klar erkennbar. Tiszas Genius steht als letzte Vormauer einer versinkenden Ordnung vor einer toll gewordenen Gesellschaft, die in ihrer Verblendung nicht mehr weiß was sie tut; doch Tiszas Dämon ist von der selben Verblendung nicht ganz frei; nur daß er sie auf seine Art und Weise auslebt: er zwingt den Dingen einen Rhythmus und eine Richtung auf, die sie nicht vertragen und ihnen von Natur aus nicht inhärent sind.

Die Bank verträgt nicht, was Tisza ihr aufbürdet und bricht zusammen; die altehrwürdige, weiche und verwöhnte Liberale Partei hält die Spannung nicht aus, die ja nicht ihre, sondern die innere Spannung des Tiszaschen Geistes ist, und sie fällt in sich zusammen. Die illusionsverblendete Nation ist dieser Dynamik ebensowenig gewachsen wie Partei und Bank: mit glühendem Haß weist sie Tisza zurück. Er versteht das und hat genug Größe, um auch diesmal die Konsequenzen zu ziehen. Er scheidet aus dem öffentlichen Leben aus. Jahrelang wird nun ihn, den „Einsiedler von Bihar“, das Gut seiner Ahnen bergen. Dort beschäftigt er sich mit historischen und außenpolitischen Studien: er lernt, schreibt, rüstet sich zu neuem Kampf.

Im Jahr seines zeitweiligen Verzichts tritt aus der „unteren“ Strömung sein Widersacher auf: der Dichter Andreas Ady.

Die „untere“ Strömung — Ady. Durch Adys (1877—1919) Auftreten bekam die „untere“ Strömung erst ihren Sinn, Inhalt und ihre Richtung. „Ich sehnte mich danach, ein Poeten-Széchenyi zu werden“ — sagt Ady 1912 und bezeugt damit, daß er sich seiner wirklichen Lage und Berufung bewußt war. Als er in seinen „Neuen Gedichten“ zum ersten Mal die Themen der Liebe, der eigenen Seele, des Schicksals des Landes, die ewigen Fragen des Ungarn und die des Sterblichen, ja des gottsuchenden Menschen schlechthin auf eine neue, bis dahin ungekannte Weise anschnitt, schien die Hoffnung auf eine innere Erneuerung — d.h. auf eine aus dem Volk kommende, große, wirkliche Revolution — Gestalt anzunehmen.

Es wirkt symbolisch, daß Ady als Abkömmling einer ostungarischen Familie kleinen und armen, aber sehr alten Adels aus der ungarischen Geschichte das Erbe von Dózsa — ebenfalls eines Gemeinadeligen, der sich 1514 an die Spitze der größten ungarischen Bauernrevolte gestellt hatte —, aus der mythischen Überlieferung aber die Csaba-Sage herausgriff, die er wirklich mit revolutionärem Inhalt zu füllen verstand. Der Widerhall seines Auftritts war so groß, daß — vor diesem Phänomen — selbst die „obere“ Strömung nicht mehr gleichgültig bleiben konnte.

Bezeichnenderweise war allerdings ihre einzige Reaktion ebenso heftige wie allgemeine Ablehnung. Trotz der tiefen und ergreifenden Gedichte Adys über das ungarische Schicksal, die wohl zum Tiefsten gehören, was der ungarische Geist je über sich offenbart hat, wies ihn der größte Vertreter der „oberen“ Strömung, Tisza, 1912 in publizistischer Form mit eiskalten Worten zurück: „Adys sogenannte Dichtung ist eine qualvolle Übertünchung seelischer Anarchie: leere Sucht nach Aufsehen-erregung in einem hochmütigen Parvenü, der sich nicht irrt, wo er auf die Geschmacklosigkeit einer halbgebildeten Masse spekuliert.“ (in: „Magyar Figyelő“, unter Pseudonym „Rusticus“.)

Als „Dózsas Enkel“ — so nennt er sich — blieb Ady keineswegs ein bloßer revolutionärer Schwärmer. In seinen Anfangsjahren beseelten ihn noch die Ideen einer „bürgerlich-demokratischen“ Revolution. Aber bald erwacht die Frage: „Hat es noch einen Sinn, für den Sieg einer bürgerlich-demokratischen Revolution zu kämpfen, da doch das Bürgertum zu einer reaktionären, egoistischen, ideallosen Klasse verkümmert ist?“ Damit öffnet sich für ihn der Weg zum Bauern- und Arbeitertum.

Zur sozialistischen Arbeiterbewegung, die sich von ihrem Budapester Zentrum aus anschiekt, den ungarischen Arbeiter zu organisieren, findet er schnell Kontakt. Er erkennt die letztlich kulturfeindliche Einstellung der nach nichts weiter als einem bequemen Leben trachtenden „úriemberek“ (Herrenleute) und setzt hinfort auf die Kulturfreundlichkeit des zu kühnem Denken noch fähigen Arbeiters.

Im Bezug auf das Bauerntum beunruhigt ihn vor allem das Problem, wie ein bäuerlicher Aufstand zu führen sei. Er ist kein romantischer Volksfreund, sondern — nachdem er sich als aktiver Vorbereiter

einer neuen ungarischen Revolution bekennt — ein gewissenhafter Sucher jenes Weges, auf dem diese Volksbewegung zum Sieg gelangen kann. Als im Komitat Békés dem Bauerntum in der Gestalt des „Bauernkönigs“ Andreas Achim endlich ein Führer ersteht, nimmt Ady mit ihm persönliche Beziehungen auf.

Achim, Begründer der Ungarischen Unabhängigen Sozialistischen Bauernpartei, wird 1905 Abgeordneter. Sein Programm ist kühn und klar: er fordert das geheime allgemeine Wahlrecht, die Auflösung des kirchlichen Großgrundbesitzes und jedes Großgrundbesitzes von über 10.000 Morgen Land, ferner durchgreifende administrative Reformen usw. Achim erhoffte sich eine Erneuerung der ungarischen führenden Klassen aus dem Bauerntum: er kämpfte für eine neue, universell gültige Rechtsordnung, die — auf die Feldarbeiter bauend und durch die überstaatliche Zusammenarbeit dieser Schichten — die Gefahr eines großen imperialistischen Krieges bannt. Er wurde umgebracht (14. Mai 1911).¹

Der Tod des Bauernkönigs ist ein Wendepunkt in der Geschichte der ungarländischen sozialistischen Bewegungen, war aber auch ein großes persönliches Unglück für den revolutionären Ady. Für ihn, den adeligen Menschen und tief patriotischen Ungarn, den bei der Lektüre von Byron und Nietzsche großgewordenen Individualisten, wäre die von einem Individuum, einem ungarisch fühlenden Bauern geleitete Revolution eine Bewegung gewesen, der er sich ohne innere Schädigung seines Wesens hätte anschließen können. Nun erst gelangt er in die charakteristische Klemme eines um Erneuerung „von Innen bittenden“, bewußten Menschen unserer Zeit.

Er artikuliert das so: „In diesem unglücklichen Land bekenne ich mich kühn und stolz zu den Menschen von zweierlei Überzeugungen“; und er führt aus: „Wir verlangen die vollständige Demokratie, . . . obwohl man uns schon im Voraus jede Lust dazu genommen. . . überall atmen wir Gottes Gegenwart. . . trotzdem sind wir gezwungen. . . daheim noch freidenkerische Vereine zu organisieren. . .“ „Man kann sich weder vorwärts noch zurück bewegen. Im Rücken brannte uns die Vergangenheit ab; vorne stehen unkultivierte, rohe Massen.“ So verweilt er einsam auf der „Ur-Scholle“ (Ős-Ugar) seiner Heimat: „Gott, Ich und der Ur-Fluch des Bauern.“

Adys „Dreifaltigkeit“. Gott ist diesem hartnäckigen, späten Suchenden entweder Alles oder bloß ein Traum. „Irgendwie muß es Ihn doch geben: auf dem Grund jeder Idee. Gott ist das Ich, Gott ist die Qual, der Plan, der Kuss — Alles ist Gott.“ Ebenso bezeichnend wie dieser verspätete, verstümmelte Pantheismus ist für den verwahrlosten, religiös fast ausschließlich zum Suchen verurteilten modernen Menschen diese andere Mitteilung Adys über seinen Gott: „Meine Bürde ist das schwere 'Ich-habe-nichts'; mein Weg: das große Nihil, das Nirgends; und mein Los — trotzdem —: das Weiterschreiten, und mein Traum: Gott“.

Nur selten noch ergreift ihn eine Stimmung wie jene, in der er Gottes Schritte in seiner Seele hört: „Ich fand Ihn, ich umarmte Ihn, und im Tode werden wir Eins.“ Meist entzieht sich ihm, dem Gottsuchenden, sein Gott. „Er ist Weibern gleich: anbeten läßt er sein herrlich Wesen, läuft jedoch davon, damit man Ihn ja nicht verstünde.“

Dann wieder zeigt diese Gottheit plötzlich, unerwartet, verblüffend auch eine Kehrseite: „Endlich erschien auf unserer Puszta Gottes heiliger Gesandter: Satan.“ Hier tun sich tiefe Einsichten auf — die dem Kenner des ungarisch-romantischen Weltbildes bekannt vorkommen. Der „Ur-Fluch des Bauern“, Satanas auf der ungarischen Scholle — das sind nur andere Namen für die dunkle Gottheit der Altungarn und Széchenyis, der anderen Romantiker und Madáchs Luzifer.

„In diesem verwaisten Land — sagt Ady — sind seit vielhundert Jahren die Götter böse.“ Die Größten von ihnen erschaut er bereits in seiner ersten Epoche. Am Anfang dieser mythologischen Reihe steht der „Sauköpfige Großherr“, wo man noch gewisse intellektuell — rationalistische Reste entdecken kann; ebenso verkörpert Adys zweite Schöpfung, „der gute Herzog Stille“, nicht nur den Mythos, sondern auch noch eine Art Allegorie. Unbezweifelbar göttliche Wesenheit ist erst der Ős-Kaján (ungefähr: der Ur-Boshaft-Grimme), eine Adysche Reinkarnation des Ármány der Romantik, des dunklen Gegengottes in der „Tragödie des Menschen“.

¹ D. Szabó: Az egész látóhatár (Der ganze Horizont). Budapest 1939. Bd. III, 323, 325. — Vgl. Molnár-Pamlényi-Székely, Magyarország története (Geschichte Ungarns). Budapest 1964, Bd. II, 223.

„Im königlichen Purpurmantel“ erscheint er beim „uralten Sonnenaufgang der Reime“ aus morgenländischer Richtung. Singend und seine Leier schlagend kommt er angeritten. Er setzt sich zum Dichter: säuft mit ihm, ringt mit ihm. Dann lacht er ihn aus und richtet ihn zugrunde. ¹

Eine so bedeutsame mythische Vision, wie die vom Ós-Kaján, hatte Ady kein zweites Mal, wenngleich die Präsenz eines dunklen Gottes frühester Ahnen in seiner Dichtung bis zuletzt spürbar bleibt.

Im Mittelpunkt seines Weltbildes steht freilich immer das eigene Ich als gewiß meist-verehrte Gottheit in Adys Religion, der „die göttliche Überlegenheit des Individuums ungarisch erlebte.“

Zu diesem Wort paßt jener bedeutungsvolle Satz, in dem seine Vision vom modernen Menschen und dessen kosmischer Stellung mit unheimlicher Wucht zum Ausdruck kommt: „Eine wahnsinnige Entwicklungspotenz wirkt in dem Menschen unserer Zeit, ein Unvorstellbares, das den heutigen Gottesbegriff um ein Beträchtliches übertrifft“. „Gott ist der Mensch, wenn er sich erkühnt, waghalsig zu wollen und es wagt, auf Leben und Tod zu spielen.“

Aus dieser Perspektive gelangt er erst zum Schlechthin-Ungarischen, erlebt es nun als „die Summe von tausend Leben“, die „aus fernen Weiten kommen und nach fernen Weiten ziehen“; erlebt „einen ewig-ungarischen, nie unterbrochenen Freiheitskampf“, der in seinem Wesen als die Gestalt eines „Ur-Gegenwärtigen galoppiert“ — in Form einer „sich in das gegenwärtige Sein immer wieder zurückzwängenden Hunnenlegende.“

Hunnenschlacht und Sozialismus. Denn ganz bewußt durchlebt Ady den Csaba-Mythos, er identifiziert sich sogar weitgehend mit dem aus der Todeslandschaft zurückerwarteten Attila-Sohn.

Schon 1908 erblickt er „rote Zeichen“ auf der mythischen Heerstraße des Himmels. Er sieht sie wieder bevölkert: „Wunder geschah! sie sank zur Erde nieder!“

Nun naht ein Volk auf dieser Heerstraße. Das Volk Csabas? *Das Volk*. „Dies Land gehört uns. Nun bauen wir hier. Ein Jahrtausend hindurch wühlte Ihr da. Ihr hattet gewühlt — nun ist es genug.“ Der so spricht, ist „der friedlose Koppány, ² hunnischer Teufel Sohn“, „ein Abtrünniger aus Álmos' Geblüt ³, den eine nach Iran reichende, skythische Menge zum Scheiterhaufen drängt.“

Was aber 1908 vorerst tastende Suche war: ein Versuch, sozialistische Inhalte mit der Csaba-Überlieferung zu kombinieren, wird 1912 machtvolle Einheit: Mythe und Aufstand in dem Gedicht „Csabas neues Volk“. Im tiefsten Dickicht der tiefsten Wälder — in der Vergangenheit — schief verstreut, in Ohnmacht, das Heer. Aber endlich „schlug die Stunde“.

Die Vision der einerschreitenden, auferstandenen „Hunnen“ schwebt mächtig herauf: „in ihrer Seele klingt fiebernd die neue Csaba-Legende“. „Wir haben die Ahnen gefunden.“ Jene, die während tausend Jahren in Ungarn „für das Neue, das Menschliche“ starben, kommen jetzt als „die Ritter des Ungarngottes“ wieder. Die Träume weichen, es naht das große Gericht: „Gott gebe uns die selbe Rache, die er Csaba zum Erbe gab.“ Die großen, den nahenden Aufstand begrüßenden Lieder von 1913 — „Wir rennen in die Revolution“ und „Auf nun, junge Schar des Fiebers!“ — sind wohl die Stimmen von Csabas neuerwachtem Heere.

1914 brachte dann – statt Befreiung der Völker und Erneuerung des Ungarntums — das „große Scheusal“: den ersten Weltkrieg, der jene menscheitswürdige, große Revolution, auf die noch Ady wartete, für immer ins Reich der unverwirklichten Träume verwies.

¹ Ady weiß, daß der Ós-Kaján eine apollinische Gestalt ist: es steht im Gedicht. Er weiß es schon Jahrzehnte ehe man den boshaft-grimmig lächelnden etruskischen Apollo von Veji entdeckt; dreißig Jahre, bevor K. Kerényi die finsternen, boshaft grausamen Seiten dieses Apollo dem wissenschaftlichen Denken zugänglich gemacht hat (Vgl. K. Kerényi: Apollons. 1. Aufl. Wien-Amsterdam-Leipzig, 1937. 37-58. 3. Aufl. Düsseldorf 1953, 33-50); ein halbes Jahrhundert, bevor es uns gelang, die Apollogestalt mit ihrer so widerspruchsbeladenen, mythischen Atmosphäre in der Kultur-Urschicht mit den Ungarn, sprachverwandter Ugrivölker aufzuzeigen (M. de Ferdinandy: Studien zu den Quellen der ugrischen Mythologie, in: „Ural-Altäische Jahrb.“, XXVIII, 1956, Heft 1-2, 18-34. Derselbe: En torno al pensar mítico, Berlin 1961, 19-87. Ausführlich wurde der Ós-Kaján in meinem El tema del dualismo, etc. siehe in Fußnote unserer Buchseite 124; 54-59 besprochen.)

² Heidnischer Widersacher Stephans des Hl.

³ Stammvater des Arpadenhauses.

„**Sollst beben, Erde!**“. Am 5. Oktober 1908 beging die Außenpolitik der Monarchie einen nie wiedergutzumachenden Fehler: sie annektierte die 1878 besetzten Provinzen Bosnien und Herzegowina. Dadurch lieferte sie jeder Anklage Stoff, die sie vor der Weltöffentlichkeit imperialistischer Aspirationen bezichtigen wollte; reizte ohne Anlaß und Grund sämtliche Großmächte und raubte den Südslawen die Hoffnung auf einen späteren friedlichen Zusammenschluß.

Der jüngere Andrassy — damals Minister des Inneren — erklärte „Die Annexion ist eine jede rechtliche Grundlage entbehrende Gewalttat der Türkei gegenüber.“ Indes: das Reichsaußenministerium nahm in der Annexionsfrage mit der ungarischen Regierung überhaupt keine Fühlung auf und benachrichtigte die Großmächte von der vollzogenen Tat auf eigene Faust .

Am 1. März 1909 spricht Tisza nach langen Jahren zum ersten Mal wieder im Herrenhaus. Er bejaht die Annexion. Dies beweist , daß er die damals schon sehr verzwickte Balkanproblematik überhaupt nicht begriff, und 1914 wird er seine diesbezügliche „dicke Unwissenheit“ selbst bekennen. Jetzt ist er noch nicht so weit; wohl aber fühlt er seine Zeit gekommen: nach dem vollständigen Scheitern der Regierung der '48er geht aus den Wahlen wieder ein Abgeordnetenhaus liberaler Mehrheit hervor. Sie nennt sich Partei der Nationalen Arbeit. Die Opposition — größtenteils noch immer '48er, bei freilich schon mählichem Hinübergleiten zur sozialistisch-linksorientierten Seite ¹ — setzt zunächst ihre Obstruktionspolitik fort, um die Arbeit der Regierung zu lähmen.

Da übernimmt Tisza erneut die Leitung. Als Präsident des Abgeordnetenhauses läßt er am 4. Juni 1912 die Wehrgesetz-Vorlage endlich Gesetz werden. Dabei werden jedoch die äußeren Formen der Verfassung verletzt. Im aufgewählten Abgeordnetenhaus läßt sich nur noch durch die Gegenwart der Polizei im Sitzungssaal die Ordnung aufrechterhalten. Man spricht von „polnischen Verhältnissen“, von einem „polnischen Reichstag“.

Tatsächlich ist die Rechtsordnung der parlamentarischen Verfassung zerstört, das Leben der Parteien zerrissen, die öffentliche Meinung gereizt, das Verhältnis zu Österreich und der Krone vergiftet. Die Minderheiten warten sprungbereit auf die ersten Zeichen der Auflösung. Knapp zwei Jahre nur sind es bis zum Ausbruch des Krieges.

Am 10. Juli 1913 wird Tisza wieder Ministerpräsident, und diesmal beherrscht er die innenpolitische Lage. Nun läßt der Dichter seinem Haß freien Lauf. Tisza ist für ihn der Hemmschuh der Entwicklung, das Symbol der antisozialen „Herrenwirtschaft“, die sein Land an den Rand des Abgrundes brachte. Das Tisza gewidmete Gedicht „Sollst beben, Erde!“ ist nichts als Fluch und drohende Weissagung. Tisza ist nun für Ady „eine aufhetzende, neue, männliche Elisabeth Báthory“. Von ihr hatte es geheißt, daß sie im Blut ihrer Bauernmädchen badete, um ewig schön zu bleiben. . . ²

Im Anfangsgedicht des selben Bandes äußert sich Ady noch deutlicher und ungebärdiger gegen Tisza: „Umbringen sogar könnte ich diesen linkischen, falschen Palatin!“ Damit wird die Idee der Ermordung Tizas — fünf Jahre vor dessen tatsächlich gewaltsamem Ende — im Gedicht seines Widersachers zum ersten Mal ausgesprochen. Schon im gleichen Jahr, da das Gedicht erscheint, wird auf Tisza im Parlament geschossen. Das Attentat mißlingt.

Derjenige, der in diesem Jahr fällt und durch seinen Fall die ganze Zerstörungsmaschinerie in Gang setzt, ist Tizas anderer Widersacher — auf der Ady diametral entgegengesetzten Seite des sozialpolitischen Aufbaus: es ist der Thronfolger Franz Ferdinand.

Im Weltkrieg. Tizas Kampf im Minister- und Kronrat gegen den Weltkrieg ist weithin bekannt. In seinem Vortrag vor dem alten König am 8. Juli 1914 sagte er wörtlich: „Ein . . . Angriff auf Serbien würde. . . die Intervention Rußlands und somit den Weltkrieg heraufbeschwören. . . Einer Aktion, welche den Krieg unter solchen Konstellationen provoziert, könnte ich um so weniger beipflichten, als wir gerade jetzt den langersehnten vollen Erfolg in Berlin auch im Hinblick darauf erzielt haben, daß einer konsequenten, aktiv Erfolg versprechenden Politik auf dem Balkan kein Hindernis mehr in den Weg gestellt wird, und wir gerade jetzt die Mittel in Händen haben, um maßgeblichen Einfluß auf die Entwicklung auf dem Balkan zu nehmen und eine uns günstigere Konstellation dortselbst herbeizu-

¹ Graf Michael Károlyi, Präsident der ersten ung. Republik, war z.B. ursprünglich ein „48er“.

² Elisabeth Báthory († 1614) war eine Nichte des Polenkönigs Stephan Báthory.

führen... So vermag ich nach peinlich gewissenhafter Überlegung die Verantwortung für die in Vorschlag gebrachte militärische Aktion gegen Serbien nicht mitzutragen.“

Gleichentags führte er im Parlament eine Diskussion mit Andrassy, der seine Aufmerksamkeit auf die bedrohlichen Verhältnisse in Bosnien lenken will: „Die südslawische Idee breitet sich aus“. Tisza antwortet — zehn Tage nach der Ermordung des Kronprinzen! — : „Die Zugehörigkeit Bosniens zur Monarchie ist nicht bedroht.“

Also glaubt er wirklich, daß „wir gerade jetzt die Mittel in die Hände bekommen haben, einen maßgeblichen Einfluß auf die Entwicklung auf dem Balkan auszuüben.“ Andrassy argumentiert verzweifelt: „Tisza irrt sich . . . Die südslawische Propaganda ist eine ernstzunehmende Kraft, die nicht zu beachten Leichtsinn, Sünde ist. Wir brauchen eine Politik großer Konzeption, wenn wir der Katastrophe ausweichen wollen.“ Es ist zu spät. Binnen Monatsfrist steht Europa in Flammen.

Für Ady ist der Ausbruch des Krieges der endgültige Zusammenbruch all seiner Hoffnungen: der nationalen wie der humanuniversellen. „Nie war der Mensch kleiner, als in jener Nacht“ — heißt es in dem ergreifenden, großen Gedicht, worin er der kosmischen Dämonenbesessenheit, die in den Tagen des Kriegsausbruchs herrschte, ein unvergleichliches Denkmal gesetzt hat.

Seine Lyrik wird nun Ausdruck finsterster Desolation: „Ein wütender Engel trommelte den Marsch für diese traurige Erde. . .“ Früher beklagte er es, nun freut er sich darüber, daß er kinderlos, also nicht nur in einem symbolischen Sinn, sondern tatsächlich ein „Letzter Ungar“ ist: „Ich lasse keine Kinder auf dieser Stätte von Verfall und Zerstörung zurück.“ „Jedes Werdende brach zusammen.“

Auf den Schlachtfeldern werden indessen große Siege errungen, auch große Niederlagen sind zu verzeichnen: das kleine Volk der Ungarn steht am Grabe von Hunderttausenden ausgezeichneter Jünglinge, gefallen in einem Kampf, in dem die Nation nichts zu gewinnen, aber alles zu verlieren hatte, und in den das Volk entgegen seinen vitalsten Interessen hineingezwungen worden war.

Tisza und die Auflösung des Reiches der heiligen Krone. Ende 1916 stirbt Franz Joseph. Karl IV. besteigt den Thron. Tisza erzwingt für sich die Andrassy-Rolle: wie einst der „große Glückliche“, Julius Andrassy, krönt jetzt er, der „große Unglückliche“, Ungarns letzten König mit der heiligen Krone. Dieser — ein schwacher, unsteter junger Mann zwar guten Willens, doch ohne die Charakterzüge eines königlichen Menschen — hält die drückende Gegenwart dieses felsenschweren, dunklen Ungarn nicht lange aus. Im Juni 1917 entläßt er ihn. Tisza — damals 56jährig — meldet sich sofort zum aktiven Dienst und geht an die Front.

Dort, auf dem Schlachtfeld von Italien, erreicht ihn der Hilferuf des Königs am 5. September 1918. Karl betraut ihn mit einer Reise nach Agram und Sarajewo, um die südslawische Frage zu lösen. Tisza schwebt noch der Gedanke vor, Bosnien ganz an die ungarische Krone zu binden. Er nimmt sogar das neue Wappen in seinem Portefeuille mit.

Das heißt: der größte, nüchternste, charakterlich gewiß hervorragendste Ungar dieser Zeit ist noch in den letzten Kriegsmonaten dermaßen von der „archetypischen Verblendung“ seiner Ahnen und Klasse besessen, daß er — so als gäbe es seit etwa hundert Jahren gar keine südslawische Frage — das bosnische Problem durch eine Lösung im Sinne der Arpaden und der Anjou glaubt ad acta legen zu können! Mit dieser Idee im Kopf reist er durch Kroatien, Dalmatien und Bosnien; am 20. September trifft er in Sarajewo ein.

Er hat während seiner Reise mit etwa hundert Vertretern der Südslawen gesprochen. Unter ihnen befand sich kein einziger, der eine Zusammenarbeit der Südslawen mit der Monarchie, geschweige denn mit dem Reich der Stephanskronen, noch für möglich gehalten hätte. Nachdem er das eingesehen und begriffen hat, fragt er in Sarajewo seine Umgebung — wie ein Erwachender: „Wie ist denn das alles nur gekommen?“

Im Oktober bricht die Monarchie zusammen. Damit scheidet auch jeder Versuch einer Rettung Ungarns. Schon am 25. September hatte der französische General Franchet d'Espèrey die bulgarische Front durchbrochen. Nun ist der Krieg auch militärisch für Ungarn verloren. Die Gasse von Budapest

befindet sich in hellem Aufruhr. Tiszas Villa in Pesth wird bewacht. Am 16. Oktober schießt man auf ihn auf offener Straße.

Am nächsten Tag erscheint jenes Manifest des Kaisers, das ein föderatives Österreich proklamiert. Tisza spricht im Parlament. Er zieht die Schlüsse. Die Doppelmonarchie existiert nicht mehr. Der Dualismus ist vorbei. Die neue Lage erlaubt Ungarn höchstens eine Personalunion mit der neuen österreichischen Föderation. Damit gibt er den Grundgedanken von Andrassy und Franz Joseph auf: die Idee, die bislang sein ganzes Leben erfüllt hatte. Die innere Polarität seines Wesens, und mit ihr Ungarns Struktur, ist zerstört: wie im Falle der großen Romantiker siegt auch Tiszas Dämon, der dunkle Gott seiner Rasse, über den Verteidiger von Ordnung und Gleichgewicht, über den lichten Schutzgeist; — mit dem Unterschied jedoch, daß es für Tisza in dieser Tiefe im Gegensatz zu Széchenyi keinen Hoffnungsstrahl mehr gibt.

Noch einmal schlägt seine mächtige Faust zu; der Schlag kennzeichnet den Zuschlagenden. Er besitzt den Mut, in jener schwankenden, gefährlichen Stimmung der Oktobertage ins Parlament hineinzurufen: „Wir haben den Krieg verloren!“

Das brüchige Gleichgewicht erträgt diesen Schlag nicht mehr. Umsonst drängen Tiszas Freunde auf die Rücknahme seiner Worte. Er hatte es gesprochen und es entsprach der Wahrheit. Er nimmt nichts zurück. Er verläßt auch die Hauptstadt nicht, obwohl er weiß, daß die von den Fronten zurückströmenden, aufgehetzten Soldaten in ihm den Sündenbock für all ihre Leiden und Plagen, für den ganzen Zusammenbruch sehen.

Ihnen fällt er zum Opfer am 31. Oktober, jenem Tag, an dem in Budapest die meuternde Flut überhand nimmt, das Stephansreich zu existieren aufhört und der letzte König — übereilt und unüberlegt — jeder Teilnahme an der Führung der Staatsgeschäfte entsagt, d.h. einer Lage, deren Gefahren und Aufgaben er sich nicht gewachsen fühlt, entflieht.

„Es ist selbstüchtig, wenn auch grauenvoll: mit vollem Einverständnis den Zerfall meiner Rasse in mir selbst zu erleben.“ Das hätte Tisza wohl sagen können; es war jedoch Ady, der es aussprach.

„**An der Spitze der Toten**“. Ady fand in den Wochen des Zusammenbruches zu seiner „hunnischen, neuen Legende“ — noch ein letztes Mal zu Csaba — zurück: in dem Gedicht „An der Spitze der Toten“.

Die Hunnenschlacht ist verloren, die Hunnen sind aus dem Leben und aus der Geschichte gestoßen. Der neue Csaba findet sie erst jetzt. Sie sind nicht mehr das Volk künftiger Revolution, sondern die Gefallenen eines sinnlosen Kampfes. Ihre Erscheinung ist die von Geistern: denn aus Gräbern sind sie heraufgestiegen.

Csaba grüßt diese seine Schar: „Welch schöne, geisterhafte Welt! / Wie gut für mich, wie schön für mich: / nun habe das Kommando ich / im Heerlager der wahrhaft Bleichen. . .“ Von einer Rückkehr Csabas, von einem siegreichen Aufmarsch seines Volkes oder gar von Rache ist keine Rede mehr. Von weitem wird noch dem Leben zugewinkt.

Der Geisterfürst dieser Gespensterschar ist auch sich selbst immer gespenstischer: „Leben wir? Nein, — wir leben nicht. Wir sind eines Quidam böser Traum. Wir sind eine Schar irrender Lichter.“ Und er sieht noch zu, wie „Hadúr sein Volk zerstreut: strengere Götter verfahren so.“

Selbst seine Toten bleiben ihm nicht: dieser Csaba — der Letzte, der Traurigste von Allen seiner Art — bleibt allein.

Blindes Getrappel wird vernehmbar
Verirrten Reiters aus alter Zeit.
Versunkener Wälder, verdampfter Ursümpfe
Gekettete Seelen schrecken auf.

Das Gedicht vom „verirrten Reiter“ (Az eltévedt lovas), letzte Metamorphose des „Letzten Ungarn“,

ist der Tiefpunkt sondergleichen. Die Katastrophe hat sich ereignet und war total in ihrer Trostlosigkeit, Aussichtslosigkeit. Die Katharsis blieb aus.

Irgendwo verloren wir den Weg,
Die Burg, das Feuer, den Glauben.
Irgendwann haben wir uns vertan.

Jetzt kämpfen wir, Mut heuchelnd, lustlos.

Alt-Ungarns Ende. 1918 wurde nicht deswegen zu einer Katastrophe, weil durch den verlorenen ersten Weltkrieg Österreich-Ungarn, „dieser kleine Kosmos, das ungewollte Vorbild eines vereinten Europa“, unterging. Das Habsburgerreich, veraltet und voller Probleme, die kaum mehr zu lösen waren, mußte so oder so einer Neuordnung Europas zum Opfer fallen.

Zweifellos war es „ein kulturell hochwertiges Gebilde, das romanische Sprachen — wie Italienisch und Rumänisch — mit slawischen — wie Polnisch, Tschechisch, Slowakisch, Ukrainisch, Kroatisch — und außerdem das Ungarische mit dem Deutschen vereinigte. . .“ (K. Kerényi).

Ohne Zweifel war es auch eine Stütze, das Zünglein an der Waage des europäischen Gleichgewichts. Bei der Neuordnung Europas nach dem I. Weltkrieg wurde vergessen, daß man in jener Mitte Europas — wo sich keine große nationale Einheit herausbilden konnte, wo aber Germanisches und Slawisches aneinander grenzen — wenn schon keine Großmacht, so doch einen mächtigen Pufferstaat brauchen würde, um die germanische und die slawische Großmacht auseinanderzuhalten.

Wie bei einem Schulbeispiel zeigten sich die Folgen des Ausfalls der Doppelmonarchie sofort. Zuerst besetzte Hitler mit beschämender Leichtigkeit nacheinander die ehemaligen Territorien der Monarchie und benutzte sie für seine Zwecke, und nach ihm tat Stalin das gleiche. Bezeichnenderweise ist seither von einem europäischen Gleichgewicht nicht mehr die Rede. [1971.]

Zu einer Katastrophe wurde 1918 auch nicht nur wegen der Zertrümmerung der Integrität des Ungarnreiches. Natürlich war es ein kaum zu verwindender Schlag, daß Ungarn zwei Drittel seines nationalen Territoriums, 65 % seiner Bevölkerung mit 3.333.000 Ungarn verlor. Das sogenannte Rumpf-Ungarn erholte sich aber von diesem Verlust mit überraschender Schnelligkeit: ein eindrucksvolles Zeugnis seiner Lebenskraft .

Eine Katastrophe wurde 1918 erst durch den Mißbrauch einer Hoffnung. Die hervorragendsten Geister Ungarns hatten gehofft, daß ihr Volk sich um den hohen Preis des Verlustes seiner Großmachtstellung, seiner territorialen Integrität, eines Großteils seiner kernungarischen Bevölkerung — von den ökonomisch-materiellen Einbußen gar nicht zu reden — , innere menschliche Befreiung und die soziale sowie geistige Erneuerung erkaufen würde.

1918 konzentrieren sich die Hoffnungen auf die Errichtung einer wirklichen „Volksrepublik“, einer wahren res publica des ungarischen Volkes, welche die fälligen Reformen — gleich ob auf revolutionärem oder evolutionärem Weg — hätte verwirklichen sollen. Statt dessen übergab das Haupt der neuen Republik, Michael Károlyi, dekadenter Sproß eines alten Grafengeschlechts, nachdem seine Regierung das Land außen- wie innenpolitisch an den Rand des völligen Ruins gebracht hatte, die Macht den Vertretern des Kommunismus, obwohl dieser im ungarischen Volk keine Wurzeln besaß. So kam 1919 die erste Phase eines ungarländischen Kommunismus zustande, der das Land zwar vollends in den politischen und wirtschaftlichen Abgrund stürzte, die fälligen sozialen Probleme aber auch nicht zu lösen vermochte. Mehr noch: der Versuch, dieses große Werk in die Wege zu leiten, wurde im Zeichen des Kommunismus überhaupt nicht unternommen. Sinnlosigkeit und Ohnmacht kulminierten in dem Bestreben, das noch Bestehende zugrunde zu richten; das, was mit vielen Fehlern und Problemen beladen, immerhin vorhanden war, wirkte, lebte und schuf.

Nachdem schließlich selbst die siegreichen Mächte Westeuropas einsahen, daß der Kommunismus nicht nur für Ungarn eine Gefahr war, sondern dieser von Budapest aus auch das übrige Mitteleuropa anstecken könnte, stürzten sie ihn mit Hilfe rumänischer Truppen. Die in Szeged formierte ungarische

Gegenrevolution bekam das Land und die Hauptstadt erst dann in ihre Hand, nachdem die Entente die Rumänen hinauskommandiert hatte und ihr den Einzug gestattete.

Diese Gegenrevolution war in ihrer personellen Zusammensetzung und in der Einstellung dieser Personen nicht nur Nachfolgerin des alten sichtbaren Ungarn, sondern dessen Verkörperung selbst. Allerdings sollte man auch ihre Verdienste hinsichtlich der Konsolidierung des Landes nicht vergessen. Freilich führte sie in Klein-Ungarn die Ordnung der alten Monarchie wieder ein — im Rahmen der bescheidenen Möglichkeiten des kleinen Landes. Die einstige Gesellschaft samt der Lebensart der alten Monarchie wurde restauriert.

Dieser Versuch, bei dem die Großmachtstellung, der Reichtum und das Ansehen der alten Monarchie fehlten, konnte lediglich die Nachteile der Monarchie wieder aufleben lassen, ihre Vorzüge nicht. So vegetierte diese Gesellschaft in scheinbar ausgeglichenen Formen noch 24 Jahre lang weiter, ohne daß die sozialen Probleme gelöst worden wären — nur das Nationalitätenproblem war entfallen —, bis der Zusammenbruch nach dem Zweiten Weltkrieg auch ihre Scheinwelt untergehen ließ.

„**Gruß dem Sieger**“. Daß es so kommen mußte: daß nach 1920 im sogenannten Rumpf-Ungarn die veralteten Strukturen der Vorkriegsgesellschaft — die von Ady gezeißelten „reaktionären, egoistischen, ideallosen Klassen“ — noch eine letzte Restauration erlebten, ist keine ausschließlich ungarische Schuld. Das veraltete Bürgertum blieb ja auch in den Sieger-Ländern am Ruder, obwohl es durch das Hineinhetzen seiner Völker in einen Krieg früher unbekanntem Ausmasses nicht weniger Schuld auf sich geladen hatte als die führenden Gesellschaftsschichten der besiegten Länder.

Der erste Weltkrieg war ein antihistorisches, ja sinnwidriges Unterfangen: für Europa bedeutete er keine Neugeburt, und für Ungarn keine Erhöhung des für fremde Ziele sinnlos zur Schlachtbank gezerzten Volkes.

Den Einzug des Siegers in die Hauptstadt seiner gedemütigten Heimat erlebte der Dichter nicht mehr; doch ein bitteres Gedicht mit dem Titel „Dem Sieger zum Gruß“ besitzen wir noch aus seiner Feder. Es ist wahrhaftig der Schwanengesang Alt-Ungarns:

Trauriges Volk unter einem Unstern sind die Ungarn.
Es lebte im Aufruhr, da brachten uns
Zur Linderung Krieg und Grauen
Die noch im Grab verfluchten Schurken.

Dampf brausen unsere Kasernen,
An Blut, oh wie viel Blut erinnernd,
Oh grauenhaft trauernde Gräfte,
Totengerüste vor euch, Totengerüste.

Wir waren die Narren der Welt,
Verbrauchte arme Ungarn.
Und nun möget ihr kommen, Siegreiche:
Heil dem Sieger. (Eigentlich „Gruß dem Sieger“).

Üdvözlet a győzőnek; 1918.

Appendix

Dieser Text soll ein Epilog sein: der Leser, der das Buch zu Ende gelesen hat, kennt die Tatsachen bereits; die Deutung im Epilog möge ihn zum letzten Verständnis der Zusammenhänge führen. Die folgenden tabellarischen Seiten wollen die Übersicht des ganzen Fragenkomplexes erleichtern.

Durch Phänomene von „verblüffender Ähnlichkeit“ geleitet, gelangen wir zum Begriff der Analogie. Wann ist Analogie echt? Versuchen wir sie an Phänomenen der ungarischen Geschichte, zunächst von 1490-1526 ./ 1889-1918:

Die 36 Jahre von Matthias zu Mohács, 1490-1526

Erschlaffung der zentralen Gewalt.....
 Militärische und außenpolitische Ohnmacht.....

Parlamente: Tummelplätze; völlige Autarkie als
 Ziel der „Höfischen Partei“: *andere* Wege der
 Leiter der hohen Politik des Landes.....

Außenpolitische Lage: Türkei und Habsburg wollen
 Ungarn nehmen.....

Antwort auf die Bedrohung: der „Entschluß von
 Rákos“, 1505 (freie Königswahl).....

Gesetzgebung nimmt den Bauern die Freizügig-
 keit; Versklavung der Massen.....

Leere Rhetorik, Illusionen.....
 Werböczy: Gestalt und Rolle.....

Werböczy am Ruder; sein Scheitern.....

Diskrepanz zwischen den Wünschen der Nation und
 seiner Leiter.....

30 Endjahre der Öster.-Ung. Monarchie, 1889-1918

Erschlaffung der zentralen Gewalt
 Zerklüftung der militärischen Macht durch österreich-
 ungarische Gegensätze; Verminderung des außenpoliti-
 schen Ansehens der Monarchie

Parlamente: Obstruktion; Unabhängigkeitspartei
 gewinnt Oberhand. Die wirklichen Lenker der Politik
 der Doppelmonarchie gehen andere Wege

Außenpolitische Lage: Anlehnung an Deutschland, -
 panslawistische Gefahr.

Antwort der „politischen“ Nation: große Mehrheit der
 „Unabhängigkeitspartei“; Loslösungsbestrebungen von
 Österreich

Unverständnis der regierenden Klassen im Hinblick
 auf die soziale Lage von Bauern und Proletariern;
 Verarmung und Flucht des Bauern nach Amerika.

Leere Rhetorik, Illusionen.

Die Werböczy-Mythe: Nachahmung seiner vermeint-
 lichen Rolle

Die „Unabhängigkeitspartei“ am Ruder; ihr völliges
 Versagen.

Diskrepanz zwischen den Wünschen der Nation und
 den Zielen der Lenker der Doppelmonarchie.

Das sogen. „staatsrechtlich-politische Denken“ gewinnt Oberhand. Versuch einer Deutung: 1) „Die archetypische Verblendung“ (Vgl. ihr Entstehen); 2) „Die mytische Identifikation (Vgl. Beispiele wie Pythagoras, Napoleon). — Anwendung der Begriffe auf die ungarische Entwicklung, 1889 — 1978: Die „Werböczy-Reinkarnation“ dieser Epoche. Der Dichter Ady zeigt die Schädlichkeit des Werböczy-Kultes für die gesamte Nation auf. Auch der Historiker Szeffü kämpft gegen die Werböczy-Mythe an. (Szeffüs Gegensatzpaar als Versuch der Deutung dieser Epoche: der Dichter Ady und Graf Tisza.) Szeffüs „Verblendung“: sein Festhalten an Tisza, statt Anerkennung der prophetischen Rolle Adys. Grenzen von Szeffüs Einsicht: Fehler in seiner Werböczy-Deutung. Die Fehler sind erklärlich aus seiner eigenen Epoche und deren Einstellung: das „Königreich ohne König“ der Horthy-Zeit. — Hier, 1919-1944/5, wird die Analogie mit dem 16. Jh. weiter-
 versucht:

Deutung der Horthy-Zeit 1919-45

Die Zeitspanne 1919-1945 (26 Jahre).....
 1918-20: Einsturz der älteren politischen Struktur.
 Teilung des Landes.....
 Fremde Mächte bestimmen über Ungarns Geschick

Die alten Lebensformen vegetieren indessen so nach 1918 wie nach 1526 weiter.

Wahl eines Reichsverwesers: Horthy.....
 1938-40: Wiedervereinigung Nordungarns und
 Nordsiebenbürgens mit Ungarn.....
 1944: endgültiger Verlust derselben.....

1944-45: Sturz des Reichsverwesers; Endgültiger
 Verlust von Hauptstadt und Land.....
 Nicht de jure, aber de facto erlischt Ungarns Exi-
 stenz als souveräner Staat.....

Horthy: ein Mann des ancien regimes; Ober-
 befehlshaber der österreich-ungarisches Seemacht.
 Das „staatsrechtliche Provisorium“:

Es wird in beiden Fällen nach dem Hunyadi-Beispiel gehandelt.

Spätere Erweiterung der Rechte des Reichsverwesers
 und Festigung seiner Macht; die „Dynastie Horthy“.
 Adel: die „Kamarilla“ hinter Horthy; diese Gesell-
 schaft entfernt sich in zunehmenden Maße von der
 ungarischen Wirklichkeit.....

im Spiegel der Zápolya-Zeit 1526-52

Die Zeitspanne 1526-1552 (26 Jahre)
 1526: Einsturz der älteren politischen Struktur
 Teilung des Landes

Habsburg und Türkei bemächtigen sich Ungarns

Wahl eines nationalen Königs: Zápolya

1538: der Vertrag von Großwardein sieht die
 Wiedervereinigung des Reiches vor.

1540/41: Zerfall des Landes in Ost und West unter
 Zápolya und Habsburg; die Mitte des landes gelangt in
 die Macht des Türken.

Endgültiger Verlust der Hauptstadt.

Nicht de jure, aber de facto hört Ungarn auf, als
 souveräner Staat zu existieren.

Zápolya: ein Mann des ancien regimes; Woiwode von
 Siebenbürgen.

Das nationale Wahlkönigtum:

Erbkönigtum der Zápolya: Festigung ihrer Macht
 über Siebenbürgen; die Dynastie Zápolya
 Adel: die „Verwandschaft“ des Zápolya; diese
 Gesellschaft vertritt immer weniger die Interessen
 von Land und Volk.

Grenzen unserer Analogie:

Zerfall der führenden Schicht der Horthy-Zeit..... „In-Form“-Bleiben des Adels während der ganzen Türken-Zeit

Letzte Beispiele der geschichtlichen Vollwertigkeit des ungarischen Adels vor seinem Zerfall: 1867 „Ausgleich“; 1920 das „staatsrechtliche Provisorium“. Der Adelige verhält sich nicht mehr als solcher; der Mythos vom adeligen Menschen verflüchtigt sich: Ende des Adels. Konsequenz: Zerfall und Ende der ganzen älteren ungarischen Geschichte, die von einem Adel getragen war.

Zu den Ausdrücken wie „antisozial“ und „engstirnig“ sei präzisierend angemerkt: 1) Engstirnigen Egoismus bewies der Adel, als er dem Bauerntum die Möglichkeit einer sozial-ökonomisch fortschrittlichen Entwicklung nahm, blind verkennend, daß dessen Wohlstand – die Basis der ganzen nationalen Wirtschaft – auch den Wohlstand des Adels heben, hingegen ein sinnlos ausgebeutetes, jeder wirtschaftlichen Initiative beraubtes Bauerntum sowohl das ökonomische wie kulturelle Herabsinken des Adels herbeiführen würde. Tatsächlich beginnt ein neuer Aufstieg selbst für den Adel erst mit den zugunsten der Bauern eingeleiteten Reformen Maria Theresias. – 2) Antisoziale Gesetzgebung: das Bauerntum, dem die Gesetzgebung der Jagiello-Zeit – nach 1490 – die Zugeständnisse des Matthias Corvinus nacheinander genommen hatte, erhob sich 1514 endlich gegen seine Herren. Blutig wurde die alte Ordnung der Dinge vom Königskandidaten des Kleinadels, Johannes Zápolya, wiederhergestellt. Der Reichstag vollendete nun die Versklavung des Bauern, indem er ihm seine letzte Chance nahm, nämlich mit Hilfe der Freizügigkeit seine Lebensumstände zu bessern. Werböczy – selber an der Formulierung des Gesetzes beteiligt – fügte das Verbot ins Tripartitum ein, das bis 1848 als Kanon des ungarischen Rechts galt. Dadurch perpetuierte sich die neue, im Vergleich zum Mittelalter sehr ungünstige, aussichtslose Lage des ungarischen Bauern.

1. Trianon-Ungarn

War auch die soziale Ordnung österreich-Ungarns eine altertümlich-aristokratische, so fehlten in ihr dennoch nicht die dieser Ordnung entgegengesetzten Kräfte. Merkwürdigerweise wollte die führende Schicht die Existenz der Arbeiterklasse gar nicht zur Kenntnis nehmen, obgleich es in dem verglichen mit Österreich viel weniger industrialisierten Ungarn 1918 mindestens eine halbe Million Arbeiter gab — größtenteils schon von der Sozialdemokratie organisiert. Denn sozialistische Bewegungen sind schon lange vor 1895 in Ungarn sichtbar!

Ohne Rücksicht auf die wirklichen Nöte und nach Lösung schreienden Fragen seiner Tiefen ging jedoch das Ungarn des Ausgleichszeitalters beharrlich seinen fatalen Weg weiter, trat in den Weltkrieg ein, in dem es — wie bereits gezeigt — nichts zu gewinnen, aber alles zu verlieren hatte, und endete in der Katastrophe von 1918.

Das nationale Programm erschöpfte sich in der Idee der Restitution. Nikolaus v. Horthy, der oberste Befehlshaber der österreichisch-ungarischen Flotte im I. Weltkrieg, hernach der militärische Leiter der Gegenrevolution von Szeged, restituierte mit seinen Anhängern die Monarchie — dergestalt, daß sie mit Horthys Wahl zum Reichsverweser auf die Institution des gubernator Regni des 15. Jahrhunderts zurückgriffen, während die sogen. „geschichtlichen Klassen“ (die oberen Schichten der Gesellschaft, die Horthys Regierung trugen, Bürgertum und Großbauertum miteinbegriffen) Nutznießer des Weitergedeihens der ökonomischen und sozialen Struktur der alten Monarchie blieben. Diese Gesellschaft wollte "Groß-Ungarn", das Land "von den Karpaten bis zum Adriatischen Meer" wiederherstellen, ungedenken des von ihren eigenen Anführern ratifizierten Friedensdiktats von Trianon, demzufolge die bei Kriegsende gezogenen „Demarkationslinien“ die neuen Landesgrenzen darstellten, wodurch die definitive Desintegration des ehemaligen Stephansreiches Tatsache geworden war.

In den 20er Jahren zeigte sich — von zahlenmäßig geringen Fraktionen abgesehen — das gesamte Land einig in der Anerkennung des Restitutionsgedankens als dem einzigen norm- und formgebenden Faktor. Diesem gegenüber bildete sich nie eine organisierte Opposition heraus. Im Gegenteil: alle erstrebten für sich in wohlherzogenem Opportunismus eine möglichst bequeme Position in dem von den führenden Schichten gebotenen Rahmen. Erst in den 30er Jahren schickte sich eine bereits im sogen. „Trianon-Ungarn“ großgewordene Generation an, sowohl auf sozialem wie ökonomischem, auf geistigem wie intellektuellem Gebiet die Konsequenzen der neuen Lage zu ziehen. Nun erst stellte sich heraus, daß das Gleichgewicht der Jahre 1921-1931 schon einer Vergangenheit angehörte: Eben

in den 20er Jahren, im Schatten der besprochenen konservativen Leitung der oberen Schichten, hatte sich ein neuer, aus Bürokraten bestehender Mittelstand der Administration des Landes bemächtigt. Dieser verstand es, die Zügel etwas straffer zu ziehen und der allgemeinen Freiheit etwas engere Grenzen zu setzen als zuvor die liberalen Herren, wenngleich er eifrig ihre Lebensform nachzuahmen versucht hatte. Im Ausland, aus Richtung Westen, zogen die Gewitterwolken des Nationalsozialismus herauf und verstellten bald den Horizont, während aus Ost erneut die slawische Gefahr drohte — diesmal in Gestalt des erst in jenen Jahren sich klar profilierenden stalinistischen Bolschewismus.

Auch innerhalb Ungarns wurden die Stimmen des Kommunismus und, zu jener Zeit bedeutend lauter noch, des Nationalsozialismus vernehmbar. Leitwort der fälligen Neuerungen wurde die Losung einer durchgreifenden „Agrarreform“. Der Antisemitismus schrieb sich das Schlagwort einer progressiven Teilnahme der nichtjüdischen Bevölkerung des Landes im ökonomisch-kommerziellen Leben auf seine Fahnen. Diese Forderung wurde zunehmend schnell laut, ja schrill. Gleichzeitig begriffen Mussolini, Hitler und ihre Mitarbeiter, welche großartige Möglichkeit die Unterstützung der ungarischen Irredenta für ihre Propaganda bieten würde. Mit großer Energie widmeten sie sich daher der Bearbeitung der ungarischen Massen in diesem Sinn. — All das hatte zur Folge, daß ein Ungar, der ohne nazistische oder kommunistische Couleur aufrichtiger Freund der Reformen war, Gefahr lief, von anderen für einen Nazi oder einen Kommunisten gehalten zu werden. Suchte er gar einen Posten für sich im ökonomischen Leben des Landes, so war es ihm kaum möglich, einer Bezeichnung zu entgehen, die ihn als Antisemiten brandmarkte. Gelang ihm das trotzdem, befand er sich in ungünstiger Lage gegenüber jenen Bürokraten, die als überzeugte Antisemiten eben andere überzeugte Antisemiten auf ökonomisch-kommerziellen Posten sehen wollten. War er aber auch noch Parteigänger einer Politik friedfertigen Ausgleichs mit den benachbarten Nationen, willens, für ein zukünftiges „Gleichgewicht der Donauvölker“ etwas „von den tausendjährigen Schollen“ des alten Ungarn zu opfern: dann war keine Macht stark genug, ihn vor der Anklage als „Verräter“ zu bewahren. Das alles spielte sich freilich vor dem unsichtbaren Gerichtshof der Gesellschaft ab, denn die Regierungskreise waren viel zu liberal, indolent und selbstsicher, um sich um solche Einzelgänger zu kümmern.

Es war bezeichnend für die ganze ungarische Lage, daß eben diese Intellektuelle, die keiner „Partei“ angehörend einzig und ausschließlich die Interessen der Nation — des gesamten Ungarntums — vor Auge hatten, keinen Anteil am Leben ihres Landes und keinen Einfluß über sein Schicksal zu erlangen vermochten, — weder vor noch nach der großen Wende des Jahres 1945.

2. Zweiter Weltkrieg

1945 wurde eine nationale Katastrophe also nicht wegen der Vernichtung der Gesellschaft der Restauration von 1920. Auch nicht deswegen, weil Ungarn im II. Weltkrieg wieder einmal auf Seiten der Verlierer stand. Der zweite Weltkrieg, genau wie der erste, war für Ungarn keine nationale Angelegenheit. Im I. Weltkrieg war es wenigstens noch Teil jener Großmacht gewesen, die durch die Ermordung ihres Kronprinzen auf eine Weise provoziert worden war, die ihr — in der damaligen Welt — keine andere Wahl mehr erlaubt hatte. Im II. Weltkrieg geriet aber das kleine Ungarn, ohne überhaupt noch eine selbständige Politik verfolgen zu können, einfach in Hitlers Fahrwasser und mußte sich für fremde Belange opfern. In der Umkreisung durch die sogen. Kleine Entente — Tschechoslowakei, Rumänien und Jugoslawien, — die die volle Gunst der siegreichen Großmächte besessen hatte, blieb ihm keine andere Wahl, als sich auf die ihm zumindest nicht feindlich gesonnenen faschistischen Mächte zu stützen. Diese Politik ermöglichte es Ungarn, jenen unvermeidlichen Zusammenbruch hinauszuschieben, der Polen — das die andere Partei gewählt hatte — schon 1939 erlitt: Ungarn blieb bis 1944 verhältnismäßig verschont.

Selbst in dieser Zwangslage versuchte Ungarn noch eine Zusammenarbeit mit seinen Nachbarvölkern, um gegenüber dem enormen Druck Hitlerscher Forderungen ein Gegengewicht in die Waagschale werfen zu können. Da seine Differenzen mit Jugoslawien im Vergleich zu den anderen Nachbarstaaten geringer waren, versuchte Ministerpräsident Graf Paul Teleki — der letzte große und edle Repräsentant der alten Gesellschaft — ein Freundschaftsverhältnis zu Jugoslawien anzubahnen. Bald verlangte aber die Hitlersche Expansion von Ungarn den Durchzug für die deutschen Truppen gegen Jugoslawien. Hätte Teleki das verweigert, wäre das Land schon 1941 von Hitlers Truppen besetzt worden, wie es dann 1944 geschah. Weil sich aber Teleki Jugoslawien gegenüber verpflichtet fühlte, wollte er über die Zwangslage Ungarns ein persönliches Zeugnis ablegen und dadurch sein Land vor der

Umwelt wie vor der Nachwelt rechtfertigen: In der Nacht, da Hitlers Truppen die Grenze überschritten, nahm er sich das Leben.

Telekis Selbstmord war jener Wendepunkt der Schicksalstragödie, die mit der Katastrophe von 1945 endete. Ungarn beteiligte sich an der Zerstückelung Jugoslawiens — wengleich es ausschließlich solche Territorien wiederbesetzte, die dem "tausendjährigen Stephansreich" angehört hatten; und Ungarn erklärte einige Monate später Rußland den Krieg, der Großmacht, mit der es keinerlei Konflikt, kein ungelöst schwebendes Problem hatte. Seine in den neutralen Ländern akkreditierten Diplomaten unternahmen indessen naive Annäherungsversuche, um bei den angelsächsischen Mächten den Boden für einen Separatfrieden vorzubereiten. Diese scheiterten. Horthy sah erst am 14. Oktober 1944 ein, dass aus der geographischen Lage seines Landes einzig und allein die Waffenstreckung vor Rußland folgern könne. Der Entschluß kam jedoch zu spät: die russischen Truppen befanden sich schon tief inmitten des Landes, auf der Großen Tiefebene. Horthys Geste bewirkte lediglich seine sofortige Gefangennahme durch die Nazis, die nun in Ungarn den blutigen Abenteurer Franz Szálasi und dessen Komplizen als eine Quisling-Regierung einsetzten.

Diese Maßnahme war zunächst eine Folge jener Ereignisse, die mit dem 19. März 1944 ihren Anfang genommen hatten. Den Deutschen war einiges über Ungarns Bemühungen um einen Separatfrieden bekannt geworden, woraufhin sie das Land militärisch besetzten. Dies war das Ende eines unabhängigen Ungarns auf lange Zeit. Doch erzwangen die Nazis von Horthy die Ernennung des früheren ungarischen Botschafters in Berlin, Sztójay, zum Ministerpräsidenten — eines Mannes, der ihr volles Vertrauen besaß — , so daß vorderhand noch der äußere Schein einer legitimen Kontinuität gewahrt werden konnte.

Der Engländer Hugh Seton-Watson beschreibt Ungarns innere Politik während des II. Weltkriegs mit folgenden Worten: „It must be admitted that the oligarchic reactionary rulers of Hungary during the Second World War preserved greater liberties for their subjects, even for Social Democrats, than the rulers of any other country of Hitler's Europe.“¹ Nach dem 19. März erfolgte erst der entscheidende Umschwung. Die „oligarchic reactionary rulers“, denen selbst der englische Historiker „a sort of Whiggish liberalism“, „a large measure of personal political freedom“ zugutehält, verlieren erst jetzt — nun aber endgültig — die Herrschaft über Land und Volk. Nicht einmal Horthy ist mehr imstande, sich der Auslieferung von etwa 600.000 Juden an die nazistischen Henker zu widersetzen. Mit seiner Verhaftung und Entführung nach Deutschland fällt denn auch der letzte Pfeiler der alten Ordnung: Ungarn verwandelt sich in einen nationalsozialistischen Staat.

Die Schreckensherrschaft Szálasis war freilich von kurzer Dauer. Am Weihnachtsabend 1944 begann die russische Belagerung von Budapest; am 12. Februar 1945 fiel die Festung Buda. Gleichzeitig formte General Béla Miklós in Debreczin seine provisorische Regierung, die von den Alliierten anerkannt wurde. Die wirkliche Macht lag natürlich in den Händen des russischen Militärs. In ihrem Gefolge kehrten auch jene ungarischen Kommunisten zurück, die 1919 — größtenteils über Wien — nach Moskau geflohen waren und dort eine Emigrantengruppe des ungarischen Kommunismus geformt hatten.

Nach dem Zusammenbruch war eine Koalition demokratischer Parteien die evidente Tagesforderung. Moskau mischte sich nicht mit einem Machtwort in die Wahlen: so wurden sie sozusagen ein Untersuchungsakt, eine Überzeugungsprobe für die ganze ungarische Gesellschaft. Nun erst sah man, wie wenig Kommunisten es selbst in einem solchen Lande gab, das — wie Ungarn — von den Truppen der bolschewistischen Großmacht erobert worden war und nun vom Terror ihres Militärs eingeschüchtert wurde.

Die Mehrheit im neuen Parlament stellten die sogen. kleinen Ackerbauern. Ein natürliches Resultat, bedenkt man, daß es sich bei Ungarn um ein Agrarland handelte; die absolute Mehrheit seiner Bewohner bestand aus Ackerbauern. Ihre Partei war schon in den 20er Jahren die größte der Oppositionsparteien. In ihr schlossen sich die Bauern und ein Teil des Mittelstandes, aber auch viele Intellektuelle zusammen. Unter der Devise eines freien, starken, auch geistig unabhängigen Bauerntums waren da praktisch alle nationalen und humanen Schattierungen vereint, von den konservativen Liberalen bis zu den radikal- sozialistisch gesinnten Vertretern der jüngeren Generationen.

¹ Hungary 1945-1956. An Introduction by H. Seton-Watson, In: The Hungarian Revolution, by Melvin F. Lasky (Editor), London 1957, 14.

Als ein Komplement der Partei der Kleinen Ackerbauern gestaltete sich schon während des Krieges die Bauernunion, aus der sich nun die Nationale Bauernpartei entwickelte. Diese war sozialistisch, sogar revolutionär eingestellt, ohne daß ihre Mitglieder deshalb auch Kommunisten gewesen waren. Dieser Mehrheit stand die Ungarlandische Sozialdemokratische Partei gegenüber, zahlenmäßig klein, doch sehr gut organisiert und von hohem Prestige im ganzen Lande. Gegründet 1890, übernahm sie in den Herbsttagen 1918 das Ruder.

Der Kommunismus hatte aber seit jeher eine große Anziehungskraft auf ihre Mitglieder ausgeübt. Ihr Weg mündete auch schließlich im Kommunismus. Trotzdem ermöglichte eine parlamentarische Vertretung dieser Partei die Einführung des allgemeinen Wahlrechts und der geheimen Wahlen in der Hauptstadt, und zwar — was sehr bezeichnend ist für den Liberalismus der Horthy-Ära — bis hin zu den Märztagen 1944. Karl Peyer war Leader des rechten Flügels der Partei, — diesen eben verglich Seton-Watson mit der englischen Labour Party. Anna Kéthly präsiidierte einem Zentrum, das die Zukunft in einer Kollaboration mit den Kommunisten sah, während der linke Flügel unter Leitung von Árpád Szakasits sich wohl nurmehr dem Namen nach vom Kommunismus unterschied.¹

In dem im Oktober 1945 zusammengetretenen Parlament behaupteten die Kleinen Ackerbauern 57 % der Sitze; 7 % gehörten der Nationalen Bauernpartei. Die sozialdemokratische wie die kommunistische Partei verfügten über je 17 % der Sitze. Trotzdem zwang Marschall Woroschilow, oberster Befehlshaber der russischen Besatzungsmacht in Ungarn, das Parlament zur Bildung einer Koalition — nicht der demokratischen, sondern sämtlicher Parteien, in der das wichtigste Portefeuille, nämlich des Innenministers, einem Kommunisten gegeben werden mußte; zuerst Emmerich Nagy, dann Ladislaus Rajk. Die Schlüsselpositionen wurden überall mit Kommunisten besetzt.

3. Gewaltsame Verformungen

Nun schickte sich das Parlament an, vor allem das seit hundert Jahren fällige Problem der Agrarreform zu lösen. 1848 hatte man sich mit dieser Frage noch nicht beschäftigt, und 1920 lediglich so, daß die sogen. „Teilung (Verteilung) des Bodens“ (*földosztás*) nichts als eine Umgehung des eigentlichen Problems zeitigte. Bis zum Ende des II. Weltkrieges gehörte 1 % der Grundbesitzer fast 50 % des gesamten Ackerbaulandes. Die Zahl des Agrarproletariats hingegen stieg auf 3 Millionen Seelen. Nun wurden 1945, unter Emmerich Nagy als Landwirtschaftsminister, 4.500.000 Hektar kultivierbaren Bodens an 650.000 bäuerliche Familien ausgeteilt. Jetzt besaßen die Eigentümer von weniger als 20 Morgen Land 65 % des arablen Bodens. Gleichzeitig überwand die Behörden-Maschinerie ihren toten Punkt und setzte sich allmählich in Bewegung. In den Städten regte sich erneut das Leben, vor allem in dem durch die letzten Kriegswochen so gräßlich zerstörten Budapest. Das Wahl-Ergebnis erfüllte die öffentliche Meinung im Hinblick auf die Zukunft mit nicht unbegründeten Hoffnungen. Industrie und Handel erwachten aus schwerer Lahmung. Die Ernte von 1946 fiel gut aus.

Im August des selben Jahres erschien — nach einer Welle unwahrscheinlicher Inflation: vermutlich der größten, die die gesamte Geschichte kennt — die neue Währung: der Gulden (*forint*). Die Gesellschaft wandte sich ab vom irrationalen Nationalismus der Horthy-Ära: niemand mehr setzte sich für die „tausendjährigen Grenzen“ ein. Im Gegenteil: der im 17. Jahrhundert erstmals ausgesprochene und in den 30-er Jahren des 20. Jhs. aufs Neue propagierte Vorschlag, „machen wir aus Ungarn ein Holland en miniature“, wurde wieder aufgegriffen — und nun bot man auch den Nachbarländern in aufrichtiger Friedensbereitschaft die Hand.

In dieser Perspektive erschaut wirkt selbst die Tatsache, daß 1944-45 ganz Ungarn zum ersten Mal seit der Türkenzeit Kriegsschauplatz fremder Mächte geworden und die schöne Hauptstadt von innen zum Trümmerhaufen zerschossen worden war, keineswegs als nationale Katastrophe. Die Zeiten nach dem Mongolensturm und der Türkenherrschaft hatten gezeigt, daß Ungarn sich mit dem Schwung seiner genuinen Vitalität nach großen Niederlagen wieder zu erheben vermochte. Auch diesmal hätte sich das Volkstum schnell erholt, zumal die Verluste an Menschen verhältnismäßig erträglich waren. Ausgebildet und schaffensfroh stand eine starke Geistigkeit bereit.

Das Volk war beseelt von der Hoffnung auf einen wirklichen Neubeginn. Aber wieder wurde diese Hoffnung mißbraucht, die innere Erneuerung vereitelt, das Ideal vom freien Menschen in freiem Land

¹ Vgl. Josef-Gerhard Farkas: „Die „Népszava“ (Volksstimme), Spiegel des politischen Schicksals Ungarns 1919 & 1945-56. Bilinguistisch-Neuaufgabe deutsch-ungarisch des deutschen Originals von 1961. Hagenbach 2011; S. 98 f und 109 sowie 142 f.

vergewaltigt. Die fällige wirtschaftspolitische Umgestaltung und mit ihr die Liquidierung der sogen. „geschichtlichen Klassen“ ging mit brutaler Eile und Schonungslosigkeit unter dem Druck einer weensfremden, feindseligen Macht vor sich, die das Land in seiner Gewalt hielt. In dieser Situation blieben die besonderen Eigenschaften der ungarischen Entwicklung unberücksichtigt; der Wirtschaft, Gesellschaft, dem Geist des Landes wurde nicht wiedergutzumachender Schaden zugefügt.

Die sozialen Lasten alter Prägung wurden zwar abgeschafft, aber die Proletarisierung von Mittelklasse und Aristokratie öffnete keineswegs den Weg zur freien, führenden Stellung des Ackerbauern, Arbeiters und geistig Schaffenden. Eine teils fremde oder im Ausland geschulte, teils einheimische, aber gleichfalls von Ressentiments und Vergeltungssucht geführte Minorität bekam die schrankenlose Herrschaft über Land und Volk in die Hand. Und dahinter stand die fremde, feindselige Großmacht, die seit Kriegsende das Land weder wirtschaftlich noch militärisch freigegeben hat, es folgerichtig auch in sozialer und politischer Hinsicht nicht freigegeben wollte.

1947 zerstörte Woroschilow die Partei der Kleinen Ackerbauern.

1948 folgte ihr auf dem Wege des Zerfalls die sozialdemokratische Partei. Die Fusion mit den Kommunisten wurde vollzogen; Szakasits zum Staatschef ernannt, kurz darauf ins Gefängnis geworfen. 1949 nahm die nunmehr regierende Kommunistische Partei eine „Säuberung“ in ihren eigenen Reihen vor. Aus dem Zentralkomitee wurden 92 Mitglieder entfernt, bis 1954 weitere sechsundvierzig. Innenminister Ladislaus Rajk wurde angeklagt und wegen angeblich „nationalen Wunschdenkens“ (Velleitäten) gehängt – „rehabilitiert“ wurden nach einiger Zeit seine sterblichen Überreste.

Schon 1948 begann das Experiment gewaltsamer Verwandlung der Bauern in Agrararbeiter; 1952 waren bereits 30 % des Ackerbodens kollektiv (als Kolchosen) verwaltet und bearbeitet. Im selben Jahr, 1948, zerstörte die Partei, — die nur auf die geschilderte Art eine Mehrheit im Lande erlangen konnte, — im Namen des marxistisch-leninistisch-stalinistischen Dogmas sowohl die intellektuelle wie religiöse und pädagogische Freiheit. Die bolschewistische Indoktrinierung erfaßte die Schulen.

Die Verstaatlichung der katholischen Schulen erschwerte zunehmend Kardinal Mindszents Situation. Ende 1948 verhaftete ihn die geheime Staatspolizei (AVO); er wurde zu lebenslänglichen Zuchthaus verurteilt (aus der Gefangenschaft befreiten ihn erst die Freiheitskämpfer des Jahres 1956). Gleichzeitig begannen Prozesse gegen Erzbischof Groesz und mehrere Bischöfe der protestantischen Konfessionen.

4. 1953-56

Bald nach Stalins Tod besserte sich die Lage spürbar. Anläßlich der Aufstände in Berlin-Ost (Juni 1953) und dann Posen (Juni 1956) erschien es selbstverständlich, daß der stets bauernfreundliche Emmerich Nagy die Führung der Geschäfte übernehme. Da war der Bauer auf einmal kein Feind mehr. Die Kolchosmitglieder durften selber entscheiden, ob sie kollektiv weiterwirtschaften oder ihre jeweilige Zwangsgenossenschaft auflösen wollten. Fragen der Landwirtschaft wurden wieder an erster Stelle berücksichtigt (der forcierte Schwerindustrie-Aufbau wurde modifiziert zugunsten der Konsumgüter-Produktion). Die Gefängnistore wurden geöffnet. Die Deportierten durften nach Hause.

Freilich: diese Begebenheiten in Ungarn sind im wesentlichen nichts als Folgeerscheinungen der Ereignisse in Rußland. Im Februar 1955 stürzte Malenkow — im April folgt der Sturz Emmerich Nagys. Ungarns stalinistischer Diktator Matthias Rákosi, der zwei Jahre lang den Posten des Parteisekretärs bekleidet hatte, ergreift neuerlich die Macht. Wieder heißt die Losung: Kollektivisierung. Die Kontrolle der Kommunistischen Partei über Land und Volk, Geist und Ausdruck ist erneut im Wachsen. Allein, diese Reaktion ist diesmal weder tiefgreifend noch von langer Dauer. Schon eine Annäherung zwischen Chruschtschow und Tito gefährdet Rákosis Stellung. Er will sich halten, erklärt sich zum Antistalinisten, rehabilitiert — wie bereits erwähnt — den von ihm umgebrachten Rajk. Trotzdem muß er am 18. Juli 1956 seinen Posten räumen.

Jetzt nimmt ein glänzend vorbereiteter literarisch-intellektueller Kreis die geistige Führung der Nation in die Hand: ihn mundtot zu machen, erweist sich als unmöglich; die Jugend tritt als eine zunehmend kraftvolle und sehr zielbewußte Einheit auf; in der öffentlichen Meinung wird der Ruf immer lauter nach Wiedereinsetzung Emmerich Nagys. In diesem Moment verliert der neue Parteisekretär Ernst

Gerő über Radio Budapest seine Rede, worin er allen Errungenschaften keimender Freiheit eine Absage erteilt und die Zugeständnisse der vergangenen Monate restlos zurückzieht. Er verfügt: „Unsere Parteiorganisationen sollen überall diszipliniert und einheitlich gegen alle Versuche der Ordnungslockerung, der nationalistischen Brunnenvergiftung und Provokation auftreten.“¹ Gerős Rede wirkt als kalte Dusche auf die in jenen Oktobertagen wieder einmal frohgespannt in die Zukunft blickenden Menschen, seine Rede bedeutet Vereitelung ihrer Hoffnungen. Die Gärung wächst stündlich, von Minute zu Minute, und entlädt sich noch in den späten Abendstunden des 23. Oktober 1956 in einem Aufstand der Jugend sowie der Intellektuellen, des Militärs und der Arbeiter: im Aufstand des ungarischen *Volkes*.

Die gerade Linie der ungarischen Entwicklung, seit Széchenyis und Kossuths Tagen konsequent auf die Errichtung der nationalen und dadurch der menschlichen Freiheit zielend, war nach 1849 verbogen worden. Zwar hatte der Ausgleich die Großmachtstellung Habsburgs und darin die nationale Freiheit des Ungarnstaates gesichert; doch das große Ideal menschlicher Freiheit, das Széchenyi und zuletzt Petőfi beseelt hatte, war verfallen. So schlug die neue ungarische Bewegung, die sich mit der nationalen Freiheit auch die menschliche Freiheit zurückerobern wollte, eine Brücke über die Zeiten und erhob aus der Vergangenheit Petőfis Gestalt zum Symbol ihres Kampfes. Petőfis nationale Freiheits-Idee mündete in der Idee einer Weltfreiheit, in der erstere weder aufgegeben werden noch zurückstehen mußte. Diese Haltung entspricht der des ungarischen Freiheitskämpfers von 1956.

Die Gedichte Petőfis, jenes Dichters, der im letzten Kampf für die Freiheit heldenhaft untergegangen war, wurden Ungarns Freiheits-Bibel. Tatsächlich kann man die ungarische Freiheitsidee in allen Einzelzügen aus Petőfis Gedichten rekonstruieren. Kein Soziologe oder Politiker hat je eine Doktrin der ungarischen Freiheit ausgearbeitet, und sie hätte sich auf ungarischem Boden auch nie anders durchsetzen können als durch die Gedichte eines Mannes, der selber für diese Idee sein Leben gab.

Denn die ungarische Freiheitsidee ist im Kern nichts anderes als die stolze Überzeugung, daß ein Mensch vor Gott und der Welt das natürliche Recht besitzt, frei leben, wirken und sterben zu dürfen. Es ist ein naiver und volkstümlicher Gedanke — echt und menschenwürdig nur in dieser Ungebrochenheit und Naivität. Schlicht und simpel die Idee. Aber ihre Echtheit erhöht sie zur Religion; gerade die Freiheitsbewegung von 1956 bezeugt diesen religiösen Charakter.

Gewiß, der Freiheitskampf stand auch unter politischen Vorzeichen. Doch blieb sein wesentliches Ziel metaphysischer Art. Es war keine rein politische Tat, wie etwa die polnische Bewegung, sondern eine spontan, eruptiv, von der Jugend, den Intellektuellen, Bauern und Arbeitern getragene Erhebung für eine Idee.

Erhebung ohne vorangegangenes Organisieren, ohne unreine Konspiration, ohne Haupt oder Führer, sondern getragen nur von dem Wunsch, wieder frei atmen, schreiben, sprechen und widersprechen — kurz: frei leben zu können.

Für diese Freiheit trat nun — in der ungarischen Geschichte zum ersten Mal — weder der Adel noch das von Fürsten und Adligen geführte Volk, sondern das Volk selber als solches ein.

Von diesem Gesichtspunkt betrachtet ist die Revolution von 1956 das größte Ereignis, das die ungarische Geschichte in den letzten Jahrhunderten aufzuweisen hat: Der Beweis für den Zerfall der alten sozialen Gliederung und für das Vorhandensein einer neuen, nicht mehr durch Interessenunterschiede gespaltenen, einheitlichen Nation.

Die einzige Schicht im heutigen Ungarn außerhalb dieser Nation: die im fremdem Dienst stehende, fremde Interessen vertretende Minderheit der Regierung und ihr Terror-Apparat. Sie verriet nicht bloß das Volk — und zwar durch jene Methoden, mit denen sie Ungarn elf Jahre hindurch versklavt hatte und nach Erstickung der Revolution in Blut und Feuer abermals versklavte; sondern sie vollzog darüber hinaus ihren Austritt aus der nationalen Einheit auch durch schicksalsschwere, gravierendste Tat: sie verlangte die Intervention einer fremden Macht gegen die sich befreiende Nation und beschwor dadurch die Vernichtung der jungen Freiheit herauf.

¹ Radio Kossuth, Budapest, 23. Okt. 1956, 20 Uhr. Deutsche Übersetzung in: J. G. Farkas (ed.) "Die ung. Revolution 1956", Bd I, Rundfunk-Dokumente; München 1957, S. 25 f.

Die Nation aber identifizierte sich im Oktober/November 1956 nicht nur mit der puren Freiheits-Idee, sondern mit der ungarischen Freiheit selbst, indem die Freiheitskämpfer nicht für ein abstraktes Ideal, sondern für die persönliche und nationale Freiheit — wie einst Petöfi — in die Schlacht zogen und fielen. Der Tod des sterblichen Einzelnen für die Gemeinschaft, die Heimat, ist Eingang in irdische Unsterblichkeit. Wird durch des Einzelnen Tod die Unsterblichkeit der Heimat gesichert, war das individuelle Opfer für sie nicht allein edel und tapfer, sondern auch sinnvoll. Der Heimatliebe solch letzter Sinn stellt uns wieder vor das Religiöse:

1956 wie 1849 wurde die Freiheit überwältigt, in der Endschlacht fiel Petöfi; aber Deák in Pesth, Kossuth in der Emigration, Széchenyi in Wien hielten die Überlieferung aufrecht, retteten die Idee der Freiheit für die Zukunft. Denn sterben durfte und konnte sie auch damals nicht. Weil sie unsterblich ist.

Literaturangaben in den Fußnoten, auf Seite:

Acsády: 86	Hóman: 27, 31, 35, 39, 43, 61,	Pethő: 153
Ady: 168, 170	65, 94, 100, 124, 138	Petöfi: 137
Altheim: 10	Hubatsch: 94	Pór: 39
Autor: 9, 13, 14, 18, 23, 27, 30,	Karácsonyi: 33	Ranke: 57
31, 41, 57, 60, 65, 79, 88, 115,	Károlyi: 78	Seton-Watson: 174
123, 124, 125, 131, 135, 138,	Kemény: 144	SS rer. Hung. = Scriptores
158, 159, 165	Kerényi: 158, 165	rerum Hungaricarum: 22, 24,
Balla: 153	Keresztury: 86	51
Croce: 115	Kéza: 107	Steier: 144
Deér: 28	Kossuth: 126	Szabó: 164
Domanovszky: 100	László: 12	Széchenyi: 130
Dörrie: 31	Madách: 130	Székely: 164
Farkas: 175, 177	Makkai: 55	Szekfü: 27, 35, 43, 61, 65, 94,
Fejér: 31	Mályusz: 100	100, 121, 138, 154
Ferdinandy, G.: 49, 68, 90	Marczali: 104, 110	Szerb: 103, 120, 121, 142, 145,
Ferdinandy, M. >Autor	MGH = Monumenta Germaniae	146, 147
Fraknói: 53	historica: 19, 22, 48	Szilágyi: 86, 110
Goethe: 61	Miskolczy: 55, 64, 90, 100,	Thallóczy: 157
Grexa: 18	111, 123, 131, 132, 150, 158	Thierry: 48
Grousset: 75	Molnár: 164	Török: 100
Grünwald: 100, 101, 106, 107,	Moravcsik: 51	Tóth: 23, 25
111	Német: 19	Vajay: 23, 43
Hantsch: 105	Németh: 127	Vasari: 115
Hegedüs: 157	Ortvay: 53	Vernadsky: 10, 13, 88
Hoffmann: 39	Pamlényi: 164	Wais: 124

Herausgeber-Nachtrag; zur Zeitgeschichte 1944-90 der Hl. Krone.

Streifen wir die Nachkriegsgeschichte der Krone in DER SPIEGEL 34/1970 vom 17.8.70, „Drei Schlüssel“:

Ende 1944 vor der Roten Armee nach Westen gerettet, vor Beschlagnahme vergraben, 1945 der US-Armee übergeben. Die anfangs noch unsicheren kommunistischen ungarischen Machthaber scheuten die Rückkehr des Kronschatzes. Weil nach amerikanischer Vorstellung US-Soldaten die Krone in feierlichem Rahmen in Budapest überreichen sollten, waren prowestliche Demonstrationen zu befürchten. Schon die am 20. August 1945 unter Glockengeläut „heimgeführte“ einbalsamierte rechte Hand des heiligen Stephan (969-1038) hatte beim Volk nationale Hoffnungen geweckt.

1947 verlangte Kardinal Mindszenty die Auslieferung des gefühlsbeladenen Gegenstands an den Vatikan. Den aber Washington lieber im Fort Knox aufzubewahren beschloß: laut State Department „als Eigentum der ungarischen Nation mit einem besonderen Status“; vgl. im vorliegenden Buch S.47 /1. So ging die US-Regierung auch nicht auf den Budapester Vorschlag ein, den Kronschatz als musealen Wert etwa für die Freilassung verurteilter Agenten zu tauschen.

Nach der kriegsartigen Niederschlagung und inhumanen Rächung des 1956er Volksaufstandes froren die diplomatischen Beziehungen zwischen Washington und Budapest 10 Jahre lang. Doch nachdem 1966 die Wiederaufnahme voller diplomatischer Beziehungen vereinbart worden war, wurde 1970 bekannt, daß das Kádár-Regime sich um die Herausgabe der Krone beharrlich bemüht. Es erlaubte zwar

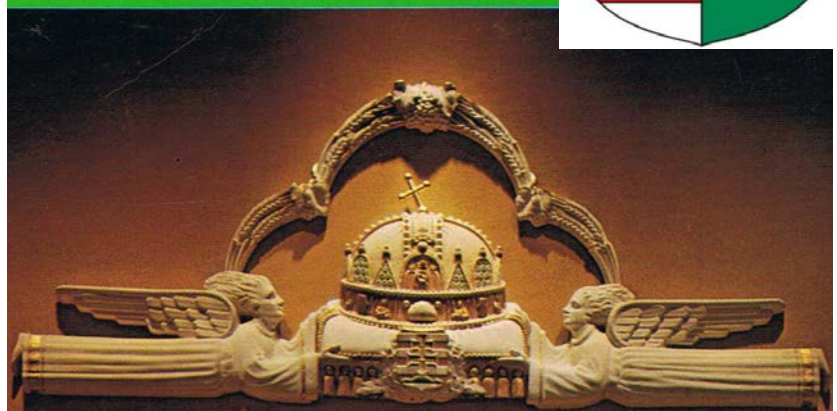
noch immer nicht, daß der 1956 am 30. Oktober von den Aufständischen aus Gefangenschaft befreite, am 4. November in die US-Botschaft geflüchtete Fürstprimas Mindszenty das Land verläßt. Aber da Amerika etwas hatte, was Ungarn zu bekommen begehrte, schienen Verhandlungen über verschleppte Probleme nun leichter. — Präsident Nixon (1969-74) konnte allerdings die 700.000 Wähler ungarischer Herkunft nicht ignorieren, deren Mehrheit die hl. Stephanskrone in der Emigration behalten wollte. Als Bestätigung der Richtigkeit ihrer eigenen Flucht in die Freiheit. — Mindszentys Ausreiseerlaubnis aus der Heimat Ende 1971 erreichte der Vatikan auf andere Weise.

Erst Präsident Carter (1977-81) genierte sich nicht, sein diesen Wählern gegebenes Versprechen bald nach Amtsantritt brüsk zu brechen. Für ein Kopfnicken Kádárs bzw. bloß einen Happen „Gulasch“: siehe in nachfolgender Tabelle 1977 13.3. und 13.11. sowie 5.12. — Was Carters Budapester Gegenüber als erfolgreicher Kroneintreiber nicht ahnte, allenfalls kurz vor seinem Tod (Kádár † Juli 1989) enttäuscht für vielleicht denkbar halten mußte, war, daß er die ihm selber unheilige Krone besser außer Landes ruhen gelassen hätte. Die seit 1990 wieder das Staatswappen beherrscht: siehe unten. Als eklatantestes Symbol der Abwendung des ungarischen Volkes vom Kommunismus, der ihm härter, blutiger aufgezwungen wurde als anderen in Europa.

Seit inzwischen Jahrzehnten reist man also in eine Republik, die Krone trägt — wenngleich eine besondere. In eine säkulare royale Nichtmonarchie. Was kaum einem Ausländer auffällt. Desto mehr den 1956er Flüchtlingen. Deren Freiheitskampf verbunden war mit der Forderung nach Wiedereinführung des 1848/49er Kossuth-Wappens (siehe unten). Das sie auf die rotweißgrüne Nationalfahne statt des herausgeschnittenen Rotsterns genäht hatten und denen beim Urlaub in der Heimat die jetzt auf dem Staatswappen befindliche geheiligte Königskrone trotzdem anheimelnd ist.

Unsere nachfolgende dreisprachige Zeitungsauswertung dokumentiert die Fülle und Vielfalt von Beiträgen, womit die ungarische Emigration 1972-79 auf Budapests Verlangen nach der Krone reagierte. In Ungarn war das Thema damals verboten, außer zur propagandistischen Behandlung des lediglich „historischen Objekts“. Unsere Quelle: die 1894 in Cleveland gegründete, 1993 in Youngstown/Ohio 100jährig eingestellte „Katolikus Magyarok Vasárnapja / Catholic Hungarians' Sunday“. Wobei stark betont gehört, daß wir uns mit einer Sammlung unvollständiger Jahrgänge begnügen mußten. Aus der das Stichwortkürzel „koro“ (Krone) seitenlang Computertreffer ergab: >180-184

Das ungarische Wappen ist gespalten, heraldisch rechts Altungarn (Querstreifen), heraldisch links Neuungarn (Patriarchenkreuz). Auf dem Wappenschild ruht die Stephanskrone. Vermutlich ist das neue Wappen aber älter. — Im Sommer 1990 gab es im ungarischen Parlament teils heftige Diskussionen über das neue „nicht-kommunistische“ Wappen Ungarns. Viele Abgeordnete sprachen sich für das Kossuth-Wappen, also das nach innen gebogene ohne Stephanskrone aus, doch setzte sich das heutige Wappen bei der Abstimmung durch. (Wikipedia, freie Enzyklopädie)



Alte Postkarte der ungarischen St. Stephans-Kirche in Allentown, Pennsylvania; vgl. „engelisches“ (angyalos) Wappen in Youngstown/Ohio, S. 185

Date; Page	Text	Categories
71 VII 18; 1	A magyar kormány felvetette a Szent Korona visszaadásának az ügyét Die ungarische Regierung hat die Sache Rückgabe der Heiligen Krone aufgenommen The Hungarian government took up the case of the return of the Holy Crown	koro, polit
71 IX 19; 3	Hogan képviselő...a magyar Szent Korona ügyében Der Abgeordnete Hogan... in Sachen der ungarischen Heiligen Krone Representative Hogan... in the case of the Hungarian Holy Crown	USA, polit, koro
71 XI 28; 1f	Amit a Szent Korona ügyében tudni kell Washingtonban is Was man auch in Washington wissen muß in Sachen der Heiligen Krone What has to be known in Washington also in the case of the Holy Crown	koro, USA, polit
71 XI 28; 8	Tények és események a Szent Koronával kapcsolatban Fakten und Ereignisse im Zusammenhang mit der Heiligen Krone Facts and events in connection with the Holy Crown	koro, hist, kont
72 I 23; 1	Ha a Szent Korona olyan fontos a kommunistáknak... Wenn die Heilige Krone den Kommunisten so wichtig ist ... If the Holy Crown is so important to the communists ...	koro, relig, USA, Hung, polit
72 II 20; 1	Mindszenty-Nixon a Szent Korona ügyében Mindszenty-Nixon in Sachen der Heiligen Krone Mindszenty-Nixon in the case of the Holy Crown	koro, kler, emig, USA, polit
72 XI 19; 7	A magyar Szent Korona rövid leírása Kurze Beschreibung der ungarischen Heiligen Krone Brief description of the Hungarian Holy Crown	koro, art
73 I 28; 3	Törvényjavaslat a Szent Korona ügyében Gesetzesvorschlag in Sachen Heilige Krone Proposed bill in the case of the Holy Crown	koro, just
73 IV 01; 5f	Washingtoni pósta [Vö. 73 III 04 p 5] (magyar – amerikai gazdasági tárgyalások: Szent Korona) Washingtoner Post [Vgl. 73 III 04 p 5] (ungarisch-amerikanische Wirtschaftsverhandlungen: Heilige Krone) Washington post [Cf. 73 III 04 p 5] (Hungarian-American economic negotiations: Holy Crown)	USA, seri, Hung, oekon, koro
73 V 20; 6	Újból kéri a Szent Koronát Erneut bitten sie um die Heilige Krone Once again they ask for the Holy Crown	koro, polit
73 IX 16; 5f	Washingtoni pósta [Vö. 73 IX 09 p 3] (ismét felszínre a Magyar Korona visszatérése) Washingtoner Post [Vgl. 73 IX 09 p 3] (erneut an der Oberfläche die Rückkehr der Ungarischen Krone) Washington post [Cf. 73 IX 09 p 3] (once again on surface the return of the Hungarian Crown)	USA, seri, koro, Hung
74 V 26; 1f	Mire kellene most a Szent Korona Kádáréknak? Wozu bräuchten die Kádárs jetzt die Heilige Krone? Whatfor would the Kádárs need the Holy Crown now?	polit, koro
75 III 02; 6	A Szent Korona védelmében In Verteidigung der Heiligen Krone In defence of the Holy Crown	koro
75 III 16; 5	Washingtoni pósta [Vö. 75 II 02 p 5] (A Szent Koronáról) Washingtoner Post [Vgl. 75 II 02 p 5] (Über die Heilige Krone) Washington post [Cf. 75 II 02 p 5] (About the Holy Crown)	USA, seri, koro
75 VII 06; 1f	A korona átadása elleni küzdelem [Vö. 76 XII 26 p 3 & p 16] Der Kampf gegen die Übergabe der Krone [Vgl. 76 XII 26 p 3 & p 16] The struggle against the handing-over of the crown [Cf. 76 XII 26 p 3 & p 16]	koro, emig, oppos, polit
75 X 19; 3	Mit csinálnának vele? (Szent Korona) Was würden sie mit ihr machen? (Heilige Krone) What would they do with it? (Holy Crown)	koro, polit
75 XI 23; 1f	...Kádár – diktatúra – Amerika (Szent Korona)Kádár - Diktatur - Amerika (Heilige Krone) ... Kádár - dictatorship - America (Holy Crown)	polit, Hung, USA, koro
76 X 03; 1f	A Szent Korona... Die Heilige Krone... The Holy Crown...	koro
76 X 10; 8	Vonuljanak ki a szovjet csapatok (a koronaékszer visszaadásáról) Die sowjetischen Truppen sollen abziehen (über die Rückgabe des Kronenschmucks) The Soviet troops should retreat (about the returning of the crown jewel)	SU, Y, koro, art

76 XII 26; 3	Messze hangzik – de rövidlátó (Richardson a koronaékszerekről) Klingt weit - aber ist kurzsichtig (Richardson über die Kronjuwelen) Sounds far - but is short-sighted (Richardson about the crown jewels)	koro, USA, polit
76 XII 26; 16	Tiltakozás a Szent Korona kiadása ellen [Vö. 75 VII 06 p 1 f] Protest gegen die Auslieferung der Heiligen Krone [Vgl. 75 VII 06 p 1 f] Protest against the handing out of the Holy Crown [Cf. 75 VII 06 p 1 f]	koro, USA, polit, emig, oppos
76 XII 26; 16	Tovább kell küzdeni (Amerikai Magyar Szövetség ülése) [Vö. 75 VII 06 p 1 f & 77 XII 18 p 1] Man muß weiter kämpfen (Sitzung des Amerikanischen Ungarischen Verbands) [Vgl. 75 VII 06 p 1 f & 77 XII 18 p 1] The struggle has to be continued (session of the American Hungarian Association) [Cf. 75 VII 06 p 1 f & 77 XII 18 p 1]	emig, polit, USA, koro
77 II 13; 1	A Korona itt marad velünk! Die Krone bleibt hier mit uns! The Crown remains here with us!	koro, emig
77 III 13; 3	Carter nem adja ki a Szent Koronát [Vö. 77 XI 13 p 1] Carter gibt die Heilige Krone nicht heraus [Vgl. 77 XI 13 p 1] Carter does not hand out the Holy Crown [Cf. 77 XI 13 p 1]	koro, USA, polit
77 XI 13; 1	Carter kiadja a Szent Koronát [Vö. 77 III 13 p 3] Carter gibt die Heilige Krone heraus [Vgl. 77 III 13 p 3] Carter hands out the Holy Crown [Cf. 77 III 13 p 3]	USA, polit, koro, Hung
77 XI 20; 1	A Szent Korona és Helszinki (Dr. Varga L.) Die Heilige Krone und Helsinki (Dr. L. Varga) The Holy Crown and Helsinki (Dr. L. Varga)	koro, Eur, Y
77 XI 20; 1f	Vélemények a koronáról Meinungen über die Krone Opinions about the crown	koro, press
77 XI 20; 1f	Dr. Kollarits B. : Szent István koronáját átadják Kádárnak Dr. B. Kollarits: Die Krone Stephans des Heiligen wird Kádár übergeben Dr. B. Kollarits: The crown of Saint Stephen is being handed over to Kádár	koro, hist, USA, polit, Hung
77 XI 27; 1f	Mi lesz a Szent Koronával? Was wird mit der Heiligen Krone? What will be with the Holy Crown?	koro
77 XI 27; 1	Reasons not to give away the holy crown Reasons not to give away the holy crown Reasons not to give away the holy crown	koro, USA, polit, emig, oppos, press, Brit
77 XI 27; 1	Felhívás a Szent Korona ügyében Aufruf in Sachen der Heiligen Krone Proclamation in the case of the Holy Crown	koro, emig, press
77 XII 05; 1f	Rónai Z.: Mit tudunk a Szent Koronáról? Z. Rónai: Was wissen wir über die Heilige Krone? Z. Rónai: What do we know about the Holy Crown?	koro, hist
77 XII 05; 1f	Egy kanál bográcsgulyás (a Korona kiadásáról) Ein Löffel Kesselgulasch (über die Herausgabe der Krone) One spoonful of stew-pot goulash (about the handing out of the Crown)	koro, oekon, polit, USA
77 XII 11; 1f	Kik adták el a Szent Koronát? Wer haben die Heilige Krone verkauft? Who sold the Holy Crown?	koro
77 XII 18; 1	Folytatjuk a harcot...(Szent Korona) [Vö. 76 XII 26 p 16; 2x] Wir setzen den Kampf fort ... (Heilige Krone) [Vgl. 76 XII 26 p 16; 2x] We continue the struggle ... (Holy Crown) [Cf. 76 XII 26 p 16; 2x]	koro, USA, polit, emig, oppos
77 XII 18; 6	Mit tudnak a hazai fiatalok a Szent Koronáról? Was wissen die Jugendlichen daheim über die Heilige Krone? What do the youths back home know about the Holy Crown?	koro, stud
77 XII 18; 7	Az MSZSZ [Vö. 74 VIII 04 p 8 & 78 I 08 p 7] Fehér Könyve (Koronáról) Das Weißbuch der MSZSZ [Ung. Freiheitskämpfer-Verband, Vgl. 74 VIII 04 p 8 & 78 I 08 p 7] (über die Krone) The Whitebook of the MSZSZ [Hung. Freedom-fighters' Assoc.; Cf. 74 VIII 04 p 8 & 78 I 08 p 7] (about the Crown)	lib56, emig, polit, press, koro
77 XII 18; 7	Dr.Endrei Antal: The Holy Crown of Hungary című könyve [Vö. 78 I 08 p 5] "Dr. Antal Endrei: über sein Buch "The Holy Crown of Hungary " [Vgl. 78 I 08 p 5]" "Dr. Antal Endrei: about his book "The Holy Crown of Hungary " [Cf. 78 I 08 p 5]"	koro, press, Aus

77 XII 25; 1f	Jogar és kard – a magyar koronázási jelvények Szepter und Schwert - die ungarischen Krönungsinsignien Sceptre and sword - the Hungarian crowning insignia	koro, hist, kult, polit
77 XII 25; 5	A Szent Korona pere Der Prozeß der Heiligen Krone The lawsuit of the Holy Crown	koro, just
78 I 08; 5	Washingtoni pósta [Vö. 77 XII 11 p 5] (Dr. Endrei Antal Szent Koronáról szóló könyvéről) [Vö. 77 XII 18 p 7] Washingtoner Post [Vgl. 77 XII 11 p 5] (über Dr. Antal Endreis Buch von der Heiligen Krone) [Vgl. 77 XII 18 p 7] Washington post [Cf. 77 XII 11 p 5] (about Dr. Antal Endrei's book about the Holy Crown) [Cf. 77 XII 18 p 7]	USA, seri, koro, press, Aus
78 I 08; 6	A Szent Korona történelmi és közjogi jelentősége (Endrei Antal előadása) Die geschichtliche und verfassungsrechtliche Bedeutung der Heiligen Krone (Antal Endreis Vortrag) The historic and constitutional significance of the Holy Crown (Antal Endrei's lecture)	koro, hist, just, stud
78 I 08; 7	Magyar Szabadságharcos Sajtószolgálat (tiltakozás a Korona visszaadása ellen) [Vö. 77 XII 18 p 7] Ungarischer Freiheitskämpfer-Pressedienst (Protest gegen die Rückgabe der Heiligen Krone) [Vgl. 77 XII 18 p 7] Hungarian Freedom-fighters' Press-service (protest against the handing back of the Holy Crown) [Cf. 77 XII 18 p 7]	lib56, emig, polit, press, koro, oppos
78 I 15; 1f	Nem a mi szégyenünk (Koronáról) Es ist nicht unsere Schande (über die Krone) It is not shame on us (about the Crown)	koro
78 I 15; 1	Átadták Kádáréknak a Koronát Die Krone wurde den Kádárs übergeben The Crown was handed over to the Kádárs	koro, USA, polit, Hung
78 I 15; 2	"A "Szent Korona taná" – nak közjogi elmélete" "Die verfassungsrechtliche Theorie der "Lehre von der Heiligen Krone" "The constitutional theory of the "Doctrine of the Holy Crown"	koro, polit, just
78 I 22; 1	Az utolsó szó jogán (a Korona visszaadásáról) Mit dem Recht des letzten Wortes (über die Rückgabe der Krone) With the right of the last word (about the returning of the Crown)	koro, emig, oppos
78 I 22; 1	Kik vitték haza a Szent Koronát? Wer haben die Heilige Krone nach Hause gebracht? Who took the Holy Crown home?	koro, USA, Hung
78 I 22; 3	I hét a diktatúrából [Vö.78 I 15 p 3 & IV 30 p 3] (a Magyar Nemzet cikke a Koronáról) "1 Woche aus der Diktatur [Vgl. .78 I 15 p 3 & IV 30 p 3] (Artikel der "Magyar Nemzet /="Ungarische Nation" über die Krone)" "1 week from the dictatorship [Cf. .78 I 15 p 3 & IV 30 p 3] (article of the "Magyar Nemzet /="Hungarian Nation" about the Crown)"	polit, seri, press, koro
78 I 22; 5	Washingtoni pósta [Vö. 78 I 08 p 5] (Korona) Washingtoner Post [Vgl. 78 I 08 p 5] (Krone) Washington post [Cf. 78 I 08 p 5] (Crown)	USA, seri, koro
78 I 29; 2	Carter sáfársága...(Korona) Carters Verwaltertum... (Krone) Carter's stewardship...(Crown)	USA, polit, koro
78 I 29; 5	Washingtoni pósta [Vö. 78 I 22 p 5] (a Korona budapesti megérkezéséről) Washingtoner Post [Vgl. 78 I 22 p 5] (über die Ankunft der Krone in Budapest) Washington post [Cf. 78 I 22 p 5] (about the Crown's arrival in Budapest)	USA, seri, koro, Hung
78 I 29; 7	Dr.Varga L.: A Szent Korona mai hivatása Dr. L. Varga: Die heutige Berufung der Heiligen Krone Dr. L. Varga: Today's vocation of the Holy Crown	koro, kont
78 II 05; 2	Erdélyi I.: A Szent Korona kálváriája [lásd 78 II 12 p 2] I. Erdélyi: Die Kalvarie der Heiligen Krone [siehe 78 II 12 p 2] I. Erdélyi: The calvary of the Holy Crown [see 78 II 12 p 2]	koro, hist, seri
78 II 05; 5	Washingtoni pósta [Vö. 78 I 29 p 5] (a Korona) Washingtoner Post [Vgl. 78 I 29 p 5] (die Krone) Washington post [Cf. 78 I 29 p 5] (the Crown)	USA, seri, koro
78 II 12; 2	Erdélyi I.: A Szent Korona kálváriája; II. [lásd 78 II 05 p 2] I. Erdélyi: Die Kalvarie der Heiligen Krone; II [siehe 78 II 05 p 2] I. Erdélyi: The calvary of the Holy Crown; II [see 78 II 05 p 2]	koro, hist, seri

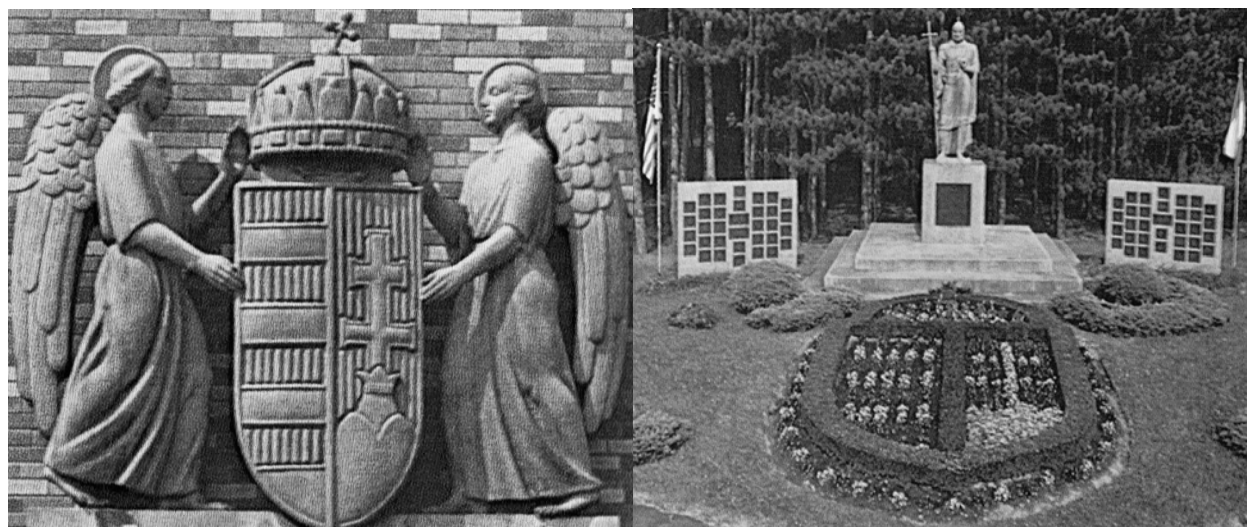
78 II 19; 2	Erdélyi I.: A Szent Korona kálváriája; III. [lásd 78 II 12 p 2] I. Erdélyi: Die Kalvarie der Heiligen Krone; III [siehe 78 II 12 p 2] I. Erdélyi: The calvary of the Holy Crown; III [see 78 II 12 p 2]	koro, hist, seri
78 II 26; 1	A magyar püspöki kar... a Szent Korona érdekében Das ungarische Episkopat ... im Interesse der Heiligen Krone The Hungarian episcopacy... in the interest of the Holy Crown	Hung, kler, koro
78 II 26; 8	Még mindig tart a kálvária útja (Szent Korona) [Vö. 78 II 19 p 2] Noch immer dauert ihr Leidensweg (Heilige Krone) [Vgl. 78 II 19 p 2] The road of calvary still continues (Holy Crown) [Cf. 78 II 19 p 2]	koro, kont, seri
78 III 05; 2	Somody : Újságírói élmények az utolsó budai koronázás és előzményei körül [lásd 78 III 12 p 2] Somody: Journalistenerlebnisse um die letzte Krönung in Buda und ihre Präliminarien [siehe 78 III 12 p 2] Somody: Journalistic experiences around the last coronation in Buda and its preliminaries [see 78 III 12 p 2]	koro, Y-I, press, seri
78 III 05; 5	Washingtoni pósta [Vö. 78 II 05 p 5] (Szent Korona) Washingtoner Post [Vgl. 78 II 05 p 5] (Heilige Krone) Washington post [Cf. 78 II 05 p 5] (Holy Crown)	USA, seri, koro
78 III 12; 2	Újságírói élmények (koronázás); II. [lásd 78 III 05 p 2] Somody: Journalistenerlebnisse um die letzte Krönung in Buda und ihre Präliminarien; II [siehe 78 III 05 p 2] Somody: Journalistic experiences around the last coronation in Buda and its preliminaries; II [see 78 III 05 p 2]	koro, Y-I, press, seri
78 III 19; 1f	Habsburg Ottó : A Szent Korona és a magyar nép [Vö. 78 VI 25 p 3] Ottó Habsburg: Die Heilige Krone und das ungarische Volk [Vgl. 78 VI 25 p 3] Ottó Habsburg: The Holy Crown and the Hungarian people [Cf. 78 VI 25 p 3]	A, Eur, polit, koro
78 III 19; 1f	Arccal Magyarország felé (Szent Korona) [Vö. 78 VIII 13 p 1] Blickrichtung Ungarn (Heilige Krone) [Vgl. 78 VIII 13 p 1] Facing Hungary (Holy Crown) [Cf. 78 VIII 13 p 1]	koro, Hung
78 III 19; 6	Újságírói élmények (koronázás); III. [lásd 78 III 12 p 2] Somody: Journalistenerlebnisse um die letzte Krönung in Buda und ihre Präliminarien; III [siehe 78 III 12 p 2] Somody: Journalistic experiences around the last coronation in Buda and its preliminaries; III [see 78 III 12 p 2]	koro, Y-I, press, seri
78 III 19; 7	Dr.Mihályi: A Szent Korona kiszolgáltatása Dr. Mihályi: Die Auslieferung der Heiligen Krone Dr. Mihályi: The surrendering of the Holy Crown	koro, USA, polit
78 III 26; 1	Nesze neked, Szent Korona! (Jávör Ottó cikke a Tükör-ből) "Da hast du es, Heilige Krone! (Ottó Jávors Artikel aus dem "Tükör /=Spiegel")" "Now you've had it, Holy Crown! (Ottó Jávör's article from the "Tükör /=Mirror")"	koro, press
78 III 26; 14	Újságírói élmények (koronázás); IV. [lásd 78 III 19 p 6] Somody: Journalistenerlebnisse um die letzte Krönung in Buda und ihre Präliminarien; IV [siehe 78 III 19 p 6] Somody: Journalistic experiences around the last coronation in Buda and its preliminaries; IV [see 78 III 19 p 6]	koro, Y-I, press, seri
78 III 26; 16	Rónai Z.: Még egyszer a koronáról Z. Rónai: Noch einmal über die Krone Z. Rónai: Once more about the crown	koro
78 IV 09; 1	Újabb korona- gyalázás Neuerliche Krone-Schmähung Newer vilification of the crown	koro, oppos
78 IV 09; 2	Újságírói élmények (koronázás); V. [lásd 78 III 26 p 14] Somody: Journalistenerlebnisse um die letzte Krönung in Buda und ihre Präliminarien; V [siehe 78 III 26 p 14] Somody: Journalistic experiences around the last coronation in Buda and its preliminaries; V [see 78 III 26 p 14]	koro, Y-I, press, seri
78 IV 16; 2	Újságírói élmények (koronázás ; - befejezés); VI. [lásd 78 IV 09 p 2] Somody: Journalistenerlebnisse um die letzte Krönung in Buda und ihre Präliminarien; VI. [siehe 78 IV 09 p 2] Somody: Journalistic experiences around the last coronation in Buda and its preliminaries; VI. [see 78 IV 09 p 2]	koro, Y-I, press, seri
78 IV 16; 2	"Erdélyi : a "Szent Korona kálváriája" írója Fiala F. "helyreigazításai" ellen [Vö. 78 II 26 p 8]" "Erdélyi: gegen die "Berichtigungen" des Schreibers F. Fiala "Die Kalvarie der Heiligen Krone" [Vgl. 78 II 26 p 8]"	koro, kont, seri, press, oppos

	"Erdélyi: against the "corrections" of the writer F. Fiala of "The calvary of the Holy Crown" [Cf. 78 II 26 p 8]"	
78 IV 23; 1	Dokumentáció (a Szent Korona visszaadásáról) Dokumentation (über die Rückgabe der Heiligen Krone) Documentation (about the returning of the Holy Crown)	koro, dok, USA, Hung
78 IV 23; 8	T. Dombrády: A Szent Korona Magyarországon T. Dombrády: Die Heilige Krone in Ungarn T. Dombrády: The Holy Crown in Hungary	koro, Hung
78 V 07; 1f	P.Krupa S. OFM : Ékszer vagy frigyszekrény (a Koronáról) Pater S. Krupa, OFM: Schmuckstück oder Bundeslade (über die Krone) Father S. Krupa, OFM: Jewel or shrine (about the Crown)	koro, art, kult
78 V 14; 1f	Zablocki...ludas a Szent Korona itt-tartásának meghiúsulásában Zablocki ... hatte seine Finger beim Verhindern des Hierbehaltens der Heiligen Krone Zablocki ... had his fingers in obstacling the keeping-here of the Holy Crown	koro, USA, polit
78 V 28; 2	Rónai: Részemről utoljára (Korona) Rónai: Meinerseits zum letzten Mal (Krone) Rónai: From my part for the last time (Crown)	koro
78 VI 04; 8	Erdélyi: A Szent Korona menekítésének és az amerikai hadsereg őrizetbe adásának története amerikai szemmel Erdélyi: Die Geschichte der Evakuierung der Heiligen Krone und der Übergabe in Verwahrung der amerikanischen Armees, aus amerikanischer Sicht Erdélyi: The story of the evacuation of the Holy Crown and its handing over in the custody of the US army, from American viewpoint	koro, Hung, Y-II, D, USA
78 VI 11; 6	Egy név a Szent Koronán ... Ein Name auf der Heiligen Krone ... One name on the Holy Crown ...	koro, hist, dok
78 VI 18; 2	A Szent Korona és az emberi jogok Die Heilige Krone und die Menschenrechte The Holy Crown and the human rights	koro, just, liber
78 VI 18; 2	A magyar Korona visszajöveteléről Über die Wiederkehr der ungarischen Krone About the coming back of the Hungarian Crown	koro, polit
78 VI 25; 3	Habsburg Ottó: A Szent Korona és a magyar nép (különlenyomat megjelenése) [Vö. 78 III 19 p 1 f] Ottó Habsburg: Die Heilige Krone und das ungarische Volk (Erscheinen des Sonderdrucks) [Vgl. 78 III 19 p 1 f] Ottó Habsburg: The Holy Crown and the Hungarian people (publication of reprint) [Cf. 78 III 19 p 1 f]	A, Eur, polit, koro, press
78 VIII 20; 5	Dr.Varga: Vizsga a Hamilton-Bizottság előtt (Szent Korona) [Vö. 79 II 25 p 1; Hamilton: 78 XI 19 p 6] Dr. Varga: Prüfung vor der Hamilton-Kommission (Heilige Krone) [Vgl. 79 II 25 p 1; Hamilton: 78 XI 19 p 6] Dr. Varga: Examination before the Hamilton Commission (Holy Crown) [Cf. 79 II 25 p 1; Hamilton: 78 XI 19 p 6]	koro, USA, emig
78 IX 03; 2	125 évvel ezelőtt találták meg a Szent Koronát Orsovánál Vor 125 Jahren wurde die Heilige Krone bei Orschowa [heute Rumänien] gefunden 125 years ago the Holy Crown was found at Orsova [today Roumania]	koro, hist, Y
78 X 15; 8	Dr. Varga: Gondolatok a Szent Korona körül Dr. Varga: Gedanken um die Heilige Krone Dr. Varga: Thoughts around the Holy Crown	koro
78 X 29; 2	Amerikai Magyar! Emlékezz a Szent Koronára! Amerikanischer Ungar! Erinnere dich an die Heilige Krone! American Hungarian! Remember the Holy Crown!	emig, koro
78 X 29; 3	Jelentés a Szent Korona helyzetéről Meldung über die Situation der Heiligen Krone Report about the situation of the Holy Crown	koro, press
78 XI 19; 3	Berényi István: A magyar korona története című könyvéről (Kossuth kiadó) "István Berényi: über sein Buch "Die Geschichte der ungarischen Krone" (Kossuth-Verlag)" "István Berényi: about his book "The history of the Hungarian crown" (Kossuth publishing)"	koro, hist, press
79 I 07; 3	Stirling: Aranylapon zománcképek (Korona) Stirling: Auf goldenem Blatt Emailbilder (Krone) Stirling: On golden leaf enamel pictures (Crown)	koro, art

79 I 21; 1	A Szent Korona átadásának 1. évfordulója 1. Jahrestag der Übergabe der Heiligen Krone First anniversary of the handing over of the Holy Crown	koro, USA, Hung
79 II 25; 1	Elhalasztották a Szent Korona vizsgálatát [Vö. 78 VIII 20 p 5] Das Untersuchen der Heiligen Krone wurde verschoben [Vgl. 78 VIII 20 p 5] The examination of the Holy Crown has been postponed [Cf. 78 VIII 20 p 5]	koro, art, dok
79 III 04; 3	Habsburg Ottó : Még egyszer a Szent Korona : a második népszavazás; I. [Vö. 79 III 11 p 3] Otto Habsburg: Noch einmal die Heilige Krone: die zweite Volksabstimmung; I. [Vgl. 79 III 11 p 3] Otto Habsburg: Once again the Holy Crown: the second referendum; I. [Cf. 79 III 11 p 3]	koro, A, Eur, polit, seri
79 III 11; 3	Habsburg Ottó : Még egyszer a Szent Korona; II. [Vö. 79 III 04 p 3 & III 18 p 9] Otto Habsburg: Noch einmal die Heilige Krone; II [Vgl. 79 III 04 p 3 & III 18 p 9] Otto Habsburg: Once again the Holy Crown; II [Cf. 79 III 04 p 3 & III 18 p 9]	koro, A, Eur, polit, seri
79 III 18; 9	Habsburg Ottó: Még egyszer a Szent Korona; (Vége) [Vö. 79 III 11 p 3] Otto Habsburg: Noch einmal die Heilige Krone; (Ende) [Vgl. 79 III 11 p 3] Otto Habsburg: Once again the Holy Crown; (end) [Cf. 79 III 11 p 3]	koro, A, Eur, polit, seri

aus KMV-Register I (1956-1968), siehe Seite 192

KMV Register			
Select language Nyelvet választani Sprache wählen		 english magyar deutsch	© Gabriele Farkas D-76767 Hagenbach, Fax +49(0)7273-941173
Suchergebnis			
Datum	Seite	Text	Kategorien
11.11.1959	2	Gondoljunk a Szent Koronara Denken wir an die Heilige Krone Let us think of the Holy Crown	koro
25.11.1959	1	Ertesites a Szent Korona biztonsagarol Benachrichtigung über die Sicherheit der Heiligen Krone Notification about the safety of the Holy Crown	koro, USA
17.05.1964	1f	A Szent Korona nem lehet alku tárgya Die Heilige Krone kann nicht Gegenstand eines Handels sein The Holy Crown cannot be the object of a deal	koro, polit, oekon



„Engelisches“ (angyalos) ung. Landeswappen mit der Hl. Krone. — Denkmal des Ungarnkönigs Stephan I., des Heiligen, mit der hl. Krone; davor Landeswappen aus Blumen. Im Hintergrund links-rechts die Komitatswappen, flankiert von ungarischer und amerikanischer Flagge. — Von 1974er Postkarten des Klosters der Siebenbürger Ungarischen Franziskaner, Provinz St. Stephan, in Youngstown/Ohio. Aufgelöst 1992.

Von Táncsics über die "völkische" und Arbeiterpresse
bis zur Tageszeitung "Népszava"

Mihály Táncsics gilt heute schlechthin als der erste ungarische Sozialist (7) - Am 21. April 1799 in Acsteszer, einem kleinen Dorf im transdanubischen Komitat Veszprém, geboren, war er nach einer Prügelstrafe aus dem Frondienst geflohen und Hafner geworden, betätigte sich später als Lehrer und schliesslich als politischer Schriftsteller, dessen Hass gegen alle "Expropriateure" sein Lebensinhalt wurde. 1844 war es ihm gelungen, unter Umgehung der Zensur in Leipzig (nicht Paris, wie im Impressum der ersten Auflage absichtlich irreführend angegeben) den Stab über Wiens Pressepolitik zu brechen, und er kolportierte sein Buch sogar persönlich. 1846 wurde er dann bei der Veröffentlichung eines neuen Werkes gefasst und abgeurteilt. Zu den ersten Taten der 1848er Aufrührer zählt die Befreiung der in der Burg Buda eingekerkerten politischen Häftlinge, darunter Táncsics. Bald ist er Abgeordneter und Verleger (8).

Dem Freiheitstaumel vom 15. März 1848 folgt eine Serie spontaner Zeitungsgründungen, die teilweise im Titel die neuen populären Vokabeln "Volk" und "völkisch" verwenden. Den Anstoss geben Petöfi und Jókai in ihrer Modezeitschrift "Életképek (Lebensbilder)", die sich plötzlich im Kopf "Nép Szava (/des/ Volkes Stimme = Volksstimme)" nennt - ohne indes mit dem Objekt der vorliegenden Arbeit verwandt zu sein. Die revolutionäre Regierung selbst unterstützt die Herausgabe der Wochenschrift "Nép Barátja (Volksfreund)", vermutlich in Anlehnung an des Franzosen Jean Paul Marats vormaligen "l'Ami du Peuple"; die erste Nummer erscheint angeblich in der für damalige Verhältnisse enormen Auflage von 500.000 Exemplaren (9). Patenschaftsabonnements gewährleisten die weitest mögliche Verbreitung. Kultusminister Eötvös z.B. ist 600fach auf "Nép Barátja" abonniert und lässt das Blatt an die Vorstände armer Gemeinden verschicken, damit es öffentlich

Táncsicstól a „népi” és munkássajtón át a „Népszava” napilapig.

Táncsics Mihály ma egyenesen az első magyar szocialistának számít. 1799 április 21-én Ácsteszerben, egy kis faluban a dunántúli Veszprém megyében született, egy botbüntetés után elmenekült a robotból és fazekas lett, később tanítóként és végül politikai íróként tevékenykedett, kinek gyűlölete minden „kisajátító” ellen élettartalma lett. 1844-ben sikerült neki, a cenzúra megkerülésével Lipcsében (nem Párizsban, amint az első kiadás impresszumában szándékosan megtévesztően megadva) a pálcát törnie Bécs sajtópolitikája felett, és ő a könyvét még személyesen is kolportálta. 1846-ban aztán egy újabb mű közzétételén elfogták és elítélték. Az 1848-as felkelők első tetteihez számít a Buda várában bebörtönzött politikai foglyok kiszabadítása, köztük Táncsics. Nemsokára képviselő és könyvkiadó.

Az 1848, március 15-i szabadságmámort egy széria spontán újság-alapítás követi, amelyek részben a címben az új népszerű szókat „nép” és „népi” használják. A kezdőlkést Petőfi és Jókai adják az „Életképek” divatlapjukkal, amely magát hirtelen a lapfejen „Nép Szavá”-nak nevezi - anélkül azonban hogy a jelen munka objektumával rokon lenne. A forradalmi kormány maga támogatja a „Nép Barátja” hetilap kiadását, feltehetőleg a francia Jean Paul Marat egykori „l’Ami du Peuple”-jére támaszkodva; az első szám állítólag az akkori viszonyokhoz roppant nagy 500.000 példányszámban jelenik meg. Patronálási előfizetések garantálják a lehető legmesszebb terjesztést. Eötvös kultuszminiszter pl. 600szorosán fizet elő a „Nép Barátjára”-ra és megküldeti a lapot szegény községek előljáróinak, hogy azt nyilvánosan



← **bilinguistisch/ bilingvis**

Josef-Gerhard Farkas:

← Die „Népszava” (Volksstimme), Spiegel des politischen Schicksals Ungarns 1919 & 1945-56.

A „Népszava”, Magyarország politikai sorsának tükré 1919 & 1945-56-ban ↑

irodalmat, mint a franciák és a századokra ötletszerűen németes címszókat ragasztanak: a XVI. századot, Balassi korát, a reformáció korának nevezik, a XVII. századot, Zrinyi korát, az ellen-reformáció korának és a XVIII. századot a pihenés korának, mintha a magyar irodalom a reformáció körül pro és contra kifejtett tevékenységében nagyon elfáradt volna. Ez a beosztás nem sokkal logikusabb, mint az angoloké, akik a korszakokat lojálisan az akkori uralkodóról nevezik el és csak akkor jönnek zavarba, amikor egy uralkodó olyan sokáig és olyan változó időben élt, mint Viktória királynő.

Olyan beosztásra volna szükségünk, ami a vizsgálatot is megkönnyíti azáltal, hogy csakugyan együvé tartozó, közös lényegjegyeken alapuló csoportokat alkot. Az esztétörténet önmagában nem ad alapot ilyen felosztásra, mert túlságosan is összetett: a reformációval egyidejűleg pl. annyi más szellemi áramlat fut párhuzamosan a magyar irodalomban, hogy az egyiknek a kiragadása erőszakos dolog. A stílustörténet egyelőre túlságosan a képzőművészetekre támaszkodik és nincs önálló terminológiája. Már pedig, ha a korszakainkat magyar barokknak, magyar rokokónak stb. neveznénk, könnyen téves képeket idéznénk fel, mert az irodalmi stílus nem ugyanaz, mint a képzőművészeti.

A legalkalmasabbnak látszik egy szociológiai felosztás: az irodalmat aszerint osztani korszakokra, hogy melyik volt benne a hangadó társadalmi osztály. Ennek az elvnek az alapján a következő korszakok adódnának:

1. Az egyházi irodalom kora. (A kezdetektől a XVIII. század közepéig.)

2. A főúri irodalom kora. (Balassától a Felújulásig.)

3. A nemesi irodalom kora.

a) Tisztán nemesi irodalom. (Petőfiig.)

b) Nemesi-népi irodalom. (Petőfi és Arany kora.)

c) Nemesi-polgári (gentry) irodalom. (Arany és Ady közt.)

4. A polgári irodalom kora. (Ady fellépésétől.)

Ez a felosztás természetesen nem tarthat igényt olyan dátumszerű határvonalakra, mint a régebbi, ami nem is volt más, mint dátumszerű határvonal. Fő nehézsége, hogy az egyházi-papi irodalom mélyen belenyúlik a XVIII. századba és terjedelemben és olvasottságban messze felülmúlja a főúri irodalmat, melyet mi

die Literatur, wie die Franzosen und auf die Jahrhunderte klebt man sinnigerweise deutschartige Titelwörter: das XVI. Jahrhundert, Balassas Zeit, nennt man die Zeit der Reformation, das XVII. Jahrhundert, Zrinyis Zeit, die Zeit der Gegenreformation und das XVIII. Jahrhundert die Zeit des Ruhens, als ob die ungarische Literatur in ihrer um die Reformation pro und contra entfalten Tätigkeit sehr ermüdet wäre. Diese Einteilung ist nicht viel logischer als die der Engländer, die die Zeitabschnitte loyal nach dem damaligen Herrscher benennen und nur dann in Verlegenheit kommen, wenn ein Herrscher so lange und in so wechselnder Zeit lebte, wie Königin Viktoria.

Eine solche Einteilung hätten wir nötig, die auch das Prüfen erleichtert dadurch, daß sie tatsächlich zusammengehörige, auf gemeinsamen Wesensmerkmalen basierende Gruppen bildet. Die Ideengeschichte in sich gibt keine Grundlage für solch eine Aufteilung, weil sie viel zu sehr zusammengesetzt ist: gleichzeitig mit der Reformation z.B. laufen so viele andere geistige Strömungen parallel in der ungarischen Literatur, daß der Einen Herausgreifen eine gewalttätige Sache ist. Die Stilgeschichte stützt sich vorläufig zu sehr auf die bildenden Künste und hat keine selbständige Terminologie. Obschon, wenn wir unsere Zeitabschnitte ungarisches Barock, ungarisches Rokoko usw. nennen täten, wir leicht ein irriges Bild heraufbeschwören würden, weil der literarische Stil nicht der selbe ist, wie der bildkünstlerische.

Am geeignetsten erscheint eine soziologische Aufteilung: die Literatur demgemäß zu teilen in Zeitabschnitte, welche darin die tonangebende gesellschaftliche Klasse war. Auf dieses Prinzips Grundlage ergäben sich die folgenden Zeitabschnitte:

1. Der kirchlichen Literatur Zeit. (Von den Anfängen bis zur Mitte des XVIII. Jahrhunderts.)
2. Der hochadeligen Literatur Zeit. (Von Balassa bis zur Erneuerung.)
3. Der adeligen Literatur Zeit
 - a) Rein adelige Literatur. (Bis Petőfi.)
 - b) Adlig-völkische Literatur. (Petőfis und Arany's Zeit.)
 - c) Adlig-bürgerliche (gentry) Literatur. (Zwischen Arany und Ady.)
4. Der bürgerlichen Literatur Zeit. (Von Ady's Auftreten an.)

Diese Aufteilung kann natürlich keinen Anspruch erheben auf solche datenmäßigen Grenzlinien, wie die frühere, die auch nichts anderes war, als eine datenmäßige Grenzlinie. Ihre Hauptschwierigkeit ist, daß die kirchliche-geistliche Literatur tief hineinreicht ins XVIII. Jahrhundert und an Umfang und Gelesenheit weit übertrifft die Magnaten-Literatur, die wir



← **bilinguisch/ bilingvis**

← Szerb Antal: Magyar irodalomtörténet.

Anton Szerb: Ungarische Literaturgeschichte. ↑

Übersetzung/ fordítás: Josef-Gerhard Farkas

1 Ein weitläufig Verwandter, von dessen Leben ich kaum etwas wußte, war überstürzt hergereist.
2 Daß ihn der Anblick des Westens faszinierte, erinnerte mich an mein erstes Staunen in Amerika.
3 In Ordnung. Daß er ohne Visum und Auslandsversicherung gekommen war, ich also für ihn bü-
4 rgen, bei Unfall oder Krankheit und Sonstigem die Kosten übernehmen muß, das war nicht in
5 Ordnung. Wie konnte ich ständig aufpassen, damit ihm nichts passiert? Schon die Koffer-Affäre
6 hatte mich voll beansprucht, weil er ohne Sprachkenntnis nicht einmal den Verlust seines Eigen-
7 tums zu melden vermochte.

8
9 Die Rückfahrt-Karte war das nächste Problem. Wenn nicht ich sie bezahle, würde es vielleicht
10 die rumänische Botschaft tun. Irgendwie mußte er ja nach Hause, denn der Autokauf war ausge-
11 schlossen. Bis zur Abreise jedenfalls würde ich keine ruhige Stunde haben.

12
13 Seine Illusion vom Auto aus dem Westen, die ihn schnurstracks zu mir geführt hat, ging mir
14 nicht aus dem Kopf. Er war kein einfältiger Bauer, sondern Diplom-Ingenieur. Der wissen muß-
15 te: ein Kraftfahrzeug wechselt nicht per Handschlag den Besitzer wie Kleinvieh auf dem Markt.
16 Sondern ist mit strengen, zeitraubenden amtlichen Formalitäten verbunden. Die sind schon im
17 eigenen Land unumgänglich. Richtig kompliziert wird es für einen Fremden, der im Ausland ei-
18 nen Wagen kauft. Ohne daß er verstünde, welche Auflagen es zu erfüllen gilt und was er blind
19 unterschreibt.

20
21 Als ich begriff, daß offenbar mir zugemutet worden war, alles zu erledigen, wuchs mein Mißmut
22 über die Sorglosigkeit meines visumlosen Besuchers zum Ärger. Ich konnte ihm freilich sagen,
23 sein Traum vom Auto sei zu Ende. Ein-zwei Tage lang, bis zur Heimreise per Bahn, würde ich
24 ihm Westberlin zeigen. So hätte er wenigstens etwas von der ersten großen Erkundungsfahrt mit
25 dem frisch erworbenen rumänischen Paß. Samt nützlicher Erfahrung für das nächste Mal.

26
27 So plante ich mich zu befreien von der Last, die mir ohne Vorwarnung zgedacht worden war.
28 Doch ich hatte die Hartnäckigkeit dieses Seklers unterschätzt. Er besaß die Adressen von ehema-
29 ligen Freunden aus Siebenbürgen, die jetzt in der Bundesrepublik Deutschland wohnten. Daß er
30 die nicht ohne Visum besuchen konnte, war ihm von vornherein klar. Aber die konnten nach
31 Berlin! Mein Schreibtisch wurde zum Telefonbüro, wo Ferngespräche geführt und entgegenge-
32 nommen wurden. Lange, teure Ferngespräche, vor allem mit Hamburg und Ingolstadt. Mal auf
33 Rumänisch (mit einem aus Siebenbürgen ausgewanderten Volksdeutschen), mal auf Ungarisch.
34 Ich hörte die Vokabeln für „Auto“. Der Traum dauerte also fort. Und den Träumer auf die Straße
35 setzen konnte ich nicht.

36
37 -- Die ungarische Sprache drückt bildhaft aus, daß Kühe sich plump hinzulegen pflegen, egal auf
38 was. Ein Mensch, der sich ungeniert auf den anderen stützt, „küht“ sich auf ihn. Ich spürte den
39 kuhschweren Druck dieses Besuchs, der keineswegs schon morgen oder übermorgen beendet
40 sein würde und meine Arbeiten störte. Um Schwierigkeiten bei meiner Dienststelle zu entgehen,
41 bat ich um Urlaub. Es war März, an der Universität Vorlesungspause, ich bekam einige Tage
42 frei.

43
44 Von früh bis spät fungierte ich nun als privater Fremdenführer. Als Übersetzer und Erklärer all
45 dessen, was den Sprachfremden interessierte, tat ich mich schwer. Zumeist fehlten mir die Voka-
46 beln. Meine Ungarischkenntnisse hatte ich stückweise erworben. Als Schüler dadurch, daß ich
47 einem gleichaltrigen ungarischen Jungen Deutsch beibringen sollte, der es nicht wollte. Wenn
48 seine Eltern nicht zuhörten, drehte er den Spieß um und lehrte mich ein Sortiment madjarischer
49 Wörter. Es amüsierte ihn sehr, wenn ich mich mit der Aussprache plagte und die Inhalte falsch
50 verstand.

51

1 Egy távoli rokon, kinek életéről alig tudtam valamit, nyakra-főre ideutazott. Hogy őt a Nyugat
 2 látványa elbűvölte, emlékeztetett engemet az én első csodálkozásomra Amerikában. Rendben
 3 van. Hogy vizum és külföldi biztosítás nélkül jött, nekem tehát kezeskednem kell érte, balesetnél
 4 vagy betegségnél vagy egyébnél nekem kell vállalnom a költséget, az nem volt rendben. Hogyan
 5 tudtam volna állandóan vigyázni, hogy vele semmi ne történjék? Már a koffer-affér teljesen
 6 igénybe vett engem, mert ő nyelvismeret nélkül még saját tulajdonának az elvesztését se volt ké-
 7 pes feljelenteni.

8
 9 A visszautazásra való jegy a következő probléma volt. Ha azt nem én fizetem meg, talán a román
 10 követség tenné. Hiszen valahogy haza kellett mennie, mert az autóvétél ki volt zárva. Az
 11 elutazásig mindenesetre nem lesz nyugodt órám.

12
 13 Illúziója a nyugati autóról, mely őt egyenest hozzám vezette, nem ment ki a fejemből. Ő nem
 14 együgyű paraszt volt, hanem okleveles mérnök. Akinek tudnia kellett: egy gépjármű nem kéz-
 15 fogással cserél gazdát mint apróíjóság a piacon. Hanem szigorú, időtrabló hivatalos formalitá-
 16 sokkal jár. Azok már a saját országban elkerülhetetlenek. Igazán komplikálttá válik egy idegen
 17 számára, aki külföldön vesz kocsit. Anélkül hogy megértené, milyen feltételek teljesítendőek és
 18 mit ír alá vakon.

19
 20
 21 Mikor felfogtam, hogy nyilván reám volt bízva mindent elintézni, rosszkedvem a vizumtalan lá-
 22 togoatom gondtalansága miatt haraggá nőtt. Persze mondhattam neki, hogy az autóról való álmá-
 23 nak vége van. Egy-két napon át, a hazautazásig vonaton, Nyugatberlint mutatnám meg neki. Így
 24 legalább valamelyé lenne az első nagy felderítő úttól a frissen szerzett román útlevelel. Hasznos
 25 tapasztalattal együtt a következő alkalomra.

26
 27 Így terveztem magamat felszabadítani a teher alól, amely előzetes figyelmeztetés nélkül nekem
 28 lett szánva. De én ennek a székelynek a nyakasságát alábecsültem. Voltak címei egykori erdélyi
 29 barátjainak, akik most a Német Szövetségi Köztársaságban laktak. Hogy azokat vizum nélkül
 30 nem látogathatja meg, az neki előre világos volt. De azok jöhettek Berlinbe! Íróasztalom telefon-
 31 irodává lett, ahol távbeszélgetések folytak és érkeztek be. Hosszú, drága távbeszélgetések, min-
 32 denekelőtt Hamburggal és Ingolstadtal. Hol románul (egy Erdélyből kivándorolt népi-némettel),
 33 hol magyarul. Hallottam az „autót” jelentő szavakat. Az álom tehát tovább tartott. És az álmodót
 34 az utcára kitenni nem tudtam.

35
 36
 37 -- A magyar nyelv képesen fejezi ki, hogy tehenek otrombán szoknak lefeküdni, mindegy mire.
 38 Egy ember, aki gátlás nélkül a másakra támaszkodik, rá-„tehenkedik”. Én éreztem a tehénsúlyú
 39 nyomását ennek a látogatásnak, amely egyáltalán nem holnap vagy holnapután érne már véget és
 40 munkáimat zavarta. Hogy szolgálati helyemen nehézségeket elkerüljek, szabadságot kértem.
 41 Március volt, az egyetemen előadási szünidő, kaptam pár szabad napot.

42
 43
 44 Kora reggeltől késő estig most privát idegenvezetőként fungáltam. Fordítója és magyarzója len-
 45 ni mindannak, ami a nyelvvidegent érdekelte, nehezemre esett. Leginkább a szavak hiányoztak
 46 nekem. Magyar nyelvtudásomat darabonként szereztem meg. Mint iskolás azáltal, hogy egy
 47 velem egykorú magyar fiút németre kellett volna tanítanom, aki nem akarta. Amikor szülei nem
 48 hallgattak oda, megfordította a nyársat és
 49 gyon mulattatta, ha a kiejtéssel kínlódtam é

Farkas, Josef-Gerhard: Seklerisches: eines „Gobe“ Berliner Luxusauto. Székelyesség: egy góbé berlini luxusautója.
